

Der Nordwesten



Halender

Für das Jahr 1907

Verlag von Der Nordwesten Publ. Co., Winnipeg, Man.

Bank of Hamilton

• • Etabliert 1872 • •

Hauptoffice: Hamilton, Ont.

Kapital \$2,400,000 Reserven \$2,400,000
Gesamt-Aktiva \$29,000,000

Direktorenrat:

Hon. Wm. Gibson, Präsident. J. Turnbull, Vice-Präs. u. Gen.-Man.
J. Proctor, G. Rutherford, Hon. J. S. Hendrie, E. A. Birge, E. G. Dalton.

Filialen in Manitoba, Saskatchewan, Alberta u. British Columbia:

Manitoba

Bradwardine	Kenton	Pilot Mound	Winkler
Brandon	Killarney	Blum Coulee	Winnipeg
Carberry	Manitou	Roland	Winnipeg
Carman	Miami	Snowflake	Grain
Gladstone	Winnedosa	Stonewall	Exchange
Hamiota	Morden	Swan Lake	Branch

Saskatchewan

Abernethy	Caron	Francis	Moose Jaw
Battleford	Indian Head	Welfort	Saskatoon

Alberta

Edmonton

Calgary

British Columbia

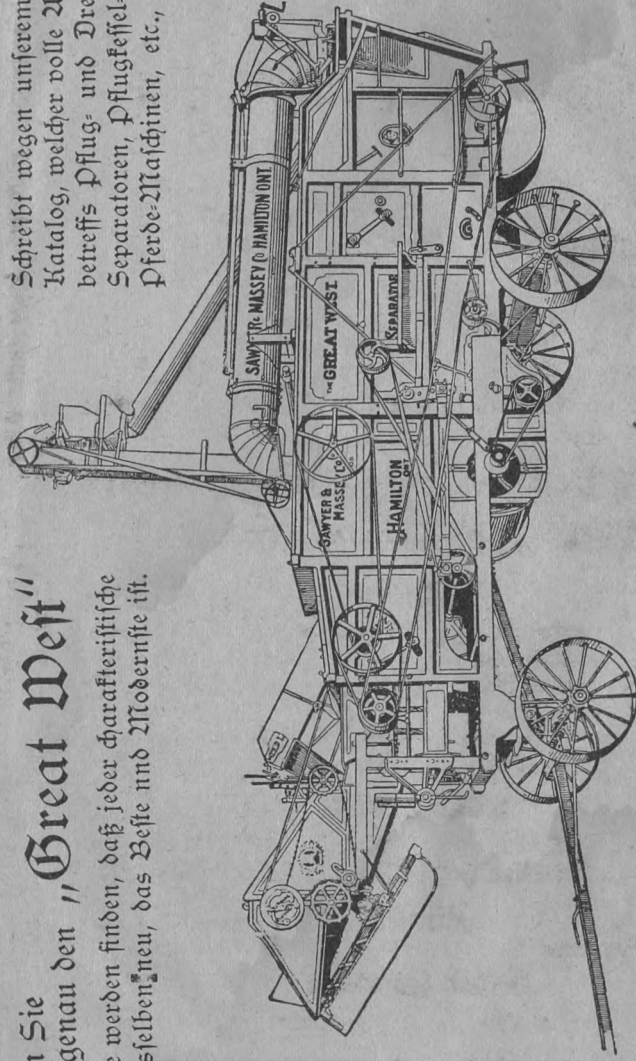
Fernie	Cedar Cove	Vancouver	Kamloops
--------	------------	-----------	----------

Bankgeschäfte aller Art besorgt. Sparkasse-Abt. in jeder Filiale.

Winnipeg Offices: Ecke Main Str. u. McDermot Ave.
Grain Exchange Filiale: Princess Str.

Prüfen Sie
genau den „Great West“
und Sie werden finden, daß jeder charakteristische
Zug deselben neu, das Beste und Modernste ist.

Schreibt wegen unserem Ideal-
Katalog, welcher volle Auskunft
betrifft Pflug- und Dreckschffel,
Separatoren, Pflugkessel-Tender,
Pferde-Maschinen, etc., erhält.



Unsere Spezialitäten:

Dampfschffel

Drescher- und Wegemaschinen.

Adresse:

Sawyer & Massey Co., Ltd.

Winnipeg - Manitoba.

Etabliert 1852]

Gillett's Waren sind die besten!

Zum Verkauf in jedem Grocery-Laden
im canadischen Nordwesten.

Magisches Backpulver.	Gillett's Mammoth Waschblau.
Gillett's perfum. Lauge.	Imperial Backpulver.
Magische Backsoda.	Gillett's Cream Tartar,
Gillett's Waschkrystalle.	Royal Hefenkuchen. [Weinstein.



Katarrh-Buch frei

Wie Katarrh zu kurieren ist.

Das beste Buch über Katarrh und dessen Kur, das jemals verschenkt wurde, wird von dessen Verfasser, dem Katarrh-Spezialisten Sproule, der berühmten Autorität in der Behandlung und Heilung des Katarrhs, absolut frei weggegeben. Das Buch enthält Auskunft von großem Werte.

Es war mit der ehrenhaften Absicht geschrieben, den durch Katarrh Leidenden zu helfen und behandelt die Ursachen, Gefahren und die Heilung dieser so gewöhnlichen, jedoch verätherischen Krankheit. Es erklärt wie Katarrh entsteht, wie er, wenn vernachlässigt, sich über den ganzen Körper verbreitet, Geschmack, Geruch und Gehör affiziert und wie ungehemmter Katarrh oft zur Auszehrung führt. Es zeigt ferner, wie man Katarrh gut u. für immer heilen kann. Vortreffliche Zeichnungen der besten Artisten illustrieren dessen Seiten. Wünschen Sie von Katarrh befreit zu sein, verschreiben Sie sich dieses Buch, um auszufinden, was da zu tun ist. Katarrh kann gänzlich geheilt werden und gibt Ihnen dieses Buch ausführliche Ratschläge hierüber. Wegen großer Nachfrage schreiben Sie heute noch danach. Schreiben Sie Ihren Namen und Adresse deutlich auf den Buch-Kupon u. schicken Sie diesen an Katarrh Spezialist Sproule, 464 Trade Bldg., Boston, Mass. Das Buch ist in deutscher Sprache geschrieben. Schreiben Sie in Englisch oder Deutsch.

Freier Katarrh-Buch-Kupon

Name

Adresse

.....

Baumeister, seht hier!

Es ist sehr wesentlich in einem kalten Lande für Gesundheit
u. Wohlbehagen, Ihre Häuser, Schuppen, etc., gut zu bauen.

Eddy's Teer-Papier

wird Ihnen hierin gute Dienste leisten.

Es hält die Kälte und Feuchtigkeit draußen

u. läßt die Hitze nicht hinaus. Bei allen Händlern zu haben.

Teese & Persse Limited

Winnipeg

Agenten

Manitoba

Dr. Richter's Anker Pain Expeller

ist die alte, deutsche, zuverlässige Hausmedizin,
deren Ruf so weit geht als die Zivilisation,
ein Einreibemittel — ohne Gleichen — gegen

**Rheumatismus, Neuralgie, Gicht, Hüftweh, Erkäl-
tungen und rheumatische Beschwerden aller Art.**

Man halte ihn immer vorrätig.

Preis 35 und 60 Cents die Flasche.

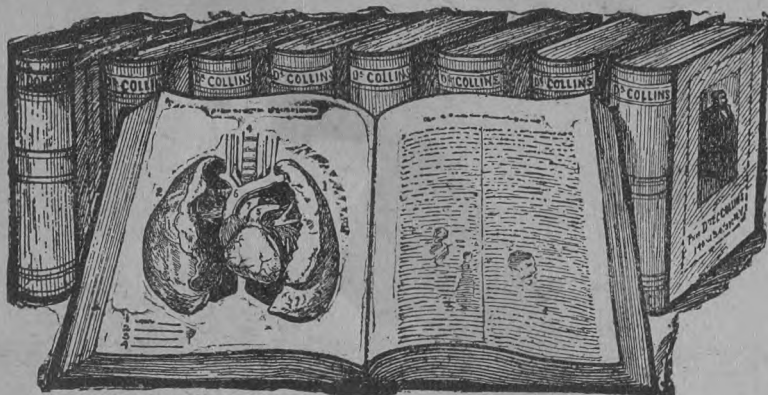
Agenten gesucht.

F. Ad. Richter & Company

Amerikanisches Zweiggeschäft:

215 Pearl Straße, New York.

50.000 FREI!



Das Buch für Alle!

Dieses Buch von 200 Seiten, mit vielen Bildern und sechs farbigen Illustrationen, behandelt alle Krankheiten, giebt an wie dieselben zu heilen und wie Krankheiten zu verhüten sind. Es ist ein treuer Ratgeber für Mann und Frau, für Mädchen und Jünglinge und sollte in keiner deutschen Familie in Amerika fehlen.

Dieses Buch ist in einfachem und klarem Styl geschrieben, so daß Jedermann, sowohl Gesunde wie Kranke, davon profitieren kann. — Man wende sich direkt an das

Doctor C. C. Collins Medical Institute,

(Bei Anfragen nenne man diesen Kalender.)

140 West 34. Straße, New York.

Eine absolut heilende Medizin

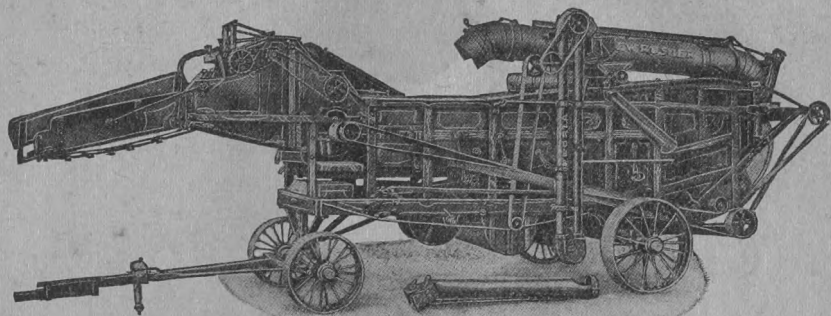
für alle Geschwüre und Wunden bei Menschen oder Tieren ist „Dr. Warnock's Ulcerure“. Es ist eine milde ölige Flüssigkeit, welche die Wunde durchdringt, ohne Schmerzen zu verursachen. „Dr. Warnock's Ulcerure“ wird sehr häufig in West-Canada gebraucht. Da es so nützlich beides im Haus und im Stall ist, sollte es in keinem Haushalte fehlen. Eine große Eigenschaft dieses Präparates ist, daß es Wunden heilt, ohne eine Narbe zu hinterlassen. Oft sind Pferde, die sich an Stachel- draht-Zäunen so schlimm verwundet hatten, daß man den Eigentümern anriet, die Tiere zu erschießen, durch „Dr. Warnock's Ulcerure“ geheilt worden u. nicht einmal eine Narbe war zu erkennen. Das Mittel ist so milde, daß es häufig für Halsübel bei Kindern und Erwachsenen Verwen- dung findet, indem es den Hals reinigt. Für Brandwunden, Verbri- hungen, Frostbeulen, alte Wunden, wundgeriebene Stellen, Stachel- draht Wunden und wurde Rizen ist „Dr. Warnock's Ulcerure“ das beste be- kannte Heilmittel. Volle Gebrauchsanweisungen in Deutsch. Wird in 25c und \$1.00 Flaschen verkauft. Sie können eine freie Flasche zur Probe per Post zugesandt erhalten, falls Sie uns Ihre Adresse zusenden.

Western Veterinary Co., Box 573, Winnipeg, Man.

CANADIAN PORT HURON CO.

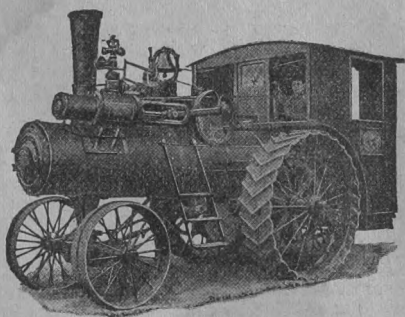
LIMITED

WINNIPEG, MANITOBA



Wir sind Fabrikanten von

Traktion und Portable **Dampfkesseln**



Spezielle Stahlgetriebe

Pflugmaschinen

sowie

Separatoren

und Sägemühlen.

Schreiben Sie wegen unserem
deutschen Katalog.

Adresse:

757—759 Henry Ave., Winnipeg, Man.

Ein Wort an Mütter!

Während die Anzeigen von Mrs. Winslows Soothing Syrup angeben, was die erfahrene Wärterin wußte, was der Syrup für Säuglinge getan hat und immer tun wird, läßt sich ebenso viel darüber sagen, was der Syrup für Mütter tut.

Durch Vinderung der Schmerzen der Kinder während des Zahnens gewährt der Syrup den Müttern Frieden am Tage und ungestörten Schlaf des Nachts.

Durch Vertreibung des Wind Kolik bei den Kindern beseitigt Mrs. Winslows Soothing Syrup eine der Hauptursachen der mütterlichen Sorge und weil ein Mittel gegen Durchfall, befreit es die Mütter von aller Besorgnis.

Deshalb kann die Mutter sich ihres Lebens freuen, am häuslichen Herd sowohl wie in Gesellschaften, da ihr Kind mit Hilfe von Mrs. Winslow's Soothing Syrup sich einer gedeihlichen Entwicklung erfreut. Es ist ein altbewährtes Mittel und ist von vielen Müttern während der letzten sechzig Jahre angewandt worden.

1840-1907 über 60 Jahre 1840-1907

Wichtig für alle Deutsch-Rußländer!

Wenn Ihr Cure in Rußland lebenden Angehörigen gut und billig nach Amerika befördert haben wollt, so wendet Euch vertrauensvoll an das von der russischen Regierung zum Verkauf von Schiffskarten konzeßionierte Kontor Handelshaus Alexander Rapoport, Odessa (Süd-Rußland), Ekaterinenstraße No. 85, Postfach (P. O. Box) No. 1212; General-Agentur der „Finnischen Dampfschiffahrts-Gesellschaft“ für ganz Rußland.

Welchen großen Vorteil Eure Freunde von einer Expedition durch mein Kontor haben, könnt Ihr daraus entnehmen, daß sie bis zum Hafenplate per Eisenbahn mit dritter Klasse befördert werden, wobei die Ozeanfahrt auf den allerbesten Schnell dampfern erfolgt. Auf meiner Linie haben sie nicht das gefährdete Bad, auch die Sachen werden nicht gedämpft, so daß Alles gut ankommt. Ich befördere von jeder gewünschten Station in Rußland bis zu jeder gewünschten Station in Amerika und Canada. Macht Eure Freunde auf diesen Vorteil aufmerksam und empfiehlt ihnen zur Reise das Handelshaus

Alex. Rapoport, Odessa (Rußland)
Ekaterinen Straße No. 85.

Billigste Preise!

Allenbesten Kost!

Die Hauptbedingungen der Gesundheit.

Schon vor Tausenden von Jahren hat der Mensch sich gewundert und darüber nachgedacht, was das Leben eigentlich ist. Er denkt noch heute darüber nach. Noch heute ist es fast ein ebenso großes Geheimnis wie damals. Nachforschungen und Experimente haben indessen ergeben, daß die Ursache des Lebens sich im Lebenssaft befindet; was aber diese Ursache oder dieser Lebensfunke wirklich ist, liegt noch im Dunkeln verborgen. Wir wissen es nicht, wir können nichts darüber sagen, wir wissen aber, daß sie dort zu finden ist. Alle medizinischen Schulen sind darüber einig, daß der Lebensfunke im Blut liegt. Diese Theorie wird auch durch Gottes Wort bestätigt, da wir in der heiligen Schrift lesen: „Das Blut ist das Leben“. Nachdem diese Tatsachen festgestellt sind, giebt es einige Bedingungen, welche ewig als richtig dastehen werden, und wir können nicht weit vom richtigen Wege abweichen, wenn wir diese treulich bei der Behandlung von Krankheiten im Gedächtnis behalten.

Nachdem wir erkannt haben, daß das Blut das Leben ist, müssen wir vor allen Dingen dafür sorgen, daß dieser Lebenssaft rein und kräftig erhalten wird, wenn wir uns guter Gesundheit erfreuen wollen. Dieses ist von ganz besonderer Wichtigkeit. Sobald unser Blut schwach oder unrein wird, leidet das ganze System darunter. Wir verlieren an Lebenskraft und Stärke. Unser gewohnter Appetit verschwindet. Das, was wir essen, verursacht Beschwerden. Wir werden krank. Der schwächste Teil unseres Körpers wird zuerst angegriffen. Es kann der Magen, das Herz, die Leber, die Nieren, die Lungen oder andere wichtige Organe sein. Unsere geschwächte Lebenskraft veranlaßt uns auch dazu, uns eine in unserer Umgebung herrschende Krankheit leicht zuzuziehen. Wir schweben gewissermaßen beständig in Gefahr.

Unreinigkeit des Bluts zeigt sich auf verschiedene Art. Schmerzen mögen sich bald hier, bald dort einstellen — Anfälle von Rheumatismus. Unsere Haut mag den Ausbruch von Unreinigkeiten zeigen. Alle diese Symptome müssen beachtet werden. Die Natur gebraucht einigen Weisrand, um die Gift- oder Abfallstoffe, welche sich im Körper angesammelt und die Beschwerden verursacht haben, durch die dazu bestimmten Kanäle abzuführen.

Heute noch wie früher ist es für das Publikum etwas Wunderbares, daß Krankheiten, welche der sogenannten höchsten wissenschaftlichen Geschicklichkeit Trotz geboten haben, dem milden Einfluß eines einfachen Hausmittels weichen, und dennoch ist das Geheimnis der ganzen Sache, daß es die Wurzel des Uebels angriff — die Unreinigkeit im Blut.

Dies ist die Wirkungsart des Forni's Alpenkräuter-Bluthebers, des altbewährten Kräuter-Heilmittels, fabriziert von

Dr. Peter Fahrney and Sons Co.,
112-118 So. Hohne Ave., Chicago, Ill.

Das Jahr 1907

ist ein gewöhnliches Jahr und seit

Erschaffung der Welt nach Calvisius.....	das 5856ste
Christi Tod.....	1874 "
Zerstörung Jerusalems.....	1837 "
Erfindung der Buchdruckerkunst.....	467 "
Entdeckung Amerikas durch Columbus.....	416 "
Luthers Reformation.....	390 "
Unabhängigkeit der Ver. Staaten.....	132 "
Konstituierung der Dominion of Canada.....	41 "
Gründung des deutschen Kaiserreichs.....	36 "

Das Jahr 5668 der jüdischen Zeitrechnung beginnt mit Sonnenuntergang am 8. September 1907.

Das Jahr 1325 nach mohamedanischer Zeitrechnung beginnt am 14. Februar 1907.

Das 7te Regierungsjahr unseres Königs Edward VII. beginnt am 22. Januar 1907.

Die Russen beginnen das 1907te Jahr mit ihrem 1., unserm 14. Januar.

Der erste Januar 1907 ist der 2,417,577ste Tag seit Beginn der Julianischen Zeitrechnung.

Finsternisse.

Im Jahre 1907 ereignen sich 4 Finsternisse, 2 an der Sonne und 2 am Mond:

1. Eine Total Sonnenfinsterniß am 13. Januar, sichtbar in Asien.
2. Eine teilweise Mondfinsterniß am 29. Januar, teilweise hier sichtbar.
3. Eine teilweise Sonnenfinsterniß am 10. Juli, sichtbar in Süd-Amerika.
4. Eine teilweise Mondfinsterniß am 24.—25. Juli Anfangs sichtbar in Europa, Süd- und Nord-Amerika, mit Ausnahme des Nordwesten.

Anfang der Jahreszeiten:

	Winnipeg	Regina	Calgary
Frühling	21. März 1 Uhr 33 Minuten abends	1 Stunde früher	2 Stunden früher
Sommer	22. Juni 9 Uhr 23 Minuten morgens	1 " "	2 " "
Herbst	24. September 9 Minuten morgens	1 " "	2 " "
Winter	22. Dezember 6 Uhr 52 Minuten abends	1 " "	2 " "

Morgen und Abendsterne.

Venus ist ein Morgenstern bis zum 14. September, dann ein Abendstern bis zum Ende des Jahres.

Mars ist ein Morgenstern bis zum 6. Juli, dann ein Abendstern.

Jupiter ist ein Abendstern bis zum 16. Juli, dann ein Morgenstern.

Saturn ist ein Abendstern bis zum 9. März, ein Morgenstern bis zum 17. September, dann ein Abendstern.

Chronologische Kennzeichen für 1907.

Sonntagsbuchstabe	F	Goldene Zahl	8	Römer Zinszahl	5
Epacten	16	Sonnen Zirkel	12	Julianische Periode	6620

Oster-Tabelle.

1908.....	19. April.	1910.....	27. März.
1909.....	11. April.	1911.....	16. April.

Bewegliche feste.

Epiphania.....	6. Jan.	Gründonnerstag.....	28. März
Septuagesima.....	27. Jan.	Charfreitag.....	29. März
Sexagesima.....	3. Febr.	Ostersonntag.....	31. März
Quinquagesima.....	10. Febr.	Himmelfahrt Christi.....	9. Mai
Fastnacht.....	12. Febr.	Pfingstsonntag.....	19. Mai
Aschermittwoch.....	13. Febr.	Trinitatisfest.....	26. Mai
1. Sonntag in der Fasten.....	17. Febr.	Froheleichnamsfest.....	30. Mai
Maria Verkündigung.....	25. März	1. Sonntag im Advent.....	1. Dez.
Palm-Sonntag.....	24. März	Sonntage nach Trinitatis sind 26.	

Unbewegliche feste

Neujahr.....	1. Jan.	Johannistag.....	24. Juni
Thronbesteigung Eduard VII.	22. Jan.	Dominiontag.....	1. Juli
St. Patrick.....	17. März	Arbeiter-Tag.....	2. Sept.
Victoria-Tag.....	24. Mai	König Eduard VII. geboren.....	8. Nov.
Prinz von Wales geboren.....	3. Juni	Weihnacht (Mittwoch).....	25. Dez.

Widder, Aries, Kopf.

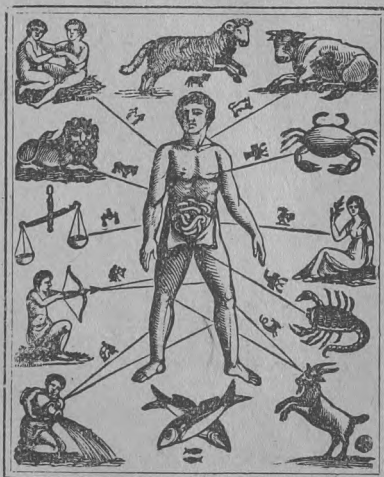
Zwillinge
Gemini
Schulter

Löwe
Leo
Herz

Waage
Libra
Nieren

Schütze
Sagittarius
Schenkel

Wassermann
Aquarius
Beine



Stier
Taurus
Rücken

Krebs
Cancer
Brust

Jungfrau
Virgo
Gebärme

Skorpion
Scorpio
Lenden

Steinbock
Capricornus
Kniee



















Fische, Piesces, Füße.

Die in diesem Kalender angegebene Zeit ist die Standard-Zeit des 90. und 105. Meridians. Um die Durchschnittszeit für eine bestimmte Gegend zu erhalten, subtrahiere man vier Minuten für jeden Grad westlich und addiere vier Minuten für jeden Grad östlich von diesen Meridianen.

Erster Monat.

Januar 1907.

31 Tage

Datum und Wochen- Tage.	Kalender-Namen und Feste.	Mor- de- Geichen.	Sonnen Auf- u. Untg. Manitoba.	Sonnen Auf- u. Untg. Sask.	Sonnen Auf- u. Untg. Alta.	Mani- toba Mond Auf- gang.	Mani- toba Mond Auf- gang.
1 D.	Neujahr		7 59 4 10	8 19 3 50	8 8 4 0	6 6 19	
2 M.	Abel Seth	"	7 59 4 11	8 19 3 51	8 8 4 1	7 8 20	
3 D.	Enoch	"	7 59 4 12	8 19 3 52	8 8 4 2	8 13 21	
4 F.	Isabella		7 58 4 14	8 18 3 54	8 7 4 3	9 20 22	
5 S.	Simeon	"	7 58 4 15	8 17 3 55	8 7 4 4	10 30 23	
1. Sonntag Epiphani. Matth. 3. Tageslänge: Man. 8.18, Sask. 7.39, Alta. 7.59							
6 S.	Epiphani		7 58 4 16	8 17 3 56	8 7 4 6	11 44 24	
7 M.	Lucian		7 57 4 17	8 16 3 58	8 7 4 7	Borm. 25	
8 D.	Erhardus		7 57 4 19	8 16 3 59	8 6 4 8	0 51 26	
9 M.	Julianus	"	7 56 4 20	8 15 4 18	6 4 10	2 8 27	
10 D.	Pauli Einf	"	7 56 4 21	8 15 4 28	5 4 12	3 29 28	
11 F.	Hyginus		7 55 4 22	8 14 4 38	4 4 13	4 50 29	
12 S.	Reinhold	"	7 55 4 24	8 14 4 48	4 4 15	6 4 30	
2. 1. Sonntag nach Epiphan. Joh. 1. Tageslänge: Man. 8.31, Sask. 7.53, Alta. 8.14							
13 S.	Gilarius		7 54 4 25	8 13 4 68	3 4 17	7 15 31	
14 M.	Felix		7 53 4 26	8 12 4 88	2 4 19	Untg. 1	
15 D.	Maurus	"	7 53 4 28	8 11 4 108	1 4 20	6 22 2	
16 M.	Marcell.		7 52 4 29	8 10 4 128	0 4 21	7 38 3	
17 D.	Antonius	"	7 51 4 30	8 10 4 147	59 4 23	8 55 4	
18 F.	Petri St.	"	7 50 4 32	8 9 4 167	58 4 24	10 10 5	
19 S.	Sarah		7 49 4 33	8 8 4 187	57 4 26	11 19 6	
3. 2. Sonntag nach Epiphan. Matth. 3. Tageslänge: Man. 8.47, Sask. 8.14, Alta. 8.32							
20 S.	Jab. u. Seb		7 48 4 35	8 6 4 207	56 4 28	Borm 7	
21 M.	Agnes		7 47 4 37	8 4 4 217	55 4 30	0 22 8	
22 D.	Vincent.	"	7 46 4 39	8 2 4 237	54 4 32	1 29 9	
23 M.	Emerent	"	7 45 4 40	8 1 4 257	53 4 33	2 34 10	
24 D.	Timotheus		7 43 4 42	7 59 4 277	51 4 35	3 36 11	
25 F.	Pauli Bef.	"	7 42 4 44	7 58 4 297	50 4 37	4 33 12	
26 S.	Koltharp.		7 41 4 45	7 56 4 307	48 4 38	5 31 13	
4. 3. Sonntag Septuagesima. Matth. 16. Tagesl.: Man. 9.07, Sask. 8.39, Alta. 8.54							
27 S.	Wilhelm II geb.		7 40 4 47	7 54 4 327	46 4 40	6 22 14	
28 M.	Carolus		7 39 4 48	7 53 4 347	44 4 42	7 7 15	
29 D.	Valerius		7 38 4 50	7 51 4 367	43 4 43	Aufg. 16	
30 M.	Adelgund	"	7 36 4 52	7 49 4 387	42 4 45	6 4 17	
31 D.	Virgilius		7 35 4 54	7 48 4 407	41 4 47	7 12 18	

Januar

Das Wetter wird auch
dieses Jahr
ziemlich so wie's
früher war.



1907

Der Abend rot, und
weiß das Morgenlicht,
Dann trifft den Wand-
rer böses Wetter nicht.

Mond-Wechsel,

Winnipeg.

Letztes Viertel	7,	8	Ahr 18 Minuten.
Neumond	13,	11	" 28 "
Erstes Viertel	21,	2	" 13 "
Vollmond	29,	7	" 16 "

Westlich von Brandon 1 Stunde früher.

Das Wetter.

Anfänglich ist die Witterung wechselhaft und kalt. Um die zweite Woche setzt windiges und stürmisches Wetter ein, die dritte Woche aber ist frostig und kalt und der Monat endet mit Schnee und Sturm.





Notiz-Kalender.

14	
1	
1	
2	
3	
4	
5	
6	
32	
7	
8	
9	
0	
1	
2	
3	
4	
5	
6	
7	
8	

Zweiter Monat.

Februar 1907.

28 Tage

Datum und Wochen- Tage.	Kalender-Namen und Feste.	Mond- Geißen.	Sonnen Auf- u. Untg. Man.	Sonnen Auf- u. Untg. Sast.	Sonnen Auf- u. Untg. Alta.	Man. Mond Aufg. u. Unter- gang.	Auffüßiger Kalender
1 F.	Brigitta		7 34 4 55	7 46 4 42	7 40 4 49	8 21	19
2 S.	Vichtmeß		7 32 4 57	7 44 4 44	7 38 4 51	9 33	20
5. 4. Sonntag Sagagesima. Matth. 17. Tageslänge: Man. 9.26, Sast. 9.23, Alta. 9.20							
3 S.	Blasius		7 30 4 59	7 42 4 46	7 36 4 53	10 42	21
4 M.	Beronica	"	7 28 5 0	7 40 4 48	7 34 4 55	11 56	22
5 D.	Agatha		7 27 5 2	7 39 4 50	7 33 4 57	Borm	23
6 M.	Dorothea	"	7 26 5 4	7 37 4 52	7 31 4 59	1 12	24
7 D.	Richard		7 24 5 6	7 35 4 54	7 29 5 1	2 29	25
8 F.	Salomon	"	7 22 5 8	7 33 4 56	7 27 5 3	3 44	26
9 S.	Apollonia		7 20 5 9	7 31 4 58	7 25 5 5	4 54	27
6. Sonntag Quinquagesima. Joh. 8. Tageslänge: Man. 9.50, Sast. 9.32, Alta. 9.45							
10 S.	Scholastika		7 19 5 11	7 30 5 0	7 24 5 6	5 58	28
11 M.	Euphrosina		7 18 5 13	7 28 5 2	7 22 5 8	6 49	29
12 D.	Fastnacht	"	7 16 5 15	7 26 5 4	7 20 5 10	Untg.	30
13 M.	Aschermittwoch		7 14 5 16	7 24 5 6	7 18 5 12	6 29	31
14 D.	Valentin	"	7 12 5 17	7 22 5 8	7 16 5 14	7 45	1
15 F.	Faustinus		7 10 5 19	7 19 5 10	7 14 5 15	8 57	2
16 S.	Julianus	"	7 8 5 21	7 17 5 12	7 12 5 17	10 6	3
7. Sonntag Invocabit. Joh. 8. Tageslänge: Man. 10.13, Sast. 10.12, Alta. 10.09							
17 S.	Theodorus		7 6 5 23	7 14 5 14	7 10 5 19	11 13	4
18 M.	Concordia		7 4 5 24	7 12 5 16	7 8 5 21	Borm.	5
19 D.	Susanna	"	7 3 5 26	7 10 5 18	7 6 5 23	0 18	6
20 M.	Eucharis		7 1 5 28	7 8 5 20	7 4 5 24	1 24	7
21 D.	Gleonore	"	7 0 5 30	7 6 5 22	7 2 5 26	2 24	8
22 F.	Serenus		6 58 5 31	7 4 5 24	7 0 5 28	3 21	9
23 S.	Reinhard	"	6 56 5 33	7 2 5 26	6 58 5 30	4 15	10
8. Sonntag Reminiscere. Joh. 9. Tageslänge: Man. 10.40, Sast. 10.40, Alta. 10.39							
24 S.	Matthias		6 53 5 35	7 0 5 28	6 56 5 32	5 3	11
25 M.	Victorinus		6 51 5 36	6 57 5 30	6 54 5 34	5 45	12
26 D.	Restorius	"	6 49 5 38	6 55 5 32	6 52 5 36	6 21	13
27 M.	Hektor		6 47 5 40	6 53 5 34	6 50 5 38	Aufg.	14
28 D.	Iustus	"	6 45 5 42	6 50 5 36	6 48 5 40	6 8	15

Februar

Wenns der Hornung
gnädig macht,
Bringt der Lenz den
Frost bei Nacht.



1907

Den Stinf' Nebels
Gewalt,
Macht das Wetter
rauh und kalt.

Mond=Wechsel,

Letztes Viertel 5, 6 Uhr 23 Minuten.

Neutmond	12,	11	"	14	"
----------	-----	----	---	----	---

Erstes Viertel	19,	10	"	6	"
----------------	-----	----	---	---	---

Bollmond	27,	11	"	54	"
----------	-----	----	---	----	---




















Westlich von Brandon 1 Stunde früher.

Winnipeg.

Das Wetter.

Der Monat beginnt klar und kalt, um den 12. aber finden sich Stürme. Am 19. oder 20. wird die Witterung klar und frostig und während der letzten Woche veränderlich und zeitweise sehr kalt sein.





















Notiz-Kalender.

Datum und Wochen- Tage.	Kalender-Namen und Feste.	Mond- Gefhen.	Sonnen Auf- u. Untg. Man.	Sonnen Auf- u. Untg. Sast.	Sonnen Auf- u. Untg. Alta.	Man. Mond Aufg. u. Unter- gang.	Aufsteig. Kalender.
1 F.	Albinus		6 43 5	44 6 48 5	38 6 46 5	42 7 23 16	
2 S.	Simpl		6 41 5	45 6 45 5	40 6 43 5	43 8 33 17	
9. Sonntag Oculi. Joh. 10. Tageslänge: Man. 11.00, Sast. 10.59, Alta. 11.04							
3 S.	Runigunde		6 39 5	47 6 43 5	42 6 41 5	45 9 46 18	
4 M.	Adrian		6 37 5	49 6 40 5	44 6 39 5	47 11 2 19	
5 D.	Friedrich	"	6 35 5	50 6 37 5	46 6 36 5	48 Vorm. 20	
6 M.	Fridolin		6 33 5	52 6 35 5	48 6 34 5	50 0 18 21	
7 D.	Quatemb. 	"	6 30 5	53 6 33 5	50 6 32 5	51 1 33 22	
8 F.	Philemon		6 28 5	55 6 30 5	52 6 30 5	53 2 43 23	
9 S.	40 Ritter	"	6 26 5	56 6 28 5	54 6 28 5	55 3 49 24	
10. Sonntag Laetare. Joh. 11. Tageslänge: Man. 11.32, Sast. 11.31, Alta. 11.32							
10 S.	Lagus		6 24 5	58 6 25 5	56 6 25 5	57 4 41 25	
11 M.	Rosina	"	6 22 5	59 6 23 5	58 6 22 5	59 5 25 26	
12 D.	Gregorius		6 20 6	1 6 21 5	59 6 20 6	0 6 0 27	
13 M.	Euphr. 	"	6 18 6	2 6 19 6	1 6 18 6	2 6 31 28	
14 D.	Zacharius		6 16 6	4 6 17 6	3 6 16 6	4 Untg. 1	
15 F.	Quatember	"	6 14 6	5 6 14 6	5 6 13 6	6 7 47 2	März.
16 S.	Henriette	"	6 12 6	7 6 11 6	7 6 11 6	8 8 52 3	
11. Sonntag Judica. Joh. 11. Tagesl.: Man. 12.00, Sast. 12.00, Alta. 12.00							
17 S.	St. Patrick		6 9 6	9 6 9 6	9 6 9 6	9 10 2 4	
18 M.	Anselm	"	6 7 6	11 6 6 6	11 6 7 6	11 11 10 5	
19 D.	Joseph.		6 5 6	13 6 3 6	13 6 5 6	13 Vorm. 6	
20 M.	Joachim	"	6 3 6	14 6 1 6	15 6 2 6	15 0 13 7	
21 D.	Benedikt. 	"	5 59 6	16 5 59 6	17 6 0 6	17 1 12 8	
22 F.	Raphael		5 58 6	17 5 57 6	18 5 57 6	18 2 7 9	
23 S.	Eberhard	"	5 56 6	19 5 55 6	20 5 55 6	20 2 57 10	
12. Sonntag Palmarum. Joh. 12. Tageslänge Man. 12.25, Sast. 12.26, Alta. 12.29							
24 S.	Palmsonntag		5 54 6	20 5 52 6	22 5 52 6	22 3 41 11	
25 M.	Mariä Verk	"	5 51 6	22 5 49 6	24 5 50 6	24 4 21 12	
26 D.	Emanuel	"	5 49 6	24 5 47 6	26 5 48 6	25 4 53 13	
27 M.	Rupert		5 47 6	25 5 44 6	28 5 46 6	26 5 22 14	
28 D.	Gründon.	"	5 45 6	26 5 42 6	30 5 44 6	28 5 47 15	
29 F.	Charfreit. 		5 43 6	28 5 39 6	32 5 42 6	30 Aufg. 16	
30 S.	Guido	"	5 40 6	30 5 37 6	34 5 40 6	31 7 31 17	
13. Oster-Sonntag. Matth. 28. Tageslänge: Man. 12.50, Sast. 12.50, Alta. 12.54							
31 S.	Osterson.		5 38 6	31 5 35 6	36 5 37 6	33 8 50 18	

Vierter Monat.

April 1907.

30 Tage.

Datum und Wochen- Tage.	Kalender-Namen und Feste.	Monds- Zeichen.	Sonnen Auf- u. Untg. Man.		Sonnen Auf- u. Untg. Saßf.		Sonnen Auf- u. Untg. Alta.		Man. Mond Aufg. u. Unter- gang.	Ausfüh- licher Kalender
			Aufg.	Untg.	Aufg.	Untg.	Aufg.	Untg.		
1 M.	Ostermontag		5 36	6 33	5 32	6 37	5 34	6 35	10 6	19
2 D.	Theodosia		5 34	6 35	5 30	6 39	5 32	6 37	11 26	20
3 M.	Gottlieb	"	5 32	6 36	5 27	6 41	5 30	6 39	Vorm.	21
4 D.	Ambrosius		5 30	6 38	5 25	6 43	5 27	6 40	0 38	22
5 F.	Vincenz		5 28	6 39	5 22	6 44	5 25	6 42	1 43	23
6 S.	Frenaus		5 25	6 40	5 20	6 46	5 22	6 43	2 37	24
14. Sonntag Quasimodogeniti. Luf. 24. Tagesl.: Man. 13.17, Saßf. 13.18, Alta. 13.21										
7 S.	Aron		5 23	6 42	5 18	6 48	5 20	6 44	3 24	25
8 M.	Cölestinus		5 21	6 43	5 15	6 50	5 18	6 46	4 4	26
9 D.	Mar Kleo.	"	5 19	6 45	5 12	6 52	5 15	6 48	4 31	27
10 M.	Daniel	"	5 17	6 47	5 10	6 54	5 13	6 50	4 57	28
11 D.	Leo		5 14	6 48	5 7	6 56	5 11	6 52	5 21	29
12 F.	Zeno		5 12	6 49	5 5	6 58	5 9	6 54	Untg.	30
13 S.	Hermenegild		5 10	6 51	5 2	7 0	5 7	6 56	7 47	31
15. Misericordias Domini. Joh. 21. Tageslänge: Man. 13.43, Saßf. 13.41, Alta. 13.48										
14 S.	Tiburtius		5 7	6 53	5 0	7 2	5 4	6 57	8 53	1
15 M.	Anastasia	"	5 5	6 55	4 58	7 4	5 2	6 59	10 0	2
16 D.	Turibius		5 4	6 56	4 56	7 5	5 0	7 0	11 1	3
17 M.	Rudolph	"	5 2	6 58	4 54	7 7	4 58	7 2	11 58	4
18 D.	Ullmann		5 0	6 59	4 51	7 9	4 56	7 4	Vorm.	5
19 F.	Werner	"	4 58	7 1	4 49	7 11	4 53	7 6	0 51	6
20 S.	Victor		4 56	7 3	4 46	7 13	4 51	7 8	1 37	7
16. Sonntag Jubilate. Joh. 17. Tagesl.: Man. 14.06, Saßf. 14.10, Alta. 14.1 ³										
21 S.	Adolar		4 54	7 4	4 44	7 14	4 49	7 9	2 17	8
22 M.	Soter	"	4 52	7 5	4 41	7 16	4 47	7 11	2 52	9
23 D.	St. Georg		4 50	7 7	4 39	7 18	4 44	7 13	3 22	10
24 M.	Albert	"	4 48	7 9	4 37	7 20	4 42	7 14	3 47	11
25 D.	Mar kus		4 46	7 10	4 35	7 22	4 40	7 16	4 12	12
26 F.	Kletus	"	4 44	7 12	4 33	7 23	4 39	7 17	4 33	13
27 S.	Anastafius		4 42	7 14	4 31	7 25	4 37	7 18	Aufg.	14
17. Sonntag Cantate. Joh. 17. Tagesl.: Man. 14.32, Saßf. 14.34, Alta. 14.40										
28 S.	Vitalis		4 40	7 16	4 28	7 27	4 35	7 20	7 46	15
29 M.	Petrus	"	4 38	7 17	4 26	7 29	4 33	7 22	9 8	16
30 D.	Quirinus		4 31	7 19	4 24	7 31	4 31	7 24	10 24	17

Fünfter Monat.

Mai 1907.






















31 Tage.

Datum und Wochen- Tage.	Kalender-Namen und Feste.	Monde- Zeichen.	Sonnen Auf- u. Untg. Man.				Sonnen Auf- u. Untg. Saßf.				Sonnen Auf- u. Untg. Alta.				Man. Mond Aufg. u. Unter- gang.	Aufsicht- Kalender.
1 M.	Phil. Jak.		4	35	7	20	4	22	7	33	4	29	7	26	11 35	18
2 D.	Sigism.		4	33	7	22	4	20	7	35	4	27	7	28	Borm	19
3 F.	† Auffind.	"	4	31	7	23	4	18	7	37	4	25	7	29	0 39	20
4 S.	Florian.		4	29	7	24	4	16	7	39	4	23	7	31	1 26	21
18. Sonntag Rogate. Joh. 17. Tageslänge: Man. 14.52, Saßf. 14.54, Alta. 14.52																
5 S.	Gottthard		4	28	7	25	4	14	7	41	4	21	7	33	2 6	22
6 M.	Dietrich		4	27	7	27	4	12	7	42	4	20	7	34	2 37	23
7 D.	Stanislaus	"	4	25	7	28	4	10	7	44	4	18	7	36	3 6	24
8 M.	Mich. E.		4	23	7	30	4	8	7	46	4	16	7	38	3 26	25
9 D.	Chr. Himmelfahrt	"	4	21	7	31	4	6	7	47	4	14	7	39	3 50	26
10 F.	Gordian.	"	4	20	7	33	4	4	7	49	4	12	7	41	4 12	27
11 S.	Mamertus		4	19	7	34	4	3	7	51	4	11	7	42	4 30	28
19. Sonntag Trinitatis. Joh. 14. Tageslänge: Man. 15.12, Saßf. 15.18, Alta. 15.22																
12 S.	Pantrat.		4	18	7	36	4	1	7	53	4	9	7	44	Untg.	29
13 M.	Servatius		4	16	7	38	3	59	7	55	4	7	7	46	8 50	30
14 D.	Christian	"	4	14	7	39	3	57	7	56	4	6	7	47	9 51	1
15 M.	Sophia		4	12	7	41	3	55	7	58	4	5	7	49	10 45	2
16 D.	Peregrin	"	4	11	7	42	3	54	7	59	4	4	7	50	11 36	3
17 F.	Jobst	"	4	9	7	43	3	52	8	1	4	2	7	52	Borm.	4
18 S.	Viborius		4	8	7	45	3	50	8	3	4	0	7	53	9 17	5
20. Pfingstsonntag. Joh. 14. Tageslänge: Man. 15.33, Saßf. 15.40, Alta. 15.44																
19 S.	Pfingstsonnt.		4	7	7	46	3	49	8	5	3	59	7	54	0 53	6
20 M.	Pfingstmon		4	6	7	47	3	47	8	6	3	57	7	56	1 26	7
21 D.	Prudent.	"	4	5	7	48	3	46	8	7	3	56	7	57	1 50	8
22 M.	Helene	"	4	4	7	49	3	45	8	9	3	54	7	59	2 14	9
23 D.	Desiderius		4	3	7	51	3	43	8	11	3	53	8	0	2 35	10
24 F.	Victoria-Tag	"	4	2	7	53	3	42	8	13	3	52	8	1	3 3	11
25 S.	Urbanus		4	1	7	54	3	41	8	14	3	51	8	3	3 28	12
21. Sonntag Trinitatis. Matth. 28. Tagesl: Man. 15.52, Saßf. 16.00, Alta. 16.03																
26 S.	Eduard		4	0	7	55	3	40	8	15	3	50	8	4	3 55	13
27 M.	Lucianus		3	59	7	56	3	38	8	17	3	49	8	5	Aufg.	14
28 D.	Wilhelm	"	3	58	7	57	3	37	8	18	3	48	8	7	9 18	15
29 M.	Maximilian		3	57	7	58	3	36	8	20	3	47	8	8	10 26	16
30 D.	Frohnleichn.	"	3	56	7	59	3	35	8	21	3	47	8	9	11 23	17
31 F.	Manilius		3	55	8	0	3	34	8	22	3	46	8	10	Borm.	18

Sechster Monat.

Juni 1907.

30 Tage

Datum und Wochen- Tage.	Kalender-Namen und Feste.	Mond- Geiten.	Sonnen Auf- u. Untg. Man.	Sonnen Auf- u. Untg. Sasf.	Sonnen Auf- u. Untg. Alta.	Man. Mond Aufg. u. Unter- gang.	Kalender.
1	S. Nicodemus		3 54 8 01	3 33 8 23	3 45 8 11	0 6	19
22.	1. Sonntag nach Trinitatis. Matth. 5. Tagesl.: Man. 16.09, Sasf. 16.52, Alta. 16.28						
2	S. Prinz v. Wales'geb		3 53 8 23	3 32 8 24	3 44 8 12	0 41	20
3	M. Quirinusz	"	3 53 8 33	3 32 8 25	3 44 8 13	1 11	21
4	D. Bonifacius		3 52 8 43	3 31 8 26	3 43 8 14	1 31	22
5	M. Norbert 	"	3 52 8 53	3 30 8 27	3 42 8 15	1 54	23
6	D. Robert	"	3 51 8 63	3 30 8 28	3 42 8 16	2 19	24
7	F. Medardus		3 51 8 73	3 29 8 29	3 41 8 17	2 40	25
8	S. Primus	"	3 50 8 73	3 29 8 30	3 40 8 17	3 3	26
23.	2. Sonntag nach Trinitatis. Matth. 5. Tagesl.: Man. 16 18, Sasf. 17.03, Alta. 16.38						
9	S. Flavius		3 50 8 83	3 28 8 31	3 40 8 18	3 27	27
10	M. Barnabas	"	3 50 8 93	3 27 8 32	3 39 8 19	3 59	28
11	D. Basilides	"	3 50 8 103	3 27 8 33	3 39 8 19	Untg.	29
12	M. Tobias 		3 50 8 113	3 27 8 34	3 39 8 20	9 32	30
13	D. Johannes, N.	"	3 49 8 113	3 27 8 35	3 39 8 20	10 16	31
14	F. Vitus		3 49 8 123	3 26 8 35	3 39 8 21	10 54	1
15	S. Lupina	"	3 49 8 123	3 26 8 36	3 38 8 22	11 28	2
24.	3. Sonntag nach Trinitatis. Matth. 5. Tagesl.: Man. 16.24, Sasf. 17.10, Alta. 16.44						
16	S. Laura		3 49 8 133	3 26 8 36	3 38 8 22	11 55	3
17	M. Arnolphus		3 49 8 133	3 26 8 36	3 38 8 23	Borm.	4
18	D. Gervasius	"	3 49 8 133	3 26 8 36	3 38 8 23	0 20	5
19	M. Victoria Thronbe.		3 49 8 143	3 26 8 36	3 38 8 24	0 41	6
20	D. Albinus 	"	3 49 8 143	3 26 8 37	3 38 8 24	1 1	7
21	F. Achatius		3 50 8 143	3 26 8 37	3 38 8 24	1 26	8
22	S. Agrippa	"	3 50 8 143	3 26 8 37	3 39 8 24	1 51	9
25.	4. Sonntag nach Trinitatis. Matth. 14. Tagesl.: Man. 16.24, Sasf. 17.11, Alta. 16 45						
23	S. Eulogius		3 50 8 143	3 26 8 37	3 39 8 24	2 22	10
24	M. Johannes		3 50 8 143	3 27 8 37	3 39 8 24	2 55	11
25	D. Jeremias	"	3 51 8 143	3 27 8 38	3 40 8 25	Aufg.	12
26	M. Siebenschläf.		3 51 8 143	3 27 8 38	3 40 8 25	9 10	13
27	D. Leo		3 51 8 143	3 28 8 38	3 41 8 25	10 0	14
28	F. Lucina 	"	3 52 8 143	3 28 8 38	3 41 8 25	10 43	15
29	S. Pet. Paul		3 52 8 143	3 29 8 38	3 42 8 25	11 12	16
26.	5. Sonntag nach Trinitatis. Matth. 6. Tagesl.: Man. 16.21, Sasf. 17.7, Alta 16 41						
30	S. Dom.-Tag		3 53 8 14	3 30 8 37	3 43 8 24	11 39	17

Datum und Wochen- tage	Kalender-Namen und Feste.	Monde- Zeichen.	Sonnen Auf- u. Untg. Man.	Sonnen Auf- u. Untg. Sasf.	Sonnen Auf- u. Untg. Alta.	Monb Auf-und Unter- gang. Man.	Russischer Kalender
1 M.	Cornelius		3 54 8 14	3 30 8 37	3 44 8 24	11 59	18
2 D.	Mariä Heim.		3 55 8 14	3 31 8 36	3 44 8 23	Borm.	19
3 M.	Ulrich	"	3 56 8 13	3 32 8 35	3 45 8 23	0 24	20
4 D.	Wandelin		3 56 8 13	3 33 8 35	3 45 8 23	0 48	21
5 F.	Gaias	"	3 57 8 12	3 34 8 34	3 46 8 22	1 9	22
6 S.	Willibald	"	3 58 8 12	3 35 8 34	3 47 8 22	1 31	23
27.	6. Sonntag n. Trinitatis.		Matth. 6. Tagesl. Man. 16.12, Sasf. 16.57, Alta. 16.33				
7 S.	Kilian		3 59 8 11	3 36 8 33	3 48 8 21	2 0	24
8 M.	Zeno	"	4 0 8 10	3 37 8 32	3 49 8 20	2 36	25
9 D.	Hundt		4 1 8 10	3 38 8 31	3 50 8 19	3 14	26
10 M.	Pius	"	4 1 8 9	3 40 8 30	3 51 8 18	Untg.	27
11 D.	Heinrich		4 2 8 8	3 41 8 29	3 52 8 17	8 56	28
12 F.	Margareth	"	4 3 8 7	3 42 8 27	3 53 8 16	9 30	29
13 S.	Bonaventura	"	4 4 8 6	3 44 8 26	3 55 8 16	9 59	30
28	7. Sonntag n. Trinitatis.		Matth. 7. Tagesl.: Man. 16.00, Sasf. 16.40, Alta. 16.19				
14 S.	Apost. Paul.		4 5 8 5	3 45 8 25	3 06 8 15	10 26	1
15 M.	Ruth	"	4 6 8 4	3 46 8 25	3 08 8 14	10 46	2
16 D.	Alexius		4 7 8 3	3 47 8 24	3 09 8 13	11 5	3
17 M.	Maternus	"	4 8 8 2	3 48 8 22	3 09 8 12	11 32	4
18 D.	Rufina	"	4 9 8 1	3 50 8 21	3 11 8 11	11 53	5
19 F.	Elias		4 10 8 0	3 51 8 20	3 12 8 10	Borm.	6
20 S.	Praxedes	"	4 12 7 59	3 53 8 18	3 14 8 8	9 20	7
29.	8. Sonntag n. Trinitatis.		Matth. 7. Tagesl.: Man. 15.45, Sasf. 16.12, Alta. 16.02				
21 S.	Mar Magd		4 13 7 58	3 54 8 16	3 15 8 7	0 50	8
22 M.	Apollinar	"	4 14 7 57	3 56 8 15	3 16 8 6	1 30	9
23 D.	Christina		4 16 7 56	3 58 8 12	3 18 8 4	2 20	10
24 M.	Jakobus	"	4 17 7 54	4 0 8 12	3 20 8 2	Aufg.	11
25 D.	Anna		4 19 7 53	4 1 8 11	3 22 8 1	8 35	12
26 F.	Martha	"	4 21 7 51	4 3 8 9	3 24 8 12	7 59	13
27 S.	Juvenes		4 23 7 50	4 5 8 7	3 26 8 14	7 58	14
30.	9. Sonntag n. Trinitatis.		Joh. 5. Tagesl.: Man. 15.25, Sasf. 15.59, Alta. 15.41				
28 S.	Beatrix		4 24 7 49	4 6 8 5	3 28 8 15	7 56	10 3 15
29 M.	Abdon		4 25 7 47	4 8 8 3	3 30 8 17	7 54	10 27 16
30 D.	Germanus	"	4 26 7 46	4 9 8 2	3 32 8 18	7 54	10 53 17
31 M.	Petäi Kettenf.		4 27 7 45	4 10 8 0	3 34 8 19	7 53	11 12 18

Juli

Hundstage klar—

Ein gutes Jahr.



1907

Dampft das Stroh=
dach nach Gewitter=
regen,
Kehrts Gewitter wie
d. r auf andern Wegen

Mond=Wechsel,

Letztes Viertel	2,	8	Uhr	5	Minuten.
Neumond	10,	8	"	48	"
Erstes Viertel	18,	6	"	43	"
Vollmond	24,	10	"	0	"
Letztes Viertel	31,	7	"	56	"

Winnipeg.

Westlich von Brandon 1 Stunde früher.

Das Wetter.





















Bis zu Mitte des Monats werden starke Winde und Regen abwechseln, während die letzte Hälfte schönes Wetter verspricht.

Notiz-Kalender.

Achter Monat.

August 1907.

31 Tage.

Datum und Wochen- Tage.	Kalender-Namen und Feste.	Mond- Geichen.	Sonnen Auf- n. Untg. Man.		Sonnen Auf- u. Untg. Saßf.		Sonnen Auf- u. Untg. Alta.		Man. Mond Aufg. u. Unter- gang.	Christlicher Kalender
1	D. Augustus		4 28	7 44	4 12	7 58	4 20	7 52	11 38	19
2	F. Lydia	"	4 30	7 42	4 14	7 56	4 22	7 50	Vorm.	20
3	S. Dominicus 		4 31	7 40	4 16	7 54	4 24	7 47	0 1	21
31. 10. Sonntag n. Trinitatis. Joh. 5. Tagesl.: Man. 15.05, Saßf. 15.35, Alta. 15.19										
4	S. Oswald		4 33	7 38	4 18	7 53	4 26	7 45	0 35	22
5	M. Berkl Chr		4 35	7 36	4 19	7 51	4 28	7 43	1 12	23
6	D. Gottfried	"	4 36	7 34	4 21	7 49	4 29	7 41	1 58	24
7	M. Emilius	"	4 37	7 33	4 23	7 47	4 30	7 39	2 48	25
8	D. Erius		4 39	7 31	4 25	7 45	4 32	7 37	3 43	26
9	F. Laurent.	"	4 40	7 30	4 26	7 43	4 34	7 36	Untg.	27
10	S. Titus 	"	4 42	7 28	4 28	7 41	4 36	7 34	8 32	28
32. 11. Sonntag n. Trinitatis. Joh 5. Tagesl.: Manitoba 14.42, Saßf. 15.09, Alta. 14.54										
11	S. Alara		4 44	7 26	4 30	7 39	4 38	7 32	8 53	29
12	M. Siegbert	"	4 45	7 24	4 32	7 37	4 39	7 30	9 13	30
13	D. Eusebius		4 46	7 23	4 34	7 35	4 41	7 28	9 36	31
14	M. Mar. Hmf.	"	4 47	7 21	4 35	7 33	4 42	7 26	10 2	1
15	D. Rochus		4 48	7 19	4 37	7 31	4 44	7 24	10 22	2
16	F. Bertram	"	4 50	7 17	4 39	7 29	4 46	7 22	10 49	3
17	S. Agabetus		4 52	7 15	4 41	7 26	4 47	7 20	11 25	4
33. 12 Sonntag n. Trinitatis. Joh 6. Tagesl.: Man. 14.19, Saßf. 14.41, Alta. 14.29										
18	S. Sebaldus 		4 54	7 13	4 43	7 24	4 49	7 18	Vorm.	5
19	M. Bernhard		4 55	7 11	4 44	7 21	4 50	7 16	0 8	6
20	D. Rebekka	"	4 57	7 9	4 46	7 18	4 52	7 14	1 3	7
21	M. Philibert		4 58	7 7	4 48	7 16	4 54	7 12	2 10	8
22	D. Zachäus	"	4 59	7 5	4 50	7 14	4 55	7 10	3 23	9
23	F. Barthol.		5 1	7 3	4 52	7 12	4 57	7 8	Aufg.	10
24	S. Ludwig	"	5 2	7 1	4 53	7 10	4 58	7 5	8 4	11
34. 13. Sonntag n. Trinitatis. Mark. 4. Tagesl.: Man. 13.56, Saßf. 14.13, Alta. 14.03										
25	S. Samuel 		5 4	7 0	4 55	7 8	5 0	7 3	8 26	12
26	M. Gerhard	"	5 6	6 58	4 57	7 6	5 1	7 1	8 55	13
27	D. Augustin	"	5 7	6 56	4 59	7 3	5 3	6 58	9 15	14
28	M. Joh. Enth.		5 9	6 53	5 1	7 0	5 5	6 56	9 39	15
29	D. Benjamin	"	5 10	6 50	5 2	6 58	5 6	6 54	10 4	16
30	F. Rebekka		5 11	6 48	5 4	6 56	5 7	6 52	10 35	17
31	S. Egidius	"	5 13	6 46	5 6	6 55	5 9	6 50	11 11	18

August

Sind Laurentius und
Bartholomäus schön,
Ist guter Herbst vor-
auszuseh'n.



1907

Was der August nicht
kocht,
Kann auch der Septem-
ber nicht braten.

Monn-Wechfel,

Neumond	9,	0	Uhr	7	Minuten.
Erstes Viertel	16,	2	"	36	"
Vollmond	23,	5	"	46	"
Letztes Viertel	30,	10	"	59	"
Westlich von Brandon 1 Stunde früher.					

Winnipeg.

Das Wetter.

Schönes warmes Wetter bis ungefähr zum 17.—Danach bis zu Ende des Monats häufige Regenschauer.

Notiz-Kalender.

Neunter Monat.

September 1907

30 Tage.

Datum und Wochen- Tage.	Kalender-Namen und Feste.	Mond- Zeichen.	Sonnen Auf. u. Untg. Man.	Sonnen Auf. u. Untg. Säsk.	Sonnen Auf. u. Untg. Alta.	Man. Mond Aufg. u. Unter- gang.	Aufficher Kalender
35. 14	Sonntag nach Trinitatis.	Lut. 12. Tagesl.: Man. 13,29, Säsk. 13,42, Alta. 13,37					
1	S. Arbeiter Tag		5 15 6 44	5 8 6 50	5 11 6 48	11 53	19
2	M. Hildegard		5 17 6 42	5 10 6 48	5 13 6 45	Vorm.	20
3	D. Mosz	"	5 18 6 40	5 11 6 46	5 15 6 43	0 39	21
4	M. Nathanael		5 20 6 38	5 13 6 44	5 17 6 41	1 36	22
5	D. Magnus	"	5 22 6 36	5 15 6 42	5 19 6 39	2 34	23
6	F. Regina		5 23 6 34	5 17 6 40	5 20 6 36	3 36	24
7	S. Mariä Geb	"	5 24 6 32	5 19 6 37	5 22 6 33	4 44	25
36. 15.	Sonntag n. Trinitatis.	Lut. 13. Tagesl.: Man. 13,4, Säsk. 13,14, Alta. 13,8					
8	S. Bruno		5 25 6 29	5 20 6 34	5 23 6 31	Untg.	26
9	M. Pulcheria		5 26 6 27	5 22 6 32	5 25 6 29	7 40	27
10	D. Protus	"	5 28 6 25	5 24 6 29	5 27 6 27	8 4	28
11	M. Ottilie		5 29 6 23	5 26 6 26	5 29 6 25	8 25	29
12	D. Amatus	"	5 31 6 20	5 28 6 23	5 30 6 22	8 54	30
13	F. † Erhöb.	"	5 32 6 18	5 29 6 21	5 31 6 20	9 24	31
14	S. Nikodem.		5 33 6 16	5 31 6 19	5 33 6 18	10 4	1
37. 16.	Sonntag n. Trinitatis.	Matth. 13. Tagesl.: Man. 12,39, Säsk. 12,43, Alta. 12,41					
15	S. Euphemia		5 35 6 14	5 33 6 16	5 35 6 16	10 55	2
16	M. Lambert		5 37 6 12	5 35 6 13	5 37 6 14	11 53	3
17	D. Siegfried		5 38 6 9	5 37 6 11	5 38 6 11	Vorm.	4
18	M. Quatember		5 40 6 7	5 38 6 9	5 39 6 8	1 2	5
19	D. Eupachius	"	5 42 6 5	5 40 6 7	5 41 6 6	2 19	6
20	F. Matthias		5 44 6 3	5 42 6 4	5 43 6 4	3 37	7
21	S. Maurit.	"	5 45 6 1	5 44 6 1	5 45 6 2	Aufg.	8
38. 17.	Sonntag n. Trinitatis.	Lut. 15. Tagesl.: Man. 12,12, Säsk. 12,12, Alta. 12,13					
22	S. Thekla		5 46 5 58	5 46 5 58	5 46 5 9	6 53	9
23	M. Joh. Em.		5 48 5 56	5 47 5 56	5 47 5 6	7 17	10
24	D. Kleophas		5 50 5 54	5 49 5 53	5 49 5 4	7 38	11
25	M. Justina	"	5 52 5 52	5 51 5 50	5 51 5 2	8 4	12
26	D. Cosmas		5 53 5 50	5 53 5 48	5 53 5 9	8 33	13
27	F. Wenzesl	"	5 54 5 47	5 55 5 46	5 55 5 7	9 7	14
28	S. Michaelis	"	5 55 5 45	5 56 5 44	5 56 5 4	9 47	15
39. 18.	Sonntag n. Trinitatis.	Matth. 14. Tagesl.: Man. 11,47, Säsk. 11,44, Alta. 11,44					
29	S. Hyronim		5 56 5 43	5 58 5 42	5 58 5 2	10 30	16
30	S. Egidius	"	5 58 5 41	6 0 5 40	6 0 5 0	11 23	17

Zehnter Monat.

Oktober 1907.

31 Tage.

Datum und Wochen- Tage.	Kalender-Namen und Feste.	Mond- Zeichen.	Sonnen Auf- u. Untg. Man.	Sonnen Auf- u. Untg. Saßf.	Sonnen Auf- u. Untg. Alta.	Man. Mond Aufg. u. Unter- gang.	Aufsteiger Kalender
1 D.	Regimus		6 05 39	6 25 37	6 25 38	Borm.	18
2 M.	Leodegar	"	6 25 36	6 45 34	6 35 36	0 21	19
3 D.	Jairus	"	6 35 34	6 55 32	6 45 33	1 22	20
4 F.	Franzisk.		6 55 32	6 75 30	6 65 31	2 29	21
5 S.	Placidus	"	6 75 30	6 95 27	6 75 29	3 37	22
40.	19. Sonntag n. Trinitatis. Math. 15. Tagesl.: Man. 11.19, Saßf. 11.13, Alta. 11.17						
6 S.	Friederike	"	6 95 28	6 115 24	6 95 26	4 49	23
7 M.	Amalie	"	6 105 26	6 135 21	6 115 24	Untg.	24
8 D.	Belagius	"	6 115 23	6 145 19	6 125 22	6 32	25
9 M.	Dionysius	"	6 135 21	6 165 17	6 145 20	6 56	26
10 D.	Gereon	"	6 155 19	6 185 14	6 165 18	7 25	27
11 F.	Magim	"	6 165 17	6 205 11	6 175 16	8 4	28
12 S.	Veritas	"	6 175 15	6 225 9	6 195 13	8 49	29
41.	29. Sonntag n. Trinitatis. Math. 20. Tagesl.: Man. 10.55, Saßf. 10.43, Alta. 10.49						
13 S.	Eduard	"	6 185 13	6 245 7	6 215 10	9 44	30
14 M.	Galiabus	"	6 195 11	6 265 4	6 235 8	10 52	1
15 D.	Theresia	"	6 215 9	6 285 2	6 255 5	Borm.	2
16 M.	Gallus	"	6 235 7	6 305 0	6 275 3	0 4	3
17 D.	Hedwig	"	6 255 5	6 324 5	6 295 1	1 20	4
18 F.	Lukas, Ev	"	6 275 3	6 344 5	6 304 5	2 38	5
19 S.	Ferdinand	"	6 295 1	6 364 5	6 324 5	3 56	6
42.	21. Sonntag n. Trinitatis. Math. 21. Tagesl.: Man. 10.28, Saßf. 10.13, Alta. 10.22						
20 S.	wendelin	"	6 314 5	6 384 5	6 334 5	5 8	7
21 M.	Ursula	"	6 324 5	6 404 4	6 354 5	Aufg.	8
22 D.	Cordula	"	6 344 5	6 424 4	6 374 5	6 5	9
23 M.	Severinus	"	6 354 5	6 434 4	6 394 4	6 29	10
24 D.	Salome	"	6 374 5	6 454 4	6 404 4	7 2	11
25 F.	Crispinus	"	6 384 4	6 474 4	6 424 4	7 41	12
26 S.	Amandus	"	6 404 4	6 494 3	6 444 4	8 23	13
43.	22. Sonntag n. Trinitatis Joh. 15. Tagesl.: Man. 10.4, Saßf. 9.45, Alta. 9.55						
27 S.	Sabina	"	6 414 4	6 514 3	6 464 4	9 11	14
28 M.	Simon	"	6 434 4	6 534 3	6 484 3	10 9	15
29 D.	Engelh	"	6 454 4	6 554 3	6 504 3	11 6	16
30 M.	Serapion	"	6 474 4	6 574 3	6 524 3	Borm	17
31 D.	Ref.-Fest	"	6 494 3	6 594 2	6 544 3	0 9	18

Elfter Monat.

November 1907.

30 Tage.

Datum und Wochen- Tage.	Kalender-Namen und Feste.	Mond- Zeichen.	Sonnen Auf- u. Untg. Man.	Sonnen Auf- u. Untg. Sasf.	Sonnen Auf- u. Untg. Alta.	Man. Mond Aufg. u. Unter- gang.	Künftiger Kalender.
1 F.	Aller Heil.		6 50 4 37	7 14 26	6 55 4 31	1 17	19
2 S.	Aller Seelen		6 51 4 35	7 34 24	6 57 4 30	2 27	20
44. 23. Sonntag n. Trinitatis. Matth. 12. Tagesl.: Man. 9.40, Sasf. 9.17, Alta. 9.29							
3 S.	Hubertus		6 53 4 33	7 54 22	6 59 4 28	3 40	21
4 M.	Sigmund	"	6 55 4 31	7 74 20	7 14 26	4 50	22
5 D.	Malach.		6 57 4 29	7 94 18	7 34 24	6 52	23
6 M.	Leonhard	"	6 59 4 28	7 114 16	7 54 22	Untg.	24
7 D.	Engelbert		7 04 27	7 124 14	7 64 21	5 58	25
8 F.	Gottfried	"	7 24 25	7 144 12	7 84 19	6 43	26
9 S.	Eduard VII. geb.		7 44 23	7 164 10	7 104 17	7 37	27
45. 24. Sonntag n. Trinitatis. Mark. 13. Tagesl.: Man. 9.16, Sasf. 8.51, Alta. 9.5							
10 S.	Mart. Luth		7 64 22	7 184 9	7 114 16	8 43	28
11 M.	Martin.		7 74 21	7 204 7	7 134 14	9 55	29
12 D.	Jonas	"	7 84 20	7 224 6	7 144 13	11 10	30
13 M.	Stanislaw		7 104 19	7 244 4	7 164 11	Vorm	31
14 D.	Levinus	"	7 124 17	7 264 2	7 174 10	0 27	1
15 F.	Leopold		7 144 16	7 284 1	7 194 8	1 43	2
16 S.	Ottomar		7 154 15	7 304 0	7 214 7	2 59	3
46. 25. Sonntag nach Trinitatis. Luf. 17. Tagesl.: Man. 8.58, Sasf. 8.26, Alta. 8.43							
17 S.	Nugo		7 164 14	7 323 58	7 334 6	4 4	4
18 M.	Otto, Eugen		7 184 12	7 343 56	7 254 4	5 20	5
19 D.	Elisabeth	"	7 204 11	7 363 55	7 274 3	6 29	6
20 M.	amos		7 214 10	7 383 54	7 294 2	Aufg.	7
21 D.	Mariä Opfer	"	7 224 9	7 403 52	7 314 1	5 36	8
22 F.	Cäciliä		7 244 8	7 413 51	7 324 0	6 16	9
23 S.	Clemens		7 264 7	7 433 50	7 343 59	7 31	10
47. 26. Sonntag nach Trinitatis. Matth. 25. Tagesl.: Man. 8.38, Sasf. 8.4, Alta. 8.22							
24 S.	Chrsjogon		7 284 6	7 453 49	7 363 58	7 57	11
25 M.	Katharina		7 294 5	7 473 48	7 383 57	8 55	12
26 D.	Konrad	"	7 304 4	7 493 47	7 393 57	9 56	13
27 M.	Loth		7 314 4	7 503 46	7 403 56	10 59	14
28 D.	Gunther	"	7 334 3	7 523 45	7 423 55	Vorm	15
29 F.	Saturnin	"	7 354 2	7 543 44	7 443 54	0 4	16
30 S.	Andreas		7 364 2	7 553 43	7 453 54	1 18	17

Wie der Tag ist zu
Rath'rin (24)
So wird der nächste
Januar sein,



1907

Viel und langer
Schnee,
Bringt viel Frucht
und Klee.

Neumond	5,	4	Uhr 10 Minuten.
Erstes Viertel	12,	10	" 45 "
Vollmond	19,	5	" 35 "
Letztes Viertel	27,	9	" 52 "
Westlich von Brandon 1 Stunde früher.			



















Schönes, klares, frostiges Wetter bis zur
 letzten Woche. Diese wird kalt und regne-
 risch, begleitet von schweren Frösten, sein.

Notiz-Kalender.

Zwölfter Monat.

Dezember 1907.

31 Tage.

Datum und Wochen- Tage.	Kalender-Namen und Feste.	Mon- Beichen.	Sonnen Auf- u. Untg. Man. Aufg. Untg.	Sonnen Auf- u. Untg. Sask. Aufg. Untg.	Sonnen Auf- u. Untg. Alta. Aufg. Untg.	Man. Mond Aufg. u. Unter- gang.	Kalender
48.	1. Sonntag nach Advent.	Matth. 21	Tagesl.: Man. 8.23. Sask. 8.16 Alta. 8.13				
1	S. Eligius		7 37 4	1 7 56 3 42	7 46 3 53	2 24 18	
2	M. Candidus		7 38 4	1 7 57 3 42	7 47 3 52	3 37 19	
3	D. Lucian	"	7 39 4	0 7 59 3 42	7 48 3 52	4 56 20	
4	M. Barbara		7 41 4	0 8 03 41	7 49 3 51	6 18 21	
5	D. Abigail		7 42 3	59 8 13 40	7 50 3 51	Untg. 22	
6	F. Nikolaus		7 43 3	59 8 33 40	7 51 3 51	5 23 23	
7	S. Agathon	"	7 44 3	59 8 43 39	7 53 3 50	6 26 24	
49.	2. Sonntag nach Advent.	Luf. 21.	Tagesl.: Manitoba 8.05. Sask. 8.06. Alta. 8.0				
8	S. Mar Empf		7 45 3	59 8 53 39	7 54 3 50	7 37 25	
9	M. Joachim	"	7 46 3	59 8 63 39	7 54 3 50	8 53 26	
10	D. Judith		7 48 3	58 8 83 39	7 57 3 50	10 13 27	
11	M. Damascius		7 49 3	58 8 93 38	7 58 3 50	11 31 28	
12	D. Epimach.	"	7 50 3	58 8 103 38	7 59 3 49	mrg. 29	
13	F. Lucia		7 51 3	58 8 113 38	8 03 49	0 50 30	
14	S. Nicasiu	"	7 52 3	58 8 123 38	8 13 49	1 56 1	
50.	3. Sonntag nach Advent.	Matth. 11.	Tageslänge: Man. 8.04. Sask. 8. Alta. 7.5				
15	S. Ignatius		7 53 3	59 8 133 38	8 23 49	3 7 2	
16	M. Ananias	"	7 53 3	59 8 143 38	8 23 49	4 18 3	
17	D. Lazarus		7 54 3	59 8 153 38	8 33 50	5 28 4	
18	M. Bunibald	"	7 54 3	59 8 163 38	8 43 50	6 32 5	
19	D. Quatemb.		7 55 3	59 8 163 38	8 43 50	Aufg. 6	
20	F. Abraham		7 55 3	59 8 173 39	8 53 50	4 58 7	
21	S. Thomas	"	7 56 3	59 8 173 39	8 53 51	5 47 8	
51.	4. Sonntag nach Advent.	Joh. 1.	Tageslänge: Man. 8.03; Sask. 7.58 Alta. 7.55				
22	S. Beata		7 56 4	2 8 18 3 40	8 63 52	6 43 9	
23	M. Dagobert	"	7 56 4	2 8 18 3 40	8 63 52	7 44 10	
24	D. Adam, Eva	"	7 57 4	3 8 18 3 41	8 63 53	8 45 11	
25	M. Christtag		7 57 4	4 8 18 3 42	8 73 54	9 51 12	
26	D. 2. Christtag	"	7 57 4	4 8 18 3 43	8 73 54	10 59 13	
27	F. Johann d. Ev		7 58 4	5 8 19 3 44	8 83 55	mrg. 14	
28	S. Unsch. R.	"	7 58 4	6 8 19 3 45	8 83 56	0 9 15	
52.	Sonntag n. Weihnachten.	Luf. 2	Tageslänge: Manitoba 8.06; Sask. 8.01 Alta. 7.58				
29	S. Thomas		7 58 4	7 8 19 3 46	8 83 57	1 17 16	
30	M. David		7 59 4	9 8 19 3 47	8 83 58	2 29 17	
31	D. Sylvester	"	7 59 4	10 8 19 3 49	8 83 59	3 46 18	

Herchel's Witterungs-Tabelle.

Um das Wetter während jedes Mondwechsels auf immer vorherzusagen.

Die Tabelle und die beigefügten Bemerkungen sind das Resultat der wirklichen Beobachtungen vieler Jahre. Das Ganze ist auf die Betrachtung der Anziehungskraft der Sonne und des Mondes während verschiedener Stellungen hinsichtlich der Erde gegründet, und wird durch bloße Prüfung dem Beobachter anzeigen, was für Wetter wahrscheinlich dem Eintritt des Mondes in jedem Viertel folgen wird, und diese Angaben sind der Wahrheit so nahe, daß sie fast als unfehlbar angesehen werden können:

Wenn der Neumond, das erste Viertel, der Vollmond oder das letzte Viertel fällt	Im Sommer.	Im Winter.
Zwischen Mitternacht und 2 Uhr	Schön	Kalt, wenn nicht Südwest-Wind.
2 und 4 Uhr morgens	Kalt und Regenschauer	Schnee und stürmisch.
4 und 6 "	Regen	Regen.
6 und 8 "	Wind und Regen	Stürmisch.
8 u. 10 "	Veränderlich	Kalter Regen wenn W., Schnee wenn N.W.
10 u. 12 "	Häufige Schauer	Kalt und scharfer Wind.
12 und 2 " nachmittags	Sehr regnerisch	Schnee oder Regen.
2 und 4 "	Veränderlich	Schnee und milde.
4 und 6 "	Schön	Schön.
6 und 8 "	Schön wenn Wind Nordwest	Schön u. frohlig, wenn N. o. N. D. Wind.
8 u. 10 "	Regnerisch wenn Süd oder Südwest	Regen oder Schnee wenn Süd oder S. W.
10 und Mitternacht	Schön	Schön und frohlig.

Bemerkungen: — 1. Je näher die Zeit des Mondwechsels, des ersten Viertels, des Vollmondes und des letzten Viertels der Mitternacht ist, um so schöner wird das Wetter während der nächsten sieben Tage sein.

2. Der Zeitraum für diese Berechnung ist von 10 Uhr abends bis 2 Uhr morgens.

3. Je näher die Mondwandlung dem Mittage ist, um so mehr kann man auf ein angenehmes Wetter für die nächsten Tage erwarten.

3. Der Zeitraum für diese Berechnung gilt von 10 Uhr morgens bis 2 Uhr nachmittags. Diese Bemerkungen haben hauptsächlich auf den Sommer Bezug, obgleich dieselben fast in gleichem Grade auch Frühjahr und Herbst betreffen.

5. Wenn der Mondwechsel, erstes Viertel, Vollmond und letztes Viertel während der sechs Nachmittagsstunden, b. h. von vier bis zehn, eintritt, kann demselben schönes Wetter folgen; aber dies hängt meistens vom Winde ab, wie in der Tabelle angegeben.

6. Obgleich das Wetter, infolge von verschiedenen unregelmäßigen Ursachen im Ende des Herbstes, im ganzen Winter und im Anfang des Frühlings ungewisser ist, so sind doch die meisten der oben erwähnten Bemerkungen auch für diese Perioden anwendbar.

7. Um das Wetter richtig vorher zu sagen, vorzüglich wo der Wind in Betracht kommt, sollte der Beobachter einen guten Wetterhahn vor Augen haben, an dem die vier Himmelsgegenden genau angegeben sind.

Wichtige gesetzliche Bestimmungen.

Heimstätte-Verordnungen.

Alle Sektionen mit geraden Nummern in Manitoba, Saskatchewan und Alberta — mit Ausnahme der Sektionen 8 und 26 — soweit sie noch nicht vergeben oder als Holzland für Ansiedler oder für andere Zwecke reserviert sind, werden als Heimstätten in Größe bis 160 Ackern vergeben.

Neue Bestimmungen bezüglich der Aufnahme von Heimstätten.

Die folgenden neuen Bestimmungen bezüglich Aufnahme von Heimstätten sind seit dem 17. April 1906 in Kraft getreten.

Ein Besuch für eine Heimstätte = Eintragung, oder auch ein Besuch um Aufhebung einer gemachten Eintragung, muß persönlich in der Office eines Land-Agenten, oder derjenigen eines Sub-Land = Agenten gemacht werden.

Ein Besuch für eine Heimstätte = Eintragung oder ein Aufhebe = Besuch, wenn persönlich in der Office eines Sub-Agenten gemacht, darf von diesem auf Kosten des Besuchstellers, dem Land-Agenten telegraphisch mitgeteilt werden. Letzterer hat nach Empfang der Depesche das nachgesuchte Land, wenn noch frei, für den Besuchsteller zurückzubehalten, trotz anderen darum gestellten Gesuchen, bis daß die zur Applikation Gültigkeit zu verleihenden Papiere per Post eingetroffen sind.

Sollte es sich nachweisen lassen, daß eine Heimstätte-Eintragung durch „Perfönification“ oder ein Aufhebe-Gesuch unter falschem Namen gemacht wurde, so wird das Eintragungs- oder Aufhebe-Gesuch für null und nichtig erklärt. Zudem verliert die das Gesuch stellende Person alle Prioritätsrechte.

Nur Personen, die berechtigt sind, um eine Heimstätte aufzusuchen, dürfen ein Aufhebe = Besuch einreichen.

Von derselben Person darf kein zweites Aufhebe = Besuch angenommen werden, bis daß das Erste erledigt worden ist.

Ein von dem Departement eingeleitetes Aufhebungs = Verfahren kann bis zu Ende geführt werden, wenn auch, nachdem dasselbe eingeleitet worden, der

Gesuchsteller entweder sein Gesuch zurückzieht, oder sein Eintragungsrecht verliert.

Sobald eine Heimstätte = Eintragung irgend einer Ursache halber (ausgenommen der Applikant eines Aufhebungs-gesuchs wird zu einer Eintragung berechtigt) für widerrufen erklärt wird, muß eine diesbezügliche Notiz in der Office des Land = Agenten und der des Sub-Land-Agenten, in dessen Distrikt sich besagte Heimstätte befindet, ausgehängt werden. Auf dieser Notiz muß der Tag und die Stunde der Aushängung derselben verzeichnet sein, und die erste Person, welche berechtigt ist, ein Eintrags = Gesuch zu stellen, darf um die Heimstätte nachsuchen, sobald sie besagte Notiz gesehen hat.

Eine Person, deren Eintragung Gültigkeit hat, darf ihr Recht auf eine Heimstätte zu Gunsten von Vater, Mutter, Sohn, Tochter, Bruder oder Schwester abtreten, vorausgesetzt, daß diese gesuchberechtigt sind, nachdem eine diesbezügliche Entfagnis = Erklärung, welche jedoch vom Departement genehmigt sein muß, von der die Abtretung machenden Person beim betreffenden Agenten hinterlegt worden ist. Sollte jedoch die Gefahr bestehen, daß jemand das Eintragsrecht einer eine Abtretung zu machen wünschenden Person bestreiten werde, so darf keine Uebertragung gemacht werden.

Wird eine Eintragung summarisch gestrichen, oder entfällt der Ansiedler der Heimstätte freiwillig, nachdem ein Aufhebe = Verfahren eingeleitet worden ist, so erhält die Person, welche das Gesuch um Aufhebung der Eintragung stellte, das erste Anrecht auf besagte Heimstätte.

Jemand, der ein Aufhebe = Besuch gegen einen Ansiedler einreicht, muß genau die Einzelheiten angeben, inwiefern Dieser seinen Heimstätte = Verpflichtungen nicht nachgekommen ist, und sollten sich diese angegebenen Einzelheiten in der Hauptsache nicht mit der Wahrheit decken, so verliert der Besuchsteller etwaige Vorrechte der Zuerstbeanspruchung besagter Heimstätte, falls dieselbe für Wiedereintragung frei wird, oder, ist ihm schon ein Eintragsrecht gewährt worden, so kann dasselbe summarisch widerrufen werden.

Wichtige gesetzliche Bestimmungen.

N. B. Vor oben genanntem Datum, gemäß den damals üblichen Verordnungen erworbene Rechte einer Person, werden durch diese Bestimmungen nicht berührt.

Damit Heimstättensucher volle und zuverlässige Information für die Folge erlangen können, und um die verschiedenen Sub-Agenturen nutzbringender zu verwenden, ist angeordnet worden, daß jeder Sub-Agentur gewisse, begrenzte Bezirke angewiesen werden, um auf diese Weise zu ermöglichen, daß genaue Auskunft über freie Ländereien in ihren Bezirken erteilt werden kann. Vom 17. April 1906 ab, wird der Land-Agent jedem Sub-Land-Agenten eine vollständige Liste der noch freien Ländereien in der ihm unterstellten Sub-Agentur zugehen lassen. Auch erhält jeder Sub-Agent eine Karte von seinem Distrikte und auf dieser wird er von obigem Datum ab die noch freien Ländereien seines Bezirkes anmerken. Ferner ist der Land-Agent verpflichtet, nach dem 17. April jedem unter ihm stehenden Sub-Agenten täglich über etwaige Länder-Aufnahmen in dem Bezirke des Letzteren zu benachrichtigen, damit dieser von Tag zu Tag diese Änderungen auf seiner Karte verzeichnen kann und in den Stand gesetzt wird, zuverlässige Auskunft zu geben.

Wer ist zu einer Heimstätte berechtigt?

Jedes Haupt einer Familie, ferner jeder männliche Ansiedler, der sein 18. Lebensjahr vollendet hat.

Kosten der Eintragung.

Für die Eintragung der Heimstätte in der Landoffice wird eine Gebühr von 10 Dollars erhoben.

Heimstätte-Verpflichtungen.

Ein Ansiedler, der eine Heimstätte-Eintragung gemacht, hat folgende Verpflichtungen zu erfüllen, um den Besitztitel für dieses Land zu erwerben:

1. Er muß während dreier Jahre mindestens sechs Monate im Jahr auf dem Lande wohnen und dasselbe bearbeiten.
2. Man braucht nicht auf der Heimstätte zu wohnen a) wenn der Vater oder b) im Falle der Vater gestorben,

wenn die Mutter in der Nähe auf einer Farm wohnt, in diesem Falle kann den Heimstätte-Verpflichtungen auch durch Wohnen beim Vater resp. der Mutter genügt werden.

Unter dem Ausdruck „in der Nähe“ wird im Gesetz in derselben Township oder einer angrenzenden an einer Ecke berührenden Township gelegen, verstanden.

Ein Ansiedler, der die Verfügung in § 2 befolgt, muß 30 Acker seiner Heimstätte brechen oder 20 Stück Vieh mit der nötigen Behausung auf derselben halten; außerdem hat er 80 Acker in genügender Weise einzuzäunen.

Verlust der Heimstätte.

Ein Heimstatter, der den Verpflichtungen dieses Gesetzes nicht nachkommt, setzt sich der Gefahr aus, daß ihm seine Heimstätte entzogen und dieselbe an einen Anderen vergeben wird.

Wie erhält man den Besitztitel?

Ist man seinen Pflichten nachgekommen, so soll man nach drei Jahren an den Lokalagent, Sub-Agent oder Heimstätten-Inspektor eine Bewerbung um den Besitztitel einreichen. Sechs Monate vor dieser Bewerbung soll der Ansiedler schriftlich dem Commissioner of Dominion Lands zu Ottawa von dieser Absicht benachrichtigen.

Wo sind die Heimstätten zu haben?

Einwanderer erhalten in der Immigrations-Office zu Winnipeg, sowie in jeder Dominion-Lands-Office in Manitoba, Saskatchewan und Alberta Nachricht, wo Heimstätten zu haben sind.

Die Vermessung des Landes.

Die Vermessung des Landes im Westen ist in Schachbrettform geschehen, indem man Linien von Norden nach Süden und von Osten nach Westen zog. Eine solche Linie von Norden nach Süden heißt Range; eine solche von Osten nach Westen heißt Township. Doch wird der Ausdruck Township dann auch für ein zwischen zwei solchen Linien befindliches Stück Land gebraucht. Eine solche Township ist wiederum in 36 Sektionen

Wichtige gesetzliche Bestimmungen.

eingeteilt, von denen jede eine Quadratmeile oder 640 Acker groß sein soll. Die Sektionen sind so angeordnet, wie es das folgende Diagramm auf Seite 38 zeigt:

Sektionen 8 und 26 gehören der Hudson's Bay Company, 11 und 29 sind Schulländereien. Die übrigen Sektionen mit ungeraden Nummern sind Eisenbahnland, während die mit geraden Nummern Regierungsland sind.

Nord

31	32	33	34	35	36
30	School- 29 Sect.	28	27	H. B. 26 Co.	25
19	20	21	22	23	24
18	17	16	15	14	13
7	H. B. 8 Co.	9	10	School- 11 Sect.	12
6	5	4	3	2	1

Süd

Freies Holz für Ansiedler in Canada.

Jeder wirkliche Ansiedler, der selbst kein Holz auf seiner Farm hat, kann für den eigenen Gebrauch einen Erlaubnisschein (Permit) zum Holzschlagen auf Regierungsland erhalten, für trockenes Holz.

Ein Heimstätte = Besitzer, der selbst kein Holz auf seiner Farm hat, erhält, wenn er darum nachsucht, Erlaubnis, folgende Quantitäten Bauholz für den eigenen Gebrauch zu schlagen: 3000 Liniensfuß Bauholz, nicht stärker als 12 Zoll Durchmesser am dicksten Ende bei grünen Holz; bei trockenen Bäumen ist irgend welche Stärke erlaubt. Ferner 400 Dachsparren und 200 Zaunpfosten; letztere bis 7 Fuß Länge und nicht mehr wie 5 Zoll Durchmesser am dünnsten Ende. Ein Erlaubnisschein ist vom „Crown Timber Agent“ oder in der Landoffice gegen eine Gebühr von 25 Cents zu haben.

Kein Teil von diesem Holz soll als Zahlung für das Sägen desselben weggegeben werden, und es muß alles auf der Heimstätte des Erlaubnisschein = Besitzers verbraucht werden. Ein Ansiedler auf unermessenem Lande mag dieselbe Quantität Holz schneiden auf die Erklärung hin, daß er eine Eintragung für das Land erlangen will, sobald das Land vermessen ist.

Ein Heimstätte = Besitzer darf kein Holz, das auf seiner Heimstätte geschnitten ist, an Andere als Ansiedler für ihren eigenen Gebrauch verkaufen, ausgenommen nach Zahlung der Gebühren von 25 Cents per tausend Fuß Brettermaß, welche Gebühren aber zurückerstattet werden, wenn ein Patent für das Land ausgeschrieben ist. Er mag jedoch jedes Jahr einen Erlaubnisschein erlangen für das Schneiden und Verkaufen von 50 Cord's Holz auf seiner Heimstätte.

Ansiedler und Personen, welche in Cities, Städten oder Dörfern wohnen, können jedes Jahr einen Erlaubnisschein ohne Vorbehalt erhalten, um 100 Cord's Holz zum Verkauf zu schneiden.

An Spekulanten und Verkäufer wird kein Permit erteilt. Wenn ein Heimstätte = Besitzer das Holz auf seinem Lande verkauft an andere als Privatleute für den eigenen Gebrauch, noch ehe er den Besitztitel hat, verfällt er einer Strafe von nicht über \$100 oder 6 Monate Gefängnis und verliert auch das Heimstätte = Recht.

Wer ohne Erlaubnis Holz von Regierungsland holt, verfällt einer Strafe von \$3.00 für jeden gefällten oder fortgeschafften Baum.

Grenz-Bestimmungen.

Im Falle ein Landeigentümer die allgemeine Grenzlinie feststellen will, so soll er alle dabei interessierten Personen schriftlich benachrichtigen, worauf er denn nach einem Monat einen Landvermesser anstellen kann zur Feststellung der Grenzlinien, und sämtliche Beteiligte haben ihren Teil der Kosten zu tragen. Kein Grenzzaun darf ohne Zustimmung des Nachbarn entfernt werden. Errichtet ein Landeigentümer einen Grenzzaun, so muß der Nachbar, sobald er das an den Zaun anstoßende Land einfriedigt, einen Teil der Kosten tragen. Das Instandhalten des Grenzzaunes ist Pflicht der zusammenwohnenden Nach-

Wichtige gesetzliche Bestimmungen.

barn. Ein Grenzgaun, welcher zugleich das Land eines Nachbarn einschließt, darf nicht entfernt werden, ohne 12 Monate vorher schriftliche Mitteilung davon zu machen. Bei Grenzstreitigkeiten sind zur Schlichtung des Streits drei Schiedsrichter zu ernennen, deren Mehrheit entscheidet. Der Begriff „gesetzliche Fenz“ ist durch Nebengesetz der Municipalität festzustellen.

Schul-Verordnungen.

In Manitoba kann der Rat jeder Landmunicipalität durch ein Nebengesetz Teile der Municipalität, wo bisher keine Schulen eingerichtet waren, zu Schuldistrikten machen. Ein solcher Schuldistrikt darf nicht über 20 Quadratmeilen (die öffentlichen Wege ausgeschlossen) umfassen und muß mindestens 10 schulpflichtige Kinder enthalten. Für jeden Land-schuldistrikt sind von den Steuerzahlern 3 Trustees zu wählen, welche den Bau und die Verwaltung der Schule, Anstellung des Lehrers, Festsetzung der Steuerrate etc. besorgen. Die Provinzial-Regierung bewilligt halbjährlich \$65 für den Lehrer eines jeden öffentlichen Schuldistrikts, der während der vorhergehenden sechs Monate in Tätigkeit war. Die Municipal-Verwaltung hat für jeden Schuldistrikt \$20 für jeden Monat, an dem Schule gehalten wurde, aufzubringen.

Sämtliche öffentliche Schulen sollen durchaus nichtkonfessionell sein und es dürfen keine als die von den Trustees und der Schulbehörde erlaubten Religions-Übungen darin stattfinden. Das Schulalter ist von 5—16 Jahren; es dürfen jedoch Personen bis zu 21 Jahren die Schule besuchen, falls Raum vorhanden ist. Schulfesttage sind außer Sonnabend alle gesetzlichen Fest- und Feiertage.

Wo die Muttersprache der Mehrzahl der die Schule besuchenden Kinder eine andere als die englische ist, da kann auf Anordnung der Trustees der Unterricht in der Muttersprache stattfinden. Wo in einer Landschule 25 katholische Kinder den Unterricht besuchen, darf ein katholischer Lehrer angestellt werden; in der Stadt, wenn 40 katholische Kinder in einer Schule vorhanden sind. Sämtliche Lehrer für öffentliche Schulen müssen von der Schulbehörde geprüft und begutachtet sein.

In Alberta und Saskatchewan gibt es protestantische und katholische Schulen, und die Schulbehörde besteht deshalb aus zwei protestantischen und zwei katholischen Mitgliedern. Drei Steuerzahler können ein Gesuch um Bildung eines Schuldistrikts einreichen. Ein Schuldistrikt darf nicht mehr als 25 Quadratmeilen (die öffentlichen Wege ausgeschlossen) umfassen, und es müssen wenigstens 4 Steuerzahler darin wohnen mit mindestens 12 schulpflichtigen Kindern im Alter von 5—16 Jahren. Nachdem ein Schuldistrikt formiert worden ist, wählen die Steuerzahler auf öffentlicher Versammlung drei Trustees, welche die Verwaltung der Schule, Engagierung des Lehrers, Bestimmung der Steuerrate etc. zu besorgen haben. Das Schulgebäude eines neuen Distrikts darf nicht über \$500 kosten, welche Summe geborgt werden kann, bis die Steuern einkommen.

Falls in einem bereits organisierten Distrikt die Minderheit der Steuerzahler (ob protestantisch oder katholisch) eine Separatschule wünscht, so wird hierzu die Erlaubnis erteilt, wenn die notwendige Zahl der Steuerzahler und schulpflichtigen Kinder vorhanden ist; die Steuerzahler eines Separat-Schuldistrikts haben dann nur für die eigene Schule Steuern zu entrichten.

Die Unterrichtssprache in den öffentlichen Schulen soll die englische sein, doch dürfen die Trustees wöchentlich zweimal des Nachmittags in der letzten halben Stunde Unterricht im Deutschen erteilen lassen. Der Religions-Unterricht soll konfessionslos sein und beschränkt sich auf die letzte halbe Stunde des Tages, wie die Trustees es anordnen.

Die Regierungs-Unterstützung für öffentliche Schulen übersteigt nicht 70 Prozent des Lehrer = Gehaltes. Eine spezielle Bewilligung kann auf Veranlassung der Schulbehörde an irgend eine Schule gemacht werden, gleichviel ob dieselbe nach dem Gesetz organisiert ist oder nicht, aus dem allgemeinen Einkommens-Fonds der Provinzen.

Die Schulsteuer in einem Distrikt soll 12 Mills an Dollar nicht übersteigen. Sämtliche Lehrer der öffentlichen Schulen müssen von der Behörde geprüft sein und ein Befähigungs-Zeugnis aufweisen können.

Wichtige gesetzliche Bestimmungen.

Wegearbeits - Gesetz (Statute Labor).

Manitoba. Eigentümer im Besitz von \$200 Steuerwert sind zu ein Tag Wegearbeit verpflichtet, für \$500 zu 2 Tagen, und für jede weitere \$500 oder Bruchteil derselben zu einem Tage mehr. Die Wegearbeit hat innerhalb 3 Meilen vom Lande des Besitzers zu geschehen und zwar in der Zeit vom 15. Mai bis zum 1. August; falls der Municipalrat es nicht anders verordnet. Wer seine Arbeit bis zum 1. Oktober nicht getan hat, wird mit \$1.50 für jeden schuldigen Tag besteuert werden. Der Municipalrat kann die Wegearbeit in Steuern umwandeln, die jedoch nicht \$1.50 für einen Tag übersteigen darf. Wo Wegesteuer erhoben wird, da darf dieselbe nur beim Wegebau Verwendung finden.

In **Saskatchewan** und **Alberta** heißt das Wegearbeits - Gesetz im Englischen Local Improvement Ordinance, das im Jahre 1903 von dem Nordwest - Landtag beraten und am 1. Januar 1904 in Kraft trat. Einige Änderungen dazu wurden in der Session des Jahres 1904 gemacht.

Gemäß dieser Ordinance kann der Rabinetsrat (Governor-in-Council) Wegedistrikte (Local Improvement Districts) einrichten. Dieselben sollen mindestens 108, aber nicht mehr wie 216 Quadratmeilen enthalten. Auch soll eine ortsfest ansässige Bevölkerung von mindestens einem Einwohner auf zwei Quadratmeilen vorhanden sein. 2. Die Grenzen des Distrikts bestimmen und die Nummer desselben wählen. 3. Die Zahl der Mitglieder des Wegerats festsetzen.

Auf Petition der Bewohner eines bestimmten Gebiets kann der Leutnant-Gouverneur einen Distrikt von der erwähnten Größe schaffen, doch braucht in diesem Falle die Bewohnerzahl nur ein Einwohner auf drei Quadratmeilen zu sein. Eine Petition muß in der vom Minister für öffentliche Arbeiten vorgeschriebenen Form gemacht werden und soll annähernd die Zahl der Bewohner des Distrikts angeben. Hat sich innerhalb eines Monats kein Widerspruch gegen die Errichtung des Distrikts ergeben, so kann der Rabinetsrat den Distrikt schaffen.

Jeder Wegedistrikt soll von einem Rat, der aus nicht mehr wie sechs und nicht

weniger wie drei Mitgliedern besteht, regiert werden. Von denen je einer von den einzelnen Bezirken des Distrikts, welche vom Kabinet vorgeesehen sind, gewählt werden.

Zum Mitglied des Wegerats (Council) kann Jeder erwählt werden, der 21 Jahre alt ist und steuerbares Land im Distrikt besitzt. Falls das erwählte Mitglied des Rates nicht im Distrikt wohnt, soll es keinen Anspruch auf Meilengeld für Anwesenheit bei den Ratssitzungen haben für die Strecke, die außerhalb des Distrikts liegt.

Nicht wählbar in den Wegerat, noch fähig im Wegerat zu bleiben, ist, wer Anteil oder beteiligt ist am Profit eines Kontrakts mit dem Rat oder wegen eines Verbrechens zu drei Jahren oder mehr Gefängnis verurteilt war, oder eine Gefängnisstrafe abzuhängen hat. Dagegen sollen Pachten, Landkäufe, Uebereinkommen über solche Landkäufe oder Verkäufe, oder über Anleihen oder Kontrakte, die von einer inforierten Gesellschaft zum Nutzen derselben abgeschlossen oder ein Kontrakt für die Veröffentlichung einer Zeitungsanzeige nicht als Dinge angesehen werden, die jemanden von der Wahl im Wegerat ausschließen.

Das Amt eines Mitgliedes oder Vorsitzenden des Wegerates wird frei:

1) Wenn er unfähig (disqualifiziert) war oder ist. 2) Wenn er mehr als drei auf einander folgenden Sitzungen des Rates versäumte. 3) Wenn er durch Urteil der Richter seines Amtes enthoben wurde.

Ein Mitglied oder Vorsitzender des Wegerates kann sein Amt niederlegen durch Schreiben an den Schreiber des Rates; diese Amtsniederlegung gilt als vollzogen von der Zeit an, da der Schreiber den Brief erhalten.

Falls die Bewohner eines Bezirkes versäumen oder sich weigern, ein Mitglied zum Wegerat zu erwählen, kann der Rabinetsrat einen ernennen, Letzterer hat auch das Recht, einen Beamten für mehrere Bezirke zu ernennen und Bezahlung desselben aus den Mitteln des Wegedistrikts anordnen.

Gegen die Wahl eines Mitgliedes oder Vorsitzenden des Wegerates kann bei einem Richter nach Hinterlegung von 25 Dollars Protest erhoben werden, aber nicht später wie einen Monat nach der

Wichtige gesetzliche Bestimmungen.

Wahl, falls ein solches Mitglied gemäß dieser Ordinance nicht wählbar war.

Die Tatsache, daß ein zu Unrecht gewähltes Mitglied des Wegerates an einem Beschluß teilgenommen, soll letzteren nicht ungültig machen.

Zum Wählen berechtigt ist jeder, der Besitzer oder Bewohner von steuerbarem Land im Distrikt ist.

Bei einem Niederlegen des Amtes seitens eines Mitgliedes des Wegerates ist sofort eine Neuwahl anzuordnen.

Die Mitglieder des Wegerates sollen in der ersten Sitzung nach ihrer Wahl, welche spätestens zwei Wochen nach derselben stattfinden soll, einen aus ihrer Mitte zum Vorsitzenden wählen.

Der Wegerat hat das Recht, bezahlte Beamte anzustellen. Derartige Beamte dürfen jedoch nicht von Mitgliedern des Wegerates ausgeübt werden, mit Ausnahme des Amtes des Schreiber-Schatzmeisters.

Der Schreiber = Schatzmeister soll vor dem 15. Mai jeden Jahres die Steuerrolle fertig gestellt haben.

Zur Durchführung der Ordnung über die Zerstörung von Unkraut darf der Wegerat einen besonderen Beamten anstellen.

Für gemeinsame Zwecke dürfen sich die Wegeräte mehrerer Distrikte verbinden.

Der Wegerat hat das Recht Steuern zu erheben, die mindestens ein und ein Viertel und höchstens fünf Cents betragen sollen. Der Steuersatz soll durch einen Beschluß des Wegerates festgestellt werden.

Gegen die Steuerveranlagung kann man innerhalb 14 Tage nach Absendung des Steuerzettels durch den Schreiber Beschwerde beim Friedensrichter einlegen, dessen Entscheidung endgültig ist. Diese Zahlung von Steuern kann vom Wegerat erzwungen werden; dieselben haben Vorrang vor allen anderen Forderungen gegen das Land.

Von der Besteuerung befreit sind:

1) Indianer = Reserven.
2) Bis zu zwei Acker Land im Besitz von öffentlichen oder Separatschulen.

3) Bis zu einem Acker Land im Besitz einer Kirche oder auf dem ein Gebäude steht, das für kirchliche Zwecke benutzt wird.

4) Bis zu 25 Acker, das als öffentlicher Friedhof gebraucht wird.

Der Wegerat hat das Recht, die Höhe des Lohnes für Wegearbeit festzusetzen.

Der Lohn soll für einen 10 Stunden = Tag und nicht höher als in der Nachbarschaft sein und in keinem Fall (ohne Erlaubnis des Ministers für öffentliche Arbeiten) auf mehr als \$2.00 pro Tag für Arbeit und \$4.00 für Mann und ein Gespann festgesetzt werden. Dieser Lohnsatz braucht keine Anwendung zu finden auf Leute, die als Aufseher, Arbeiter oder bei der Herstellung von Brücken oder Wasserdurchlässen beschäftigt sind.

Jagdgesetze.

Manitoba:

(Gesetz über Schonzeit vom Mai 1900 mit Veränderungen vom Jahre 1901, 1903, 1904 und 1905.)

2) Kein Vogel oder anderes später erwähnte Tier darf an einem Sonntag gejagt, geschossen oder gefangen werden und die unter § 3—7 erwähnten Tiere nicht während der Zeit von einer Stunde nach Sonnenuntergang bis eine Stunde vor Sonnenaufgang.

3) Männliche Hirsche, Cabri, Antelope, Elche oder Wapiti, Elenn, (Moose), Rentier oder Cariboo haben vom 15. Dezember bis 1. Dezember des folgenden Jahres Schonzeit. Nur ein Tier jeder solcher Gattung ist für einen Jäger zu töten erlaubt.

4) Weibliche Tiere und Jungtiere der unter 3) erwähnten Gattungen zu jagen, schießen oder fangen ist stets untersagt.

Niemand darf eine der erwähnten Tiergattungen jagen u. i. w., ohne Jagdschein (Permit) vom Landwirtschaftsdepartement (Gebühr \$2.00), welcher auf Verlangen eines Wildhüters, Konstabel oder Friedensrichter vorgezeigt werden muß. Nach Ablauf der Jagdzeit muß der Schein dem Departement wieder zugeestellt und sollen darauf die Zahl der getöteten Tiere und ihr Geschlecht in bequamer Form vermerkt werden, für Zuwiderhandlungen: \$10—\$100 Strafe. Hunde, die ans Jagen von Hirschen gewöhnt sind, darf man nicht in einer Wildgegend zwischen dem 15. Dezember und 1. Dezember frei laufen lassen. Hunde, die daselbst angetroffen werden, werden erschossen. Der Kauf, Verkauf und Austausch der oben erwähnten Tiere, mit Ausnahme ihrer Köpfe und Felle, ist verboten.

5) Schonzeit für Wiesel aller Art,

Wichtige gesetzliche Bestimmungen.

15. Mai bis 1. Oktober, für Mar- vom 15. April bis 1. November. Ot- oder Wiber zu jagen u.s.w. überhaupt boten.

6) Moschusratten dürfen vom 8. Mai bis 1. Januar nicht gejagt oder gefangen werden, außer wo durch Municipal-Ge- setz anders verfügt ist. Schießen auf diese Tiere ist stets verboten. Den Bau von Wibern oder Moschusratten zu zerstören ist verboten. Kauf, Verkauf oder Handel mit Häuten oder Felle eines der oben erwähnten Pelztierarten während der Schonzeit ist verboten.

7) Schonzeit für Wildhühner, Prärie- hühner und Rebhühner vom 1. November bis 1. Oktober. Fasanen zu jagen ver- boten bis zum 15. September 1909. Es ist nicht erlaubt, mehr wie 100 der er- wähnten Vögel in einer Saison oder 20 an einem Tage zu schießen. Ausge- nommen sind die Manitoba Field Trial Vögel, welche für ihre jährlichen Uebun- gen eine Lizenz, 20 Vögel töten zu dür- fen, erhalten können. Niemand soll ein Präriehuhn, Rebhuhn oder Fasan nach der wie 45 Tagen nach Schluß der Schonzeit in seinem Besitz haben. Schon- zeit für: Schnepfen (ausgenommen abschnepfen), Sandläufer, Regenpfei- fer, Wachfeln, Auerhähne vom 1. Januar bis 1. August, Waldschnepfen vom 1. Januar bis 1. Juli.

Kauf, Verkauf und Austausch dieser Vögel ist verboten.

Schonzeit für Enten aller Art 1. De- zember bis 1. September. Drehbrassen, Enten, automatische Gewehre und Scher- nern oder andere Richter dürfen die Jagd auf Wildhühner, Gänse oder Enten nicht angewandt werden. Kein- de unter § 3—7 erwähnten Tiere oder Vögel soll mit Fallen, Netzen, Schlin- gen, Ködern, Gift u.s.w. gefangen wer- den. Derartige Mittel können von Je- dem Mann beim Antreten zerstört wer- den. Nester zu zerstören oder Eier zu stehlen oder im Besitz zu haben, ist ver- boten. Personen, welche nicht in Mani- toba ansässig sind, haben, falls sie bri- sche Untertanen sind, eine Jagdlizenz von \$25, falls Ausländer, für \$100 zu zahlen. Die Schonzeitbestimmungen gel- ten nicht für Indianer in ihren Reser- ven, falls sie Wild für Nahrung und nicht im Verkauf oder Handel schießen.

Saskatchewan und Alberta.

Am Sonntag und zwischen Sonnenun- tergang und Sonnenaufgang zu schießen ist verboten. Ferner ist es nicht erlaubt, auf dem Grundstück eines anderen ohne dessen Einwilligung zu jagen. Die Be- stimmungen über Verbot von Drehbras- sen, u.s.w., die wir unter Manitoba, § 7, angeführt, sowie alle anderen allgemei- nen Bestimmungen dieser Provinz gel- ten auch hier. Die Höhe der Lizenz ist für nicht in Saskatchewan und Alberta Wohnende auf \$25 angesetzt, ganz gleich, ob dieselbigen britisch sind oder nicht.

In Saskatchewan und Alberta sind folgende Schonzeiten: Büffel (Buffalos) ist es stets verboten, zu fangen oder zu schießen. Gazellen und Wildböcke 15. Dezember bis 1. Oktober. Antilopen 15. November bis 1. Oktober. Hochwild, einschließlich Cariboo, Elche, Glenn in Saskatchewan südlich von Township 22 und östlich von Range 23 W. 2. vom 30. November bis 15. November nächsten Jahres, im südlichen Teile von Saskat- chewan und Alberta vom 15. Dezember bis 1. November. Weibliche Tiere und Jungtiere unter einem Jahr stets zu töten verboten. Nur zwei dieser Tierarten in Ost-Saskatchewan, nur drei in anderen Teilen der Provinzen zu schießen erlaubt.

Schonzeit für Enten, Gänse, Schwä- ne, Rohrdommel, Wasserhuhn, Schnep- fen, Strandläufer, Regenpfeifer und Brachvogel vom 15. Mai bis 23. August. Kraniche vom 1. Januar bis 1. August. Waldhühner, Rebhühner, Fasanen, Schneehühner und Präriehühner vom 15. Dezember bis 15. September. Und zwar darf eine Person nicht mehr als 20 an einem Tage oder 200 obiger Vö- gel in einer Saison erlegen.

Wink. Wiesel, Marder vom 1. April bis 1. November. Otter 1. Mai bis 1. November. Moschusratten vom 15. Mai bis 1. November. Wiber 31. Dezember 1908.

Ein Wildhüter darf dem Gaste einer in Saskatchewan oder Alberta wohnen- den Person das Recht geben, nach Zah- lung von \$1.00, in Gesellschaft des Gaste- gebers ohne Erlaubnischein fünf Tage lang zu jagen.

Veränderungen sind in Alberta gemacht worden, sind aber noch nicht veröffent- licht.

In Alberta ist es ferner erlaubt, ei-

Wichtige gesetzliche Bestimmungen.

nen Hund, der Vieh, Schweine, Hühner, Geflügel etc. belästigt oder tötet, wenn nicht auf seines Herrn Land, zu töten.

Fischereigesetze in Manitoba, Saskatchewan und Alberta.

Jeder Farmer, Ansiedler oder Angler, Indianer oder Halbindianer, der tatsächlich in diesen Distrikten wohnt, hat Anrecht auf eine Fischlizenz, welche \$2.00 kostet. Netze dürfen nicht innerhalb einer halben Meile von der Mündung oder dem Ausfluß irgend eines Stromes oder Flusses gebraucht werden. Wandnetze sind auf dem Winnipeg See für Winterfischung gegen Erlös einer Fischlizenz zu benutzen erlaubt, Größe des Netzes 300 Yards; für Stör 300 Yard Net, 12 zöllige Maschen, Weißfisch, Forellen, 6 zöllige Maschen. Auf dem Red River dürfen für Goldaugen nur 3 zöllige Maschen benutzt werden. Lizenzen für Nichtansässige \$25.

Schonzeiten vom 15. April bis 15. Mai für Petersfisch, Hecht, Goldaugen, Barben, Maschinonge. Vom 15. Mai bis 15. Juni: Stör. Vom 15. September bis 1. Mai: Gefleckte Forelle. Vom 5. Oktober bis 15. Dezember: Lachs oder Seeforelle und Lulibee.

Auf dem Winnipeg See dauert die Schonzeit nur vom 5. Oktober bis 30. November und in Saskatchewan und Alberta nördlich vom großen Saskatchewan Fluß und dem Nord-Saskatchewan vom 5. Oktober bis 15. November. Südlich vom Saskatchewan Fluß vom 5. Oktober bis 15. Dezember.

Speere, Explosivstoffe, Ankerhaken oder Schießwaffen zum Töten der Fische zu benutzen ist verboten.

Feuergesetz.

Wer auf offener Prärie einen Feuerhöcker aufsetzt, hat denselben in einer Entfernung von etwa 60 Fuß mit einem 8 Fuß breiten, entweder gebrannten oder gepflügten Ring zu umgeben, welcher Ring vorzichtshalber nur in Gegenwart mehrerer Männer abgebrannt werden soll. Dieselbe Vorsicht ist bei der Herstellung anderer Feuerbrecher zu beobachten. Zuwiderhandlungen sind mit \$200 Strafe oder einem Jahre Gefängnis bestraft. Derselben Strafe verfällt Derjenige, der auf der Prärie oder im Busche

ein Feuer anzündet und zum Schaden seiner Nachbarn sich ausdehnen läßt.

Wer zum Selbstschutz ein Gegenfeuer anzündet und demselben freien Lauf läßt, ist nicht strafbar.

Sind Prärie- oder Waldbrände ausgebrochen, so hat der nächste Feuerwehrführer, Friedensrichter, Reebe oder Councilor die sämtlichen arbeitsfähigen Ansiedler des Distriktes zur Bekämpfung des Feuers heranzuziehen. Wer sich weigert, solche Dienste zu leisten, verfällt einer Strafe von \$5.00 für jedes Vergehen.

In Saskatchewan und Alberta können Feuer für den Zweck der Reinigung des Landes vor dem 7. Mai in jedem Jahre ausgesetzt werden. Die abzubrennende Fläche soll nicht mehr wie 320 Acker betragen und muß rundum mit einem Feuerhügel von 10 Fuß umgeben sein. Auch sollen drei Erwachsene das Feuer stets bewachen. Zuwiderhandelnde verfallen in eine Geldstrafe von \$100.

3. Jemand, der ein Kampfeuer im Freien anzündet oder ein Feuer macht zur Brandmarkung von Vieh und verläßt es, ohne es zu löschen, verfällt, wenn überführt, einer Strafe bis zu \$100.

4. Wer ein Selbstschutzfeuer um sein Eigentum anzündet, darf dies nur tun in Gegenwart dreier Männer und nur dann, wenn das Eigentum von einem 20 Fuß breiten gepflügten Ring umgeben ist. Zuwiderhandlung \$100 Strafe.

5. Eisenbahngesellschaften dürfen eine Strecke der Bahn kahl brennen, doch muß das Feuer von vier Personen, mit den nötigen Löschapparaten versehen, bewacht werden.

6. In Saskatchewan können Feuer für den Zweck der Reinigung des Landes vor dem 7. Mai in jedem Jahre ausgesetzt werden. Die abzubrennende Fläche soll nicht mehr wie 320 Acker betragen und muß rundum mit einem Feuerhügel von 10 Fuß umgeben sein. Auch sollen drei Erwachsene das Feuer stets bewachen. Zuwiderhandelnde verfallen in eine Geldstrafe von \$100.

Dreschkessel beim Dreschen müssen 30 Fuß vom nächsten Gebäude oder Feuerhöcker entfernt sein. Ein mit Wasser gefüllter Metallbehälter muß unter den Kessel gesetzt werden, um die Asche hinein zu tun.

Ehe in dem Kessel ein Feuer angesteckt wird und während der ganzen Zeit,

Wichtige gesetzliche Bestimmungen.

daß der Kessel arbeitet, muß der Behälter im Schornstein mit Wasser gefüllt sein.

Alle Asche und Funken müssen sorgfältig verlöscht werden, ehe der Dreschfessel weggefahren wird.

Eine Lampe mit Wasser und zwei Eimer müssen in der Nähe von Weizenstöcken oder brennbaren Stoffen nahe dem Dreschfessel stehen.

Ein sich in guter Ordnung befindender Funkenaufhalter soll immer zu sein, wenn der Kessel arbeitet.

Zutwiderhandelnde Personen, wenn überführt, müssen \$5 Strafe zahlen.

In allen diesen Fällen wird der die Aufsicht über die Maschine führende Mann für durch dieselbe angerichtete Feuerschäden verantwortlich gemacht werden, und der Strafe entgehen, wenn obige Vorschriften beobachtet wurden.

Anmeldung von Geburten etc.

In Manitoba.

Alle Geburten, Verheiratungen und Todesfälle müssen bei dem Municipal-schreiber innerhalb 30 Tagen angemeldet werden.

Bei einer Geburt hat der Vater oder die Mutter die Anzeige zu machen.

Den Bericht über Verheiratungen hat der amtierende Geistliche oder Prediger zu machen.

Ueber einen Todesfall hat der Hausvater oder -Eigentümer Anzeige zu erstatten. Der Arzt, welcher den Verstorbenen behandelte, muß die Todesursache angeben; auch der bei dem Begräbnis amtierende Geistliche hat einen Bericht darüber einzureichen.

Formulare für diese Berichte sind bei den Postmeistern und den Municipalschreibern zu bekommen. Wer sich weigert oder es versäumt, diese Berichte auszufertigen, verfällt einer Strafe von nicht über \$25.

In Alberta und Saskatchewan.

Alle Geburten, Verheiratungen und Todesfälle müssen bei dem Municipalschreiber innerhalb 30 Tagen angemeldet werden.

Bei einer Geburt hat der Vater oder die Mutter die Anzeige zu machen.

Sind aber beide Eltern unfähig, die Anzeige zu erstatten, so muß dieselbe von irgend einer anderen Person, die etwas über die Geburt des Kindes weiß, gemacht werden.

Den Bericht über Verheiratungen hat der amtierende Geistliche oder Prediger zu machen.

Ueber einen Todesfall hat der Hausvater oder Haus - Eigentümer Anzeige zu erstatten, oder in Fällen, wo jemand außerhalb eines Hauses verstarb, irgend eine Person, die etwas über den Todesfall weiß. Der Arzt, welcher den Verstorbenen behandelte, muß die Todesursache angeben; auch der bei dem Begräbnis amtierende Geistliche hat einen Bericht darüber einzureichen.

Formulare für diese Berichte sind bei den Postmeistern und den Municipalschreibern zu bekommen.

Wer sich weigert oder es versäumt, diese Berichte auszufertigen, verfällt einer Geldstrafe von nicht über 50 Dollars.

Erwerb des Bürgerrechts.

Jeder im Ausland Geborene kann, wenn er drei Jahre im Lande gewohnt und das 21. Lebensjahr überschritten hat, canadischer Bürger werden, indem er dem Könige von England den Treueid leistet. Irgend ein Richter oder Friedensrichter kann den Treueid entgegennehmen und die Bürgerpapiere ausfertigen, wofür gewöhnlich eine Gebühr von \$2.50 berechnet wird. Die Naturalisation des Vaters gibt auch allen seinen minderjährigen Kindern das Bürgerrecht.

Britische Untertanen, die aus Großbritannien oder britischen Besitzungen nach Canada kommen, sind schon nach 12 Monaten Bürger des Landes.

Exemption-Gesetz.

In Manitoba ist folgendes Eigentum gesetzlich geschützt und von der Pfändung ausgenommen:

Betten und Hausgerät im Werte von \$500, sowie die notwendige Kleidung für den Schuldner und seine Familie. Die erforderliche Nahrung für die ganze Familie für 11 Monate, vorausgesetzt, es finden sich soviel oder mehr Nahrungsmittel zur Zeit der Pfändung vor. Büchser eines Professionisten. Handwerkszeug oder Farmgeräte im Werte von \$500. Eine Heimstätte von 160 Acker, auf welcher der Schuldner wohnt, ferner Haus, Stallung, Scheune und Bäume auf diesem Lande und Saatgetreide und andere Frucht zur Bestellung von 80 Acker.

Wichtige gesetzliche Bestimmungen.

Drei Pferde, Maultiere oder Ochsen, 6 Kühe, 10 Schafe, 10 Schweine, 50 Stück Geflügel, nebst Futter für diese für 11 Monate; über 4 Jahre alte Pferde sind nur dann von der Pfändung ausgenommen, wenn sie zum Lebensunterhalt des Schuldners notwendig sind. Für Nicht-Farmer ist ein Haus oder Heim im Werte von \$1500 vor Pfändung geschützt. Kontrakte oder Uebereinkommen, laut welchen der Schuldner auf das Exemptions-Gesetz verzichtet, sind ungültig. Getreide auf dem Halm darf nicht verpfändet oder gepfändet werden. Obige Bestimmungen haben nur Bezug auf Schulden, die nach dem 1. März 1894 gemacht wurden. Für ältere Schulden bleibt das frühere Gesetz, welches weniger Sachen vor Pfändung schützt, in Kraft.

In Saskatchewan und Alberta sind vor Pfändung geschützt: Hausgeräte etc. im Werte von \$500, sowie notwendige Kleidung und Nahrung für 6 Monate. Bücher eines Professionisten. Handwerkzeug und Instrumente im Werte von \$200. Die Heimstätte von 160 Acker nebst Gebäuden, 3 Ochsen, Pferde oder Maultiere, 6 Kühe, 6 Schafe, 3 Schweine, 50 Stück Geflügel und Futter für dieselben für die Monate von November bis April; Geschirr für 3 Zugtiere, 1 Wagen oder 2 Karren, 1 Nähmaschine oder eine Säge, ein Brechflug, ein anderer Pflug, 1 Egge, 1 Pferde-Rechen, 1 Sämaschine, 1 Binder oder Reaper, 1 Schlitten, 1 Drillmaschine, Saat für 80 Acker, 2 Buschel per Acker, und 14 Buschel Kartoffeln. Für Nicht-Farmer ist Haus oder Heim im Werte von \$1500 von Pfändung ausgenommen.

In Manitoba sowohl als in Saskatchewan und Alberta sind die oben angeführten Sachen (mit Ausnahme von Nahrung, Kleidung und Betten) aber nicht von der Pfändung ausgenommen, wenn der Kaufpreis derselben Gegenstand des gerichtlichen Vorgehens ist.

Ordinanz, Hengste und Bullen betreffend.

Kurzer Titel.

1. Diese Ordinanz soll kurz als „The Entire Animals Ordinance“ citiert werden.

Gerichtliche Interpretation.

2. Wo in dieser Ordinanz die nachfolgenden Ausdrücke vorkommen, sollen sie gemäß der hier folgenden Weise ausgelegt werden:

a) Der Ausdruck „Besitzer“ meint irgend eine Person, welche einen Hengst oder Bullen besitzt, über den diese Ordinanz verfügt.

b) Der Ausdruck „Fänger“ meint irgend eine Person, die einen Hengst oder Stier ergriffen hat, oder in Gewahrsam getan, in Gemäßheit dieser Ordinanz.

c) Der Ausdruck „freierumlaufen“ meint, nicht unter Kontrolle des Besitzers sein, weder unter direkter beständiger Aufsicht eines Hirten, noch in Gewahrsam in einem Gebäude oder Gehege oder Einzäunung, ganz gleich, ob letztere eine gesetzlichen Zaun darstellt oder nicht. „Ueber gesetzlichen“ Zaun, siehe Zaunordinanz.

Wann dürfen Hengste oder Bullen frei herumlaufen?

3. Es ist nicht erlaubt, einen Hengst, der ein Jahr oder älter ist, in irgend einem Teil von Saskatchewan oder Alberta frei herumlaufen zu lassen.

4. Mit Ausnahme später aufgeführter Fälle ist es nicht gestattet, einen Bullen, der neun Monate alt oder älter ist, in irgend einem Teil von Saskatchewan oder Alberta zu irgend einer Zeit frei herumlaufen zu lassen.

a) Der Landwirtschaftsminister mag durch Bekanntmachung in zwei aufeinander folgenden Ausgaben der offiziellen „Gazette“ erlauben, daß in Distrikten, welche in der Bekanntmachung beschrieben sind, Bullen frei herumlaufen in der Zeit vom 1. Juli eines Jahres bis zum 31. Dezember desselben Jahres, beide Daten sind mitingerechnet.

Frei herumlaufende Hengste oder Bullen dürfen eingefangen werden.

5. Wer einen Hengst oder Bullen entgegen den Bestimmungen dieser Ordinanz frei herumlaufen sieht — außer wenn es innerhalb eines Pfandstall oder Herdbistrikts ist — hat das Recht, diesen Bullen oder Hengst einzufangen und einzusperren und sofort danach den Besitzer zu benachrichtigen, wenn er dem Fänger bekannt ist, und wenn solch Besitzer nicht

Wichtige gesetzliche Bestimmungen.

in drei Tagen, nachdem er die Benachrichtigung empfangen, den Hengst oder Bullen abholt und dem Fänger \$5 für seine Mühe und 25 Cents pro Tag für die Fütterung zahlt, dann soll ein solcher Besitzer eines gesetzlichen Vergehens schuldig erachtet und auf summarische Aburteilung einer Geldstrafe von nicht mehr als \$20 nebst Gerichtskosten und Gebühren für Fangen und Füttern eines solchen Hengstes oder Bullen unterworfen sein; die Gebühren sollen dem Fänger nach Eintreibung derselben ausbezahlt werden.

6. Wenn der Besitzer eines Hengstes oder Bullen, der gemäß den Vorschriften des vorhergehenden Paragraphen eingefangen und eingesperrt ist, dem Fänger unbekannt ist, dann soll der besagte Fänger innerhalb 48 Stunden nach dem Fang eine Bekanntmachung nach Form A des dieser Ordinanzen beigefügten Schemas in drei öffentlichen Plätzen der Nachbarschaft aufschlagen und gleichzeitig eine Abschrift der Bekanntmachung an das Landwirtschaftsdepartement zur Veröffentlichung in zwei aufeinander folgenden Ausgaben der offiziellen Gazette einreichen und der Besitzer eines solchen Bullen oder Hengstes soll berechtigt sein, denselben zurückzuerhalten, nachdem er dem Fänger \$5 für seine Mühe und je 25 Cents für die Fütterung des Tieres pro Tag und die Kosten der Anzeige in der Gazette bezahlt hat.

a) Außer der Anzeige des Fanges eines Hengstes oder Bullen in der offiziellen Gazette, wie hierin vorgeschrieben, hat der Fänger auch das Recht, die Bekanntmachung des Fanges in drei aufeinander folgenden wöchentlichen Ausgaben der Zeitung anzuzeigen, welche in der größten Nähe des Fangortes erscheint und jede Ausgabe für solche Anzeige, falls sie nicht mehr wie einen Dollar beträgt, soll vom Eigentümer dem Fänger zurückgezahlt werden, wenn der besagte Hengst oder Bulle vom Eigentümer zurückgeholt ist, vom Richter nach dem Verkauf eines solchen Hengstes oder Bullen auf Nachweis, daß solche Ausgabe gemacht wurde.

Wann darf das eingefangene Tier verkauft werden?

7. Wenn zwanzig Tage nach der ersten Veröffentlichung der Bekanntmachung in der erwähnten Gazette kein

Eigentümer eines solchen Hengstes oder Bullen sich meldet, oder die Zahlungen, die in dieser Ordinanzen vorgesehen, nicht gemacht sind, an den Fänger, dann mag ein Friedensrichter auf Applikation gemäß Form B des beigefügten Schemas welche durch Eid bewahrheitet ist, nach dem 8 Tage lang eine Bekanntmachung des bevorstehenden Verkaufs mit Angabe der Zeit an drei weit sichtbaren Stellen in der Nachbarschaft des Fangortes aufgeschlagen war, (eine von diesen soll das nächstgelegene Postamt sein), den besagten Hengst oder Bullen verkaufen oder verkaufen lassen durch öffentliche Versteigerung und aus den Einnahmen des Verkaufs, die Anzeige und Richter-Gebühren bestreiten, dann die Summe von \$5 und Kosten der Fütterung an den Fänger zahlen und was überbleibt, dem Landwirtschaftsminister einhändigen.

b) Der Friedensrichter soll unmittelbar nach dem Verkauf dem Landwirtschaftsdepartement eine Beschreibung des oder der verkauften Tiere einreichen, mit Angabe des Verkaufstages, der erzielten Summe und der Verfügung über dieselbe.

8. Alle Gelder, die dem Landwirtschaftsminister gemäß den Vorschriften des Paragraph 7 eingehändigt wurden, sollen dem Eigentümer des verkauften Tieres eingehändigt werden, wenn derselbe dem Minister oder einem von ihm hierfür ernannten Beamten genügend Nachweis des Besitzes führen kann und eine Applikation darum an den Lieutenant-Gouverneur innerhalb 12 Monate nach dem Verkauf gemacht ist; andernfalls soll das Geld einen Teil des ordentlichen Einnahme-Fonds bilden.

Wer darf das eingefangene Tier verkaufen?

9. Der Richter, an welchen eine Applikation um Vollmacht, einen Hengst oder Bullen gemäß den Vorschriften dieser Ordinanzen zu verkaufen, gerichtet ist, darf entweder selbst das Tier verkaufen oder es durch den Pfandstallhalter, der dem Fangort des Tieres am nächsten wohnt, verkaufen lassen, oder im Falle kein Pfandstallhalter in einiger Entfernung wohnt, darf der Richter irgend jemand schriftlich beauftragen, ein solches Tier zu verkaufen und die mit dem Verkauf beauftragte Person soll nicht nötig

Wichtige gesetzliche Bestimmungen.

haben, für diesen Verkauf eine Lizenz als Auktionator zu besitzen.

10. Der Richter oder die mit dem Verkauf eines Hengstes oder Bullen gemäß dieser Ordinance beauftragte Person soll berechtigt sein, \$2.50 per Centum Commission aus dem Erlös des Verkaufs zu eigenem Gebrauch und Vorteil zurückzubehalten.

Pfandstall und Herd-Distrikte.

11. In irgend einem Pfandstall oder Distrikt, der gemäß einer Ordinance der Territorien etabliert ist, soll kein Hengst oder Bulle eingesperrt oder verkauft werden, nach den Vorschriften dieser Ordinance, sondern soll (wenn gefangen) durch den Händler dem nächsten Pfandstall zugeführt und dort soll mit dem Tiere gemäß den Vorschriften über „ent-

laufene“ Tiere verfahren werden. (Vgl. Ordinance über „Entlaufene Tiere“).

Strafbestimmungen und Gebühren.

12. Wenn ein Besitzer eines Hengstes oder Bullen, der von Seiten eines Friedensrichters benachrichtigt, daß sein Hengst oder Bulle frei herumläuft zuwider den Vorschriften dieser Ordinance und aufgefordert wurde, denselben zu fangen und einzusperrern, vernachlässigt oder verweigert, innerhalb von 48 Stunden dieser Aufforderung nachzukommen, so macht er sich eines strafbaren Vergehens schuldig und soll nach summarischer Aburteilung durch einen Friedensrichter einer Strafe von \$5 für jeden Tag verfallen, welchen der Bulle oder Hengst nach Verstreichen der erwähnten Frist noch frei herumläuft.

Die Einzäunungs-Ordinance der Provinzen Saskatchewan und Alberta.

Kurzer Titel.

1. Als kurzer Titel dieser Ordinance soll der Name „Fence Ordinance“ gelten.

Fehlen eines gesetzlich genügenden Zaunes.

2. Falls ein Grundstück nicht durch einen gesetzlich genügenden Zaun umgeben ist, ist es nicht erlaubt, eine Klage auf Ersatz des durch Vieh angerichteten Schadens anzustrengen oder Vieh zu beschlagnahmen, welches Schaden an Eigentum verursacht.

Was ist ein „gesetzlich genügender“ Zaun?

3. Ein jeder Zaun, der in einem der folgenden Paragraphen beschrieben ist, soll als „gesetzlich genügender“ Zaun angesehen werden.

1. Jeder kräftige Zaun, mindestens 4 Fuß hoch, falls er besteht aus:

a) Stangen oder Brettern nicht weniger als 4 an der Zahl, deren unterste

höchstens 18 Zoll vom Boden, und jedes Längstück höchstens 12 Fuß lang ist.

b) Aufrecht stehenden Pfeilern, Brettern oder Pfosten, die höchstens 6 Zoll von einander stehen.

c) Stacheldraht und einer kräftigen Stange zuoberst der Drähte mindestens 2 an der Zahl, der untere höchstens 20 Zoll vom Boden entfernt. Die Verbindungsstellen höchstens 16½ Fuß von einander entfernt.

d) Aus drei oder mehr Stacheldrähnen der unterste, höchstens 20 Zoll vom Boden entfernt, Verbindungsstellen nicht mehr als 16½ Fuß von einander entfernt.

e) Aus nicht weniger als 3 Stacheldrähnen an Pfosten in Abständen von nicht mehr als 50 Fuß befestigt, wenn dazwischen in regelmäßigen Abständen von nicht mehr als 7 Fuß, Holzstützen zur Befestigung angebracht sind, die mindestens zwei Zoll breit und 1 Zoll dick sind oder Weiden oder andere Stangen, die mindestens zwei Zoll breit und 1 Zoll dick sind oder Weiden oder andere Stangen, die mindestens einen Zoll

Wichtige gesetzliche Bestimmungen.

im Durchmesser an dem dünnen Ende sind.

f) Aus zwei Pfosten, die oben verbunden sind und auf dem Boden in Form eines A ruhen. Dieselben sind durch eine Klammer oder Strebe zu verbinden, die fest am unteren Teil der Pfosten angenagelt ist, mit 3 Stangen gut an der einen Seite des A befestigt, die obere Stange mindestens 4 Fuß und die untere nicht weniger als 18 Zoll vom Boden, außerdem auf der anderen Seite des A eine Stange, die nicht höher als 20 Zoll über dem Erdboden an dieser anderen Seite des A befestigt ist.

g) Aus Drahtseil, das an Pfosten in Abständen von höchstens 35 Fuß angebracht ist.

2. Ein jedes Flußufer oder andere natürliche Abgrenzung, welche genügt, um Vieh von dem Lande fernzuhalten.

Einzäunung der Ernte.

4. Ein Zaun, der Frucht auf dem Halm oder Getreide, das erntebereit ist, umgibt, soll nur dann als gesetzlich genügend angesehen werden, wenn er mindestens acht Fuß von dem Getreide entfernt angebracht ist und auch sonst gemäß den Vorschriften dieser Ordinance hergestellt ist.

Einzäunung von Schobern.

5. Jeder Zaun, der um Heu- oder Getreideschobere angebracht ist, soll als „gesetzlich genügend“ angesehen werden, falls er gemäß den unter No. 3 angegebenen Vorschriften errichtet und mindestens 10 Fuß entfernt von diesen Schobern angebracht ist.

Wer zahlt für Grenz = Zäune?

6. Wenn zwei Eigentümer oder Inhaber (Pächter etc.) von an einander grenzendem Land einen Grenzzaun auf der Scheidelinie errichten wollen zum gemeinsamen Nutzen beider, so sollen sie die Kosten der Herstellung desselben zu gleichen Teilen tragen, ebenso sollen die Kosten für Instandhaltung und Reparaturen von diesen beiden Nachbarn, seien sie Besitzer oder Pächter, zu gleichen Teilen getragen werden.

2. Wenn ein Besitzer oder Inhaber von Land einen Grenzzaun zwischen seinem und dem Nachbar = Grundstück errichtet,

so soll der Besitzer oder Inhaber des angrenzenden Grundstücks, sobald er einen Nutzen oder Vorteil von einem solchen Grenzzaun hat, durch die Einhegung seines Landes oder eines Teiles desselben oder in irgend einer Art dem erstgenannten Besitzer oder Inhaber einen angemessenen Anteil vom derzeitigen Wert solchen Grenzzaunes zahlen und die Kosten der Instandhaltung und Reparatur eines solchen Zaunes sollen von diesen beiden benachbarten Besitzern oder Inhabern zu gleichen Teilen getragen werden.

Haftpflicht der Besitzer von fremdes Land betretenden Tieren.

7. Der Besitzer eines Haustieres, welches in Land, das mit einem gesetzlich genügenden Zaun umgeben ist, einbricht, oder dasselbe betritt, ist verpflichtet, den Besitzer solchen Landes für allen durch ein derartiges Tier angerichteten Schaden zu entschädigen.

Streitigkeiten, welche den Grenzzaun oder angerichteten Schaden betreffen.

8. Im Falle Besitzer oder Inhaber von an einander grenzendem Lande uneinig sind über, was ein gesetzlich genügender Zaun ist oder wo rechtmäßiger Weise ein beabsichtigter oder existierender Grenzzaun langlaufen sollte oder über den angemessenen Betrag, den jeder der beiden benachbarten Besitzer oder Inhaber zu der Errichtung oder der Reparatur des Grenzzaunes beisteuern sollten, oder über die Summe, die ein solcher Besitzer oder Inhaber als Entschädigung dem anderen zahlen sollte für Errichtung oder Reparatur eines Zaunes oder im Falle zwei Parteien uneinig sind über die Größe des Schadens, welcher von Tieren angerichtet ist, welche auf durch gesetzlich genügenden Zaun eingehegtes Land einbrechen, sollen Beide je einen Schiedsrichter ernennen, welche die streitige Angelegenheit entscheiden und beilegen sollen. Diese Schiedsrichter sollen erstens den streitenden Parteien eine angemessene Zeit zuvor Nachricht geben über die Zeit und den Platz, wo sie zusammentreffen wünschen, zwecks Anhörung und Entscheidung der streitigen Angelegenheit. Zur festgesetzten Zeit sollen sie dann zusammenkom-

Wichtige gesetzliche Bestimmungen.

men, die Parteien und deren Zeugen anhören und ihre Entscheidung in der strittigen Angelegenheit treffen; und falls die Schiedsrichter nicht übereinkommen können, sollen sie einen Unparteiischen (umpire) ernennen, der die Entscheidung treffen soll; und im Falle eine der streitenden Parteien verweigert oder vernachlässigt, einen Schiedsrichter innerhalb 48 Stunden zu ernennen, nachdem ihm die Aufforderung hierzu schriftlich von der anderen streitenden Partei gemacht ist, kann diese andere Partei sich an einen Friedensrichter wenden, welcher, nachdem er sich durch den Eid eines glaubwürdigen Zeugen überzeugt, daß eine derartige Aufforderung ergangen und derselben nicht nachgekommen ist, einen Schiedsrichter ernennen soll an Stelle der Person, welche verweigerte oder es unterließ, einen Schiedsrichter zu ernennen und der so ernannte Schiedsrichter soll handeln und verfügen und alle Schritte sollen gemäß den in diesem Abschnitt gemachten Vorschriften ergriffen und angegeben werden, als ob dieser Schiedsrichter von der Person, welche sichweigerte, oder es unterließ zu ernennen, ernannt wäre.

2. Diese Anweisung, Schiedsrichter zu ernennen, soll als eine Klausel der Schiedsrichter Ordinance (Arbitration Ordinance) angesehen werden und die Vorschriften dieser Ordinance sind für dieselbe gültig.

3. Die Entscheidung der Schiedsrichter in Betreff des wichtigen Platzes für einen in Betracht gezogenen oder existierenden Grenzsaum soll auf den Besitztitel für das betreffende Land keinen Einfluß haben und soll nur für die Zeit bindend sein, wo der fragliche Grenzsaum, als „gesetzlich genügender“ Saum tatsächlich vorhanden ist.

Ausnahmen für Herden- und Pfandstall-Distrikte.

9. Keine Bedingung in den vorhergehenden Vorschriften soll so ausgelegt werden, als ob sie in irgend einer Weise das Recht einer Person beeinträchtigen, einem Herden- oder Pfandstall-Distrikt Vieh zu beschlagnahmen oder in den Pfandstall zu bringen von Vieh in einem solchen Distrikt vorzieht, gewährt ist; ferner soll sie nicht die Forderung oder Erlangung von Schadenersatz in der von je-

ner Ordinance vorgesehenen Weise beeinträchtigen.

Säune über geschlossene Wege.

10. Es ist die Pflicht eines Jeden, der einen Drahtzaun quer über einen Weg errichtet, der im öffentlichen Gebrauch für mindestens drei Monate unmittelbar vor der Errichtung des Zaunes war, an diesem Zaun eine Stange oben anzubringen auf dem Zaun, wo der Weg kreuzt. Diese Stange soll zwei Ruten weit von beiden Seiten von der Mitte des Weges sich erstrecken.

11. Kapitel 77 der Konsolidierten Ordinances von 1898, Kapitel 21 der Ordinances von 1899 und Kapitel 23 der Ordinances von 1900 sind hiermit aufgehoben.

Ansteckende Krankheiten.

1. Diese Ordinance soll kurz als „The Public Health Ordinance of Alberta“ citiert werden.

2. Ansteckende Krankheiten sind: Blattern, Windpocken, Scharlachfieber, Masern, Diphtheritis, asiatische Cholera und alle solche Krankheiten, die vom Lieutenant-Gouverneur in Council für ansteckend erklärt werden mögen.

3. Ein Haus, in dem sich eine Person, die an einer ansteckenden Krankheit leidet, befindet, darf nur von einem Arzte oder Personen, die den Kranken bedienen, besucht werden. Andere Personen, wenn sie nicht unter Quarantäne stehen, dürfen dies nur tun, nachdem sie dazu von einem Gesundheitsbeamten Erlaubnis erhalten haben.

a) Ein Haus, in welchem ein Fall von ansteckender Krankheit vorkam, darf nicht verrentet oder verkauft werden, bis daß es desinfiziert worden ist.

b) Kinder, die von einer ansteckenden Krankheit befallen waren, oder in einem Hause wohnen, wo sich eine an einer ansteckenden Krankheit leidende Person befand, dürfen nicht die Schule besuchen, außer daß dem Lehrer ein von einem Arzte unterschriebenes Zeugnis übergeben wird, welches Beweis liefert, daß die Kleider des Kindes, sowie sie selbst, in der vorgeschriebenen Weise desinfiziert worden sind.

Zuwiderhandelndungen obiger Be-

Wichtige gesetzliche Bestimmungen.

stimmungen werden bis zu \$100 und Zahlung der Kosten oder mit 3 Monate Gefängnis, oder auch mit Geld und Gefängnisstrafe bestraft. Ausgeschlossen sind hiervon Personen, die ein Haus, in welchem sich an ansteckenden Krankheiten Leidende befinden, verlassen, um einen Arzt zu rufen.

2. Ein Arzt, der die mit einer ansteckenden Krankheit behaftete Person behandelt, oder ein Gesundheitsbeamter, darf dieselbe nach einem Hospital oder isolierten Gebäude überführen lassen.

4. Der Bewohner eines Hauses, in welchem ein Fall ansteckender Krankheit vorkommt, muß sogleich, auf Anordnung seines Arztes oder eines Gesundheitsbeamten, eine Karte mit dem Namen der in dem Hause vorkommenden Krankheit an den Außentüren seines Hauses anbringen. Die Karte darf nicht kleiner als 4 bei 6 Zoll sein und muß bleiben, bis das Haus desinfiziert ist. Zuwiderhandlung wird mit \$50 bestraft.

The Noxious Weeds Ordinance.

(Alberta)

1. Diese Ordinance soll kurz als „The Noxious Weeds Ordinance“ citiert werden.

2. Die folgenden Kräuter werden als Unkraut bezeichnet: Tumbleweed, Mustard, Hahnenfuß, Fenchel, Tanzt, Mustard, Wormseed, Falscher Flachs, Gelbwurz, (Wall Mustard), Girtentäschel = Kraut, Stinkwurz, Rotwurz, Canadische Distel, Russische Distel, Königskraut, Wilder Hafer, Fuchsschwanz und Klette (Blue Bar).

3. Der Kommissär des Ackerbaudepartements wird von Zeit zu Zeit, wie erforderlich, Inspektoren und Beamte ernennen, die darauf zu sehen haben, daß die Regeln dieser Ordinance beobachtet werden. Der Kommissär bestimmt auch

die Pflichten und die Vergütungen der ernannten Beamten und Inspektoren.

4. Jeder Landbesitzer oder Pächter muß das Unkraut auf seinem Lande ausrotten. Zuwiderhandlungen werden bis zu \$100 und Zahlung der Gerichtskosten bestraft.

a) Grenzt ein öffentlicher Weg an das Land, so muß der Eigentümer oder Pächter die Hälfte desselben von Unkraut reinigen.

5. Sieht ein Inspektor Unkraut in einem gesäten Felde, so darf er den Eigentümer auffordern, bis zu einer gesetzten Zeit (15 Tage nach Empfang der Notiz) das Getreide geschnitten und verbrannt zu haben, oder daß er das Feld 10 Tage nach dem Dreschen entweder eingezäunt oder das Stroh und durchgesiebte Getreide und Unkraut verbrannt habe.

a) Unkraut auf unkultiviertem Lande muß ebenfalls fünf Tage nach Empfang der Notiz seitens des Inspektors vom Eigentümer ausgerottet sein.

b) Findet sich Unkraut auf Eisenbahn = Land, so muß der Inspektor den Vormann, dem der Teil des Landes unterstellt ist, schriftlich benachrichtigen und muß derselbe 5 Tage später das Unkraut zerstört haben.

In allen Fällen wird Nichtbefolgung der Anordnung des Inspektors bis zu \$100 und Gerichtskosten bestraft werden.

6. Handel mit Getreide, Gras oder Klee samen, in welchem sich Unkraut samen befindet, ist nicht erlaubt.

7. Drescher müssen ihre Maschine, nachdem sie auf einem Platze ausgedroschen haben, gründlich reinigen, bevor sie dieselbe auf ein anderes Feld bringen. Ueberdies soll eine Karte, welche diese Bestimmung enthält, an jeder Maschine angebracht sein, und zwar so, daß Jedermann dieselbe deutlich sehen kann.

Der canadische Zolltarif.

Der canadische Zolltarif unterscheidet besonders (sog. spezifische) und Wertzölle. Ein besonderer oder spezifischer Zoll ist ein solcher, der zu einem festen

Satz von einem bestimmten Gegenstand erhoben wird, z. B. der Weizen Zoll von 12 Cents per Bushel. Dem gegenüber stehen die Wertzölle, welche veränderlich

Der canadische Zolltarif.

sind, weil sie mit dem wechselnden Wert der Waren steigen und fallen. Auf Bug= gies wird z. B. ein Wertzoll von 35 Pro= zent erhoben, d. h. lasse ich mir aus den Vereinigten Staaten ein Buggy kommen, für die der Händler 70 Dollars ver= lanat, so hätte ich 35 Proz. von \$70 als Zoll zu zahlen, d. i. \$24.50. Wäre ich aber zu einem anderen Händler gega= gen, der 80 Dollars verlangt, so würde der Zoll für dasselbe Buggy entsprechend höher sein, nämlich \$28.00.

Waren, die aus England kommen, ha= ben um $\frac{1}{4}$ weniger Zoll zu zahlen, als Waren aus anderen Ländern. Das be= deutet: Wenn man sich z. B. Ware im Werte von 100 Dollars kommen läßt, auf welche nach dem allgemeinen Tarif sage, 30 Dollars Zoll zu zahlen wäre, so haben englische Waren $\frac{1}{4}$ von \$30 we= niger Zoll zu zahlen, d. h. \$20.

Auf Waren, die aus Deutschland kom= men, wird ein Zuschlagszoll von 33 $\frac{1}{3}$ Prozent erhoben, d. h. wenn auf einer Ware z. B. ein Zoll von 30 Dollars liegt, muß auf diese Ware, falls sie von Deutschland kommt, \$40 bezahlt werden. Deutlicher verständlich ausgedrückt, bedeu= tet der Zuschlagszoll auf deutsche Waren, daß man zum allgemeinen Zoll ein Drit= tel hinzurechnen muß.

Seit einem Jahre ist noch eine be= sondere Klausel in den Tarif eingeführt worden, welche das Einführen ausländi= scher Produkte zu Preisen, die unter dem reellen Marktwert sind, verhindern soll. Es ist dies die sogenannte Anti Dumping Clause. Der Finanzminister hat hier= durch das Recht, auf solche Waren einen Extrazoll bis zu 50 Prozent des Zolles zu legen.

Landwirtschaftliche Produkte und

Geräte.

Weizen	12 Cts. per Bushel
Hafer	10 " "
Roggen	10 " "
Erbfen	10 " "
Bohnen	15 " "
Kartoffeln	15 " "
Pferde und Rindvieh	20 Proz. vom Wert
Geflügel, gewöhnl.	20 " "
Hunde	20 " "
Gerste	30 " "
Schlitten	30 " "
Bäume u. Sträucher	20 " "

Butter	4 Cts. per Pfd.
Käse	3 " "
Speck, Schmalz etc	2 " "
Schweine, lebend	1 $\frac{1}{2}$ " "
Fleisch, frisches	3 " "
Malz	15 " "
Hopfen	5 " "
Eier	5 Cents per Doz.
Heu	\$2 per Tonne.
Weizenmehl	60 Cents per Fa.
Roggenmehl	50 Cents per Fa.
Äpfel, Kirschen, Pflaumen,	
Birnen- und Pfirsich-Bäume,	
per Stück	3 Cents
Sämereien wie Flach, Senf,	
Kübsamen, Anis, Mangold,	
gehen frei ein. Andere Gar=	
ten- und Feldsämereien, im	
Großen importiert	10 Proz.
In kleinen Quantitäten	25 " "
Wagen, Karren	25 Proz.
Pumpen und Windmühlen	30 " "
Mähmaschinen, Selbstbinder,	
Sulst- und Gangpflüge, Eg=	
gen, Kultivatoren, Säemaschi=	
nen, Pferderechen	20 " "
Transportable Dampfmaschinen	
und Dampfdrescher, Separa=	
toren, Pferdekraft- Maschinen,	
transportable Säge- und Ho=	
belmühlen	25 " "
Buggies und Kutschen	35 " "
Äxte, Sensen, Heumesser, Ha=	
den, Harken, Forken	25 " "
Schaufeln und Spaten	35 " "

Verschiedenes.

Äpfel, per Faß	40 Cents
Baumwollentstoffe und Fabrikate	25—35 Proz.
Backsteine	20 " "
Bauholz, behobelt	25 " "
Nachwaren	25 " "
Wichles	30 " "
Bilder, lithographische und Del=	
druck	20 " "
Bier, Me und Porter	
In Flaschen	24 Cents per Gal
im Faß	16 Cents per Gal
Brantwein	\$2.40 per Gal
Bücher, englische	20 Cents per Pfd.
Dachschindeln	20 Proz.
Dampfmaschinen u. Kessel	25—27 $\frac{1}{2}$ " "
Diamanten, geschliffen	25 " "
Drahtnägel	$\frac{3}{4}$ Cents per Pfd.
Nägeln, gewöhnliche	$\frac{1}{2}$ Cents per Pfd.
Eimer, Waschzuber, Butterfä=	
fer	20 " "

Der canadische Zolltarif.

Früchte, getrocknete Äpfel, Feigen und Datteln	25 "	Spielwaren	35 "
rosinen, Korinthen, Pflaumen	1 Cent per Pfd.	Spitzen etc.	35 "
Lammell, Teppiche, Hüte	25—30 Proz.	Strümpfe, Strickwaren	35 "
Glas und Glasgeschirr	20 "	Schuhwerk	30 "
Leinwand, gemahlen	25 "	Schmiedeeisen	10 "
Hüte, Mützen	30 "	Salz, per 100 Pfund	7½ Cents
Kaffee und Thee	10 "	Tabak 45 Cts. per Pfd. und 12½ Proz.	
Leinwand	30 "	Uhren	25 "
Leder und Lederwaren	20 "	Wolle und Wollwaren	25—35 "
Medizin, Patent und andere	25 "	Roh-Wolle, 3 Cents per Pfund.	
Medizin, alkoholhaltig	50 "	Wein	30 "
Möbel	30 "	Champagner, per Duzend Quartflaschen	\$3.30
Mühlsteine	20 "	Weichkohlen, per Tonne	60 Cts.
Nähmaschinen	30 "	Zigarren, \$3 per Pfund und	25 Proz.
Öl	20—25 "	Zucker	1 Cent per Pfd.
Ofen	25 "		
Orgeln und Pianos	30 "		
Petroleum, Rohöl 2½ Cts. per Gall.			
Reitdegewichte u. Teile davon	30 Proz.		
Seifen, Zigarrenspitzen	35 "		
Schießwaffen	30 "		
Seidenstoffe und Fabrikate	35 "		

Zollfrei:

Tiere zur Verbesserung des Viehstandes, Gepäck und Eigentum von Einwohnern, Bücher, andere als englische und französische. Stachelbrakt und Erntehindfaden.

Postverordnungen für Canada.

Briefe für Canada, Neufundland, Ver. Staaten, England und seine Kolonien, 2 Cents für eine Unze oder einen Bruchteil derselben. Stadtbriefe 2 Cts. Bei nicht genügend frankierten Briefen hat der Empfänger das Doppelte des fehlenden Portos zu entrichten. Ist der Brief ganz unfrankiert auf die Post gegeben, so wird er nach der Dead Letter Office zu Ottawa geschickt.

Wünscht man, daß ein Brief, im Falle er nicht abgeliefert werden kann, an den Absender zurückgeschickt werde, so schreibe oder drucke man auf das Couvert etwa Folgendes: If not delivered within ten days return to (hier folgt Name und Adresse des Absenders).

Briefe für das Ausland: 5 Cents für ½ Unze oder Bruchteil derselben, England 2 Cents.

Postkarten für das Inland 1 Cent, für das Ausland 2 Cents; die Vorderseite darf nur die Adresse enthalten.

Privat-Postkarten kann sich jeder selbst verfertigen, indem er ein festes Stück Papier, nicht größer als 3½ bei 6 Zoll groß, nimmt und auf die für die Adresse bestimmte Seite eine 1 Cent Marke klebt.

Zeitungen und Zeitschriften, die von anderen als Herausgebern versandt werden, für Canada und die Ver. Staaten: 1 Cent für 2 Unzen, für das Ausland 1 Cent für 2 Unzen, oder einen Bruchteil derselben.

Bücher, Drucksachen, Photographien, Bilder etc., das Paket nicht über fünf Pfund wiegend und nicht mehr als 2½ Fuß lang und 1 Fuß breit: 1 Cent für 2 Unzen in Canada und den Ver. Staaten, nach Europa 1 Cent für 2 Unzen.

Sämereien, Knollen, Schnittlinge: in Canada 2 Cents für 4 Unzen; nach den Ver. Staaten 2 Cents für 2 Unzen und dem dortigen Zoll unterworfen.

Warenproben in Canada, 1 Cent für 2 Unzen oder einen Bruchteil derselben; für das Ausland 1 Cent für 2 Unzen und 1 Cent für jede weiteren 2 Unzen.

Geschlossene Pakete, nicht über 5 Pfund wiegend und nicht über

Postverordnungen in Canada.

2½ Fuß lang und 1 Fuß breit, in Canada 1 Cent für 3 ungen.

Die Postpaket-Raten für das Ausland sind in jeder Postoffice zu erfahren.

Post = Anweisungen (Money Orders) für Canada kosten:

Bis zu \$	5	.....	3	Cents.
"	10	.....	6	"
"	30	.....	10	"
"	50	.....	15	"
"	75	.....	25	"
"	100	.....	30	"

Will man mehr als \$100 per Post senden, so muß man mehrere Money Orders lösen, da auf eine Order nicht mehr als \$100 geschickt werden können.

Die Gebühren für Money Orders, zahlbar in den Ver. Staaten, Deutschland, Oesterreich, Schweiz etc., betragen:

Bis zu \$10	10	Cents.
" 20	20	"
" 30	30	"
" 40	40	"
" 50	50	"

Eine Person, die Briefe anderer Leute öffnet oder zurückhält, oder auch findet und nicht abliefern, macht sich eines schweren Verdachts schuldig, welches mit Geld- und Gefängnisstrafen geahndet wird.

Die Postal = Noten eignen sich ganz besonders, um kleinere Beträge durch die Post zu versenden. Sie werden in Beträgen von 1 Cent bis \$5.00 in jedem Postamte ausgestellt werden und zwar zu den folgenden Raten:

Betrag.	Preis.	Betrag.
20 Cts.	1 Cts.	80
25 "	1 "	90
30 "	1 "	1.00
40 "	1 "	1.50
50 "	2 "	2.00
60 "	2 "	2.50
70 "	2 "	3.00
75 "	2 "	4.00

Ungerade Cents können durch M. ben von Postmarken hinzugefügt werden. Eine Person darf 10 oder mehr an ige Tage oder zu irgend einer Zeit k mit der Absicht, sie später zu ben. In diesem Falle wird ein Umschla liefert, um sie zu heften. Der B einer solchen Note kann den zur e zahlung bestimmten Termin verlän indem er quer über die erste Seitel. selben die Worte schreibt: Payable dahs (Zahlbar nach gen). Für jede drei Monate, die dem Datum der Ausstellung der R vergehen, muß der Inhaber der e Postmarken im Werte des Kaufpre aufkleben.

Spezialablieferung von Briefen an die Postamt adressiert, wo man freie A ferung durch Briefträger hat, kann haben, wenn man dem Briefe eine Special Delivery-Markte, die 10 C kostet, aufklebt, außer dem gewöhnl Porto.

Express Money Orders, zahlbar in Ver. Staaten, Canada und Europa zu folgenden Preisen erhältlich:
Von \$3 bis \$ 5 3c Von \$10 bis \$30
Von \$5 bis \$10 6c Von \$30 bis \$50

Konsulate in Kanada.

Deutsche:

Kaiserlich Deutsches Konsulat für Canada in Montreal. R. Frankfen, Consul. Engerer Amtsbezirk: Provinz Quebec und östliche Grafschaften der Provinz Ontario.

Toronto: E. Nordheimer, Consul für die Provinz Ontario, mit Ausnahme der östlichen Grafschaften.

Winnipeg: W. Gespeler, Consul für die Provinzen Manitoba, Saskatchewan und Alberta.

Vancouver: J. Wulffsohn, Consul für das Festland der Provinz British Columbia.

Victoria: W. Loewenberg, Consul für die Insel Vancouver, B. C. Halifax: M. E. Grant, Consul für die Provinz Neu-Schottland.

St. John, N. B.: R. Thom, Consul für die Grafschaften Westmitland, Albert, St. John, Charlotte, Provinz Neu-Braunschweig.

Chatham, N. B.: C. Neale, Consul für die Grafschaften Kent, North

land, Gloucester und Restigouche der
Provinz Neu-Braunschweig.

österreichisch = Ungarische:

Generalkonsulat für Canada in Mon-
real: Dr. F. Freheßleben, Konsul.

Halifax: G. L. Chipman, Kon-

St. John, N. B.: P. W. Thomson,
Vize-Konsul.

Russische:

Konsulat für Canada in Mon-
real: N. von Strube, Konsul.

Halifax: J. S. Mathers, Kon-

Schweizer:

Konsulat für Canada in Mon-
real: D. L. Rey, Konsul, E. Sand-
spater, Vize-Konsul.

Toronto: Remy Burger für On-
tario, Manitoba und den Nordwesten.

Kalender der Weizenernte.

Januar: Australien, Neu-Seeland,
Argentinische Republik.

Februar und März: Ober-
ägypten, Indien.

April: Unterägypten, Indien, Sy-
rien, Chypern, Persien, Klein-Asien, Me-
xiko, Cuba.

Mai: Texas, Algier, Mittel-Asien,
China, Japan, Marocco.

Juni: Californien, Oregon, Wis-
consin, Alabama, Georgia, Nord-Caro-
lina, Süd-Carolina, Tennessee, Virginia,
Kentucky, Kansas, Arkansas, Utah, Co-
lorado, Missouri, Türkei, Griechenland,
Italien, Spanien, Portugal, Süd-Frank-
reich.

Juli: Neu-England, New York,
Pennsylvania, Ohio, Indiana, Michigan,
Illinois, Iowa, Wisconsin, Süd-Minne-
sota, Nebraska, Ober-Canada, Rumäni-
en, Bulgarien, Oesterreich-Ungarn, Süd-
Rußland, Deutschland, Schweiz, Süd-
England.

August: Central- und Nord-Min-
nesota, Dakota, Manitoba, Unter-Can-
ada, Columbia, Belgien, Holland, Groß-

Britannien, Dänemark, Polen, Central-
Rußland.

September und Oktober:
Schottland, Schweden, Norwegen, Nord-
Rußland.

November: Peru, Süd-Afrika.

Dezember: Burmaß.

Vergleichung der Grade
von Reaumur, Fahrenheit und Celsius.

R	C	F
80°	100°	212°
76	95	203
72	90	194
68	85	185
64	80	176
60	75	167
56	70	158
52	65	149
48	60	140
44	55	131
40	50	122
36	45	113
34	42.5	108.5
32	40	104
30	37.5	99.5
28	35	95
26	32.5	90.5
24	30	86
22	27.5	81.5
20	25	77
18	22.5	72.5
16	20	68
14	17.5	63.5
12	15	59
10	12.5	54.5
8	10	50
5 3/4	7 1/4	45
4	5	41
2	2.5	36.5
0	0	32
— 4	— 5	23
— 6	— 7.5	18.5
— 8	— 10	14
— 10	— 12.5	9.5
— 12	— 15	5
— 14	— 18	0.5
— 16	— 20	— 4
— 20	— 25	— 13
— 24	— 30	— 22
— 28	— 35	— 31
— 32	— 40	— 40
— 36	— 45	— 49
— 40	— 50	— 58

Maße, Münzen und Gewichte.

A. Maße.

Längenmaß:

- 12 inches (Zoll) = 1 foot (Fuß).
 3 feet = 1 yard.
 $5\frac{1}{2}$ yard ($16\frac{1}{2}$ feet) = 1 rod.
 5280 feet = 1 mile.

Flächenmaß:

- 144 square inches (Quadrat Zoll) = 1 square foot (Quadrat Fuß).
 9 square feet = 1 square yard.
 $30\frac{1}{4}$ square yards = 1 perch.
 160 perches = 1 acre.
 640 acres = 1 square mile (Quadratmeile oder 1 Section).
 Ein Quadrat-Acker mißt ungefähr 209 Fuß an jeder Seite.

Körpermaß:

- 1728 cubic inches = 1 cubic foot.
 27 cubic feet = 1 cubic yard.
 128 cubic feet = 1 cora.
 Eine Cord Holz ist 4 Fuß hoch, 4 Fuß breit, 8 Fuß lang. — Bauholz wird nach dem Fuß verkauft. Unter einem Fuß Bauholz versteht man ein Stück 1 Fuß lang, 1 Fuß breit, 1 Zoll dick.

Flüssigkeitsmaß:

- 2 pints = 1 quart.
 4 quarts = 1 gallon.
 $31\frac{1}{2}$ gallons = 1 barrel.
 2 barrels = 1 hog-head.
 Ein Pint Wasser wiegt etwa 1 Pfund. 1 Keg Vier hält 8 Gallonen.

Trockenmaß:

- 2 pints = 1 quart.
 8 quarts = 1 peck.
 4 pecks = 1 bushel.
 Das pint des Trockenmaßes ist größer als das des Flüssigkeitsmaßes: dieses enthält 28%, jenes aber 33 $\frac{3}{5}$ Kubitzoll.

Praktisches Längenmaß:

- Eine Hand breit 4 Zoll, ausgestreckte Hand 7 Zoll, mit Ellbogen 18 Zoll; militärischer Schritt 2 Fuß 6 Zoll, geometrischer Schritt 5 Fuß; ein Acker 6 Fuß; Rabellänge 120 Acker; Schiffstnoien 6080 Fuß oder eine Seemeile; 1 Grad 60 Seemeilen.

B. Gewichte.

Kaufmannsgewicht:

- 16 drams = 1 ounce (oz.)
 16 ounces = 1 pound (lb.)
 100 pounds = 1 hundredweight (cwt.)

2000 pounds = 1 ton.

Apotheker und Goldschmiede gebrauchen das Trohgewicht, dessen Pfund nur 1 Unzen hat.

Hausgewichte, etc.:

- 1 Quart Weizenmehl.... = 1 Pfund.
 1 " Maismehl..... = 1 " 2 Unze
 1 " Butter = 1 "
 1 " Stückzucker..... = 1 "
 1 " weißer Zucker. = 1 " 1 Unze
 1 " brauner Zucker = 1 Pfund 2 Unze
 10 Eier..... = 1 "
 4 große Eßlöffel = $\frac{1}{2}$ Gill.
 1 gewöhnliches Trinkglas..... = $\frac{1}{2}$ Pint.
 1 gewöhnliches Weinglas..... = $\frac{1}{2}$ Gill.
 1 Theetasse..... = 1 Gill.
 1 großes Weinglas = 2 Unze
 1 Eßlöffel..... = $\frac{1}{2}$ Unze

C. Münzen.

- 1 Dollar (\$)..... = 100 Cent
 1 Mark (deutsch)..... = 24 "
 1 Krone (österreichisch)..... = 20.3 "
 1 Rubel (russisch)..... = 50 "
 1 Pf. Sterling (£, englisch) = \$4.87.

Gewicht von Getreide und Samen per Bushel.

Getreide	per Bushel	Pfund
Weizen.....	60	Pfund
Hafer.....	84	"
Gerste.....	48	"
Roggen.....	56	"
Flachsamen.....	56	"
Erbsen.....	60	"
Bohnen.....	60	"
Weichtorn (Mais)....	56	"
Malz.....	36	"
Kleeamen.....	60	"
Timothy.....	48	"
Waugras.....	14	"
Wurzeln, Rüben, Beete, Kartoffeln, Mohrrüben, Rotrüben und Zwiebeln.....	60	"

Seu, wenn es sich gesetzt hat, mißt p
 Tonne (2000 Pfund) im Schober (stac
 7x7x7 Fuß oder 343 Quadratfuß.

Ein Eisenbahn-Frachtwaggon ha
 durchschnittlich 40,000 Pfund. Die höch
 Last, die in eine Car geladen wird, ist m
 folgt, Weizen 666 Bushel; Hafer 1100 B
 shel; Gerste 800 Bushel; Kartoffeln 666 B
 shel; Äpfel 180 Fässer; Zucker 130 Fässer

Getreide-Gewichts-Tabelle.

Nachstehende Tabelle wird an der Chicagoer Börse zur schnelleren Berechnung benützt. Hat also z. B. ein Kommissionshändler 243,600 Pfund Weizen und will wissen, wie viel das in Bushel ausmacht, so hat er bloß aus der Tabelle die Zahlen aus der Weizen-Kolumne, welche neben 200,000, neben 40,000, neben 3,000, neben 600 Pfund stehen, herauszuziehen und zusammenzuzählen, und er hat die genaue Zahl der Bushel; also:

$$\begin{aligned} 200,000 &= 3,333 \dots\dots\dots 20 \\ 40,000 &= 666 \dots\dots\dots 40 \\ 3,000 &= 50 \dots\dots\dots \\ 600 &= 10 \dots\dots\dots \end{aligned}$$

Bushel...4,059.....60 Pfd.

Da aber 60 Pfund gerade ein Bushel ausmachen, sind die 243,600 Pfd. Weizen gleich 4,060 Bushel.

Pfund.	Weizen. 60 Pfd.		Korn und Hoggen. 56 Pfd.		Safer. 32 Pfd.		Gerste. 48 Pfd.		Malz. 34 Pfd.	
	Bu.	Pfd.	Bu.	Pfd.	Bu.	Pfd.	Bu.	Pfd.	Bu.	Pfd.
100	1	40	1	44	3	04	2	04	2	32
200	3	20	3	32	6	08	4	08	5	30
300	5	00	5	20	9	12	6	12	8	28
400	6	40	7	08	12	16	8	16	11	26
500	7	20	8	52	15	20	10	20	14	24
600	10	00	10	40	18	24	12	24	17	22
700	11	40	12	28	21	28	14	28	20	20
800	13	20	14	16	25	00	16	32	23	18
900	16	00	16	04	28	04	18	36	26	16
1,000	18	40	17	48	31	08	20	40	29	14
2,000	33	20	35	40	62	16	41	32	58	28
3,000	50	00	53	32	93	24	62	24	88	08
4,000	66	40	71	24	125	00	83	16	117	22
5,000	83	20	89	16	156	08	104	08	147	02
6,000	100	00	107	08	187	16	125	00	176	16
7,000	116	40	125	00	218	24	145	40	205	30
8,000	133	20	142	48	250	00	166	32	235	10
9,000	150	00	160	40	281	08	187	24	264	24
10,000	166	40	178	32	312	16	208	16	294	04
20,000	333	20	357	08	625	00	416	32	588	08
30,000	500	00	535	40	937	16	625	00	882	12
40,000	666	40	714	16	1,250	00	833	16	1,176	16
50,000	833	20	892	48	1,562	16	1,041	32	1,470	20
60,000	1,000	00	1,071	24	1,875	00	1,250	00	1,764	24
70,000	1,166	40	1,250	00	2,187	16	1,458	16	2,058	28
80,000	1,333	20	1,428	32	2,500	00	1,666	32	2,352	32
90,000	1,500	00	1,607	08	2,812	16	1,875	00	2,647	02
100,000	1,666	40	1,785	40	3,125	00	2,083	16	2,941	06
200,000	3,333	20	3,571	24	6,250	00	4,166	32	5,882	12
300,000	5,000	00	5,357	08	9,375	00	6,250	00	8,823	18

Zins-Tabelle.

Zinstabelle II. (Auf 1 Monat.)

Kapital		3 Proz.		3½ Proz.		4 Proz.		4½ Proz.		5 Proz.		6 Proz.		7 Proz.		8 Proz.	
DoU.	Ges.	DoU.	Ges.	DoU.	Ges.	DoU.	Ges.	DoU.	Ges.	DoU.	Ges.	DoU.	Ges.	DoU.	Ges.	DoU.	Ges.
1	3	1	3	1	3	1	3	1	3	1	3	1	3	1	3	1	3
2	6	2	6	2	6	2	6	2	6	2	6	2	6	2	6	2	6
3	9	3	9	3	9	3	9	3	9	3	9	3	9	3	9	3	9
4	12	4	12	4	12	4	12	4	12	4	12	4	12	4	12	4	12
5	15	5	15	5	15	5	15	5	15	5	15	5	15	5	15	5	15
6	18	6	18	6	18	6	18	6	18	6	18	6	18	6	18	6	18
7	21	7	21	7	21	7	21	7	21	7	21	7	21	7	21	7	21
8	24	8	24	8	24	8	24	8	24	8	24	8	24	8	24	8	24
9	27	9	27	9	27	9	27	9	27	9	27	9	27	9	27	9	27
10	30	10	30	10	30	10	30	10	30	10	30	10	30	10	30	10	30
20	60	20	60	20	60	20	60	20	60	20	60	20	60	20	60	20	60
30	90	30	90	30	90	30	90	30	90	30	90	30	90	30	90	30	90
40	120	40	120	40	120	40	120	40	120	40	120	40	120	40	120	40	120
50	150	50	150	50	150	50	150	50	150	50	150	50	150	50	150	50	150
60	180	60	180	60	180	60	180	60	180	60	180	60	180	60	180	60	180
70	210	70	210	70	210	70	210	70	210	70	210	70	210	70	210	70	210
80	240	80	240	80	240	80	240	80	240	80	240	80	240	80	240	80	240
90	270	90	270	90	270	90	270	90	270	90	270	90	270	90	270	90	270
100	300	100	300	100	300	100	300	100	300	100	300	100	300	100	300	100	300
200	600	200	600	200	600	200	600	200	600	200	600	200	600	200	600	200	600
300	900	300	900	300	900	300	900	300	900	300	900	300	900	300	900	300	900
400	1200	400	1200	400	1200	400	1200	400	1200	400	1200	400	1200	400	1200	400	1200
500	1500	500	1500	500	1500	500	1500	500	1500	500	1500	500	1500	500	1500	500	1500
600	1800	600	1800	600	1800	600	1800	600	1800	600	1800	600	1800	600	1800	600	1800
700	2100	700	2100	700	2100	700	2100	700	2100	700	2100	700	2100	700	2100	700	2100
800	2400	800	2400	800	2400	800	2400	800	2400	800	2400	800	2400	800	2400	800	2400
900	2700	900	2700	900	2700	900	2700	900	2700	900	2700	900	2700	900	2700	900	2700
1000	3000	1000	3000	1000	3000	1000	3000	1000	3000	1000	3000	1000	3000	1000	3000	1000	3000
2000	6000	2000	6000	2000	6000	2000	6000	2000	6000	2000	6000	2000	6000	2000	6000	2000	6000
3000	9000	3000	9000	3000	9000	3000	9000	3000	9000	3000	9000	3000	9000	3000	9000	3000	9000
4000	12000	4000	12000	4000	12000	4000	12000	4000	12000	4000	12000	4000	12000	4000	12000	4000	12000
5000	15000	5000	15000	5000	15000	5000	15000	5000	15000	5000	15000	5000	15000	5000	15000	5000	15000

20 Sendet es sich um 7 Prozent, so multipliziert man die unter 3½ Prozent angegebene Zahl mit 2; ebenso für 8 Prozent, die unter 4 Prozent angegebene Zahl; für 9 Prozent, die Zahl unter 4½ Prozent; für 10 Prozent, die Zahl unter 5 Prozent.

Münzen-Tabelle

Land.	Münzeinheiten.	Währung.	Werth. †
Aegypten	Pfund (100 Piaster)	Gold	\$4.94,3
Argentin. Republik	Peso	Gold und Silber .....	.96,5
Belgien	Franc	Gold und Silber .....	.19,3*
Bolivia	Boliviano	Silber .....	.49,7
Brasilien	Milreis	Gold .....	.54,6
Britisch-Amerika	Dollar	Gold	1.00 ¶
Central Amerika	Peso	Silber .....	.49,7
Chili	Peso	Gold .....	.36,5
China	Tael	Silber .....	.73,5-
Columbia	Peso	Silber .....	.49,7
Cuba	Peso	Gold und Silber .....	.92,6
Dänemark	Krone	Gold .....	.26,8
Deutschland	Mark	Gold .....	.23,8
Guador	Sucro	Silber .....	.49,7
England	Pfund Sterling	Gold	4.86,6½
Finnland	Markkaa	Gold .....	.19,3
Frankreich	Franc	Gold und Silber .....	.19,3
Griechenland	Drachme	Gold und Silber .....	.19,3
Haiti	Gourde	Gold und Silber .....	.96,5
Indien	Rupie	Silber .....	.23,6
Italien	Lira	Gold und Silber .....	.19,3
Japan	Yen †	Gold und Silber .....	.99,7
Liberia	Dollar	Gold .....	.54,0
Mexico	Dollar	Silber .....	.52,8
Niederlande	Gulden	Gold und Silber .....	.40,2
Norwegen und Schweden	Krone	Gold .....	.26,8
Oesterreich	Krone	Gold .....	.20,3
Portugal	Milreis	Gold	1.08,0
Peru	Sol	Silber .....	.49,7
Rußland	Rubel	Silber † .....	.39,8
Rumanien	Lejeta	Gold und Silber .....	.19,3
Schweiz	Franc	Gold und Silber .....	.19,3
Urtei	Piaster	Gold .....	.04,4
Venezuela	Bolivar	Gold und Silber .....	.19,3

† Werth der Goldmünze, außer wo nur Silberwährung ist. * D. h. 19 Cents und 3 Mills oder 3/10 Cent. ¶ In Neufundland 1.01,4. † Silber Yen gleich .53,6. † Gold-Rubel .77,2.

Vergleich der Maße und Gewichte.

1 Meter	gleich 39.37 inches.	1 inch	gleich .0254 Meter.
1 Meter	" 3.28 feet.	1 foot	" .3084 Meter.
1 Meter	" 1.0936 yards.	1 yard	" .9144 Meter.
1 Kilometer	" .62137 mile.	1 mile	" 1609.3 Meter.
1 Quadrat-Meter	" 1550 sq. inches.	1 sq. inch	" .0006452 Quadratmeter.
1 Quadrat-Meter	" 10.76 sq. feet.	1 sq. foot	" .0929 Quadratmeter.
1 Quadrat-Meter	" 1.196 sq. yards.	1 sq. yard	" .8361 Quadratmeter.
1 Acre	" 3.953 sq. rods.	1 sq. rod	" .2529 Acre.
1 Hektare	" 2.471 acres.	1 acre	" .4047 Hektare.
1 Hektare	" .00386 sq. miles.	1 sq. mile	" 259 Hektaren.
1 Liter	" 33.81 fluid oz.	1 fluid oz.	" .02958 Liter.
1 Liter	" 1.0567 quarts.	1 quart	" .946 Liter.
1 Liter	" .26417 gallon.	1 gallon	" 3.786 Liter.
1 Hektoliter	" 2.837 bushel.	1 bushel	" .3524 Hektoliter.
1 Liter	" 61.022 cu. in.	1 cu. inch	" .01639 Liter.
1 Hektoliter	" 3.531 cu. feet.	1 cu. foot	" .2832 Hektoliter.
1 Stere	" 1.308 cu. yards.	1 cu. yd.	" .7646 Stere.
1 Stere	" .2769 cord.	1 cord	" 3.625 Stere.
1 Gramm	" 15.432 grains.	1 grain	" .0648 Gramm.
1 Kilogramm	" 35.27 av. ounces.	1 av. oz.	" .0283 Kilogramm.
1 Kilogramm	" 2.68 Tr. pounds.	1 Tr. lb.	" .373 Kilogramm.
1 Kilogramm	" 2.2046 av. "	1 av. lb.	" .4536 Kilogramm.
1 Tonneau	" 1.1023 tons.	1 ton	" .9071 Tonneau.

Anfang der Fröchtigkei.		Grunde der Fröchtigkei.				Anfang der Fröchtigkei.		Grunde der Fröchtigkei.			
		Heerde	Stüber.	Stöcke.	Stämme.			Heerde	Stüber.	Stöcke.	Stämme.
Januar	1	Dezembr. 6	Stüber 12	Stück 3	April 30	Stück 5	Januar	9	April 15	Dezbr. 5	Stüber 1
"	6	" 11	" 17	" 8	" 5	" 10	" 14	April 19	" 20	" 10	" 6
"	11	" 16	" 22	" 13	" 10	" 15	" 19	" 24	" 25	" 15	" 11
"	16	" 21	" 27	" 18	" 15	" 20	" 29	" 29	" 30	" 20	" 16
"	21	" 26	Stöckb. 1	" 23	" 20	" 25	Stück 4	Stück 4	Stück 5	" 25	" 21
"	26	" 31	" 6	" 28	" 25	Stück 30	" 9	" 14	Stück 10	" 30	" 26
Februar	31	Januar 5	Stück 11	" 3	" 30	" 15	" 9	" 19	Januar 4	" 17	" 21
"	5	" 10	" 16	" 8	" 4	" 20	" 14	" 24	" 25	" 22	" 26
"	10	" 15	" 21	" 13	" 9	" 25	" 19	" 29	" 30	" 27	" 21
"	15	" 20	" 26	" 18	" 14	" 29	" 24	" 3	" 4	" 11	" 16
"	20	" 25	Dezembr. 1	" 23	" 19	" 24	" 29	" 3	" 4	" 16	" 21
"	25	" 30	" 6	" 28	" 24	" 29	" 3	" 8	" 9	" 21	" 26
März	2	Februar 4	" 11	" 2	" 29	" 8	" 13	" 18	Februar 8	" 22	" 27
"	7	" 9	" 16	" 7	" 4	" 13	" 18	" 23	" 28	" 27	" 21
"	12	" 14	" 21	" 12	" 9	" 18	" 23	" 28	" 2	" 12	" 17
"	17	" 19	" 26	" 17	" 14	" 23	" 28	" 2	" 7	" 17	" 22
"	22	" 24	" 31	" 22	" 19	" 28	" 2	" 7	" 12	" 18	" 23
April	27	Januar 29	Stück 5	" 27	" 24	" 29	" 3	" 8	" 2	" 24	" 29
"	1	" 6	" 10	" 1	" 29	" 8	" 12	" 17	" 7	" 29	" 34
"	6	" 11	" 15	" 6	" 3	" 8	" 12	" 17	" 7	" 30	" 35
"	11	" 16	" 20	" 11	" 8	" 13	" 17	" 22	" 8	" 31	" 36
"	16	" 21	" 25	" 16	" 13	" 18	" 22	" 27	" 9	" 32	" 37
"	21	" 26	" 30	" 21	" 18	" 23	" 27	" 3	" 10	" 33	" 38
"	26	" 31	Februar 4	" 26	" 23	" 28	" 7	" 12	" 11	" 34	" 39
Mai	1	April 5	Stück 9	" 1	" 28	" 12	" 17	" 22	" 16	" 35	" 40
"	6	" 10	" 14	" 6	" 2	" 18	" 22	" 27	" 17	" 36	" 41
"	11	" 15	" 19	" 11	" 7	" 19	" 27	" 3	" 18	" 37	" 42
"	16	" 20	" 24	" 16	" 12	" 20	" 8	" 8	" 19	" 38	" 43
"	21	" 25	" 29	" 21	" 17	" 21	" 13	" 13	" 20	" 39	" 44
"	26	" 30	Stück 6	" 26	" 22	" 22	" 18	" 18	" 21	" 40	" 45
"	31	" 5	" 11	" 31	" 27	" 27	" 23	" 23	" 22	" 41	" 46
Stück	5	Stück 10	" 16	" 36	" 2	" 28	" 28	" 28	" 27	" 42	" 47
"	10	" 15	" 21	" 41	" 7	" 29	" 3	" 33	" 32	" 43	" 48
"	15	" 20	" 26	" 46	" 12	" 30	" 8	" 38	" 37	" 44	" 49
"	20	" 25	" 31	" 51	" 17	" 31	" 13	" 43	" 42	" 45	" 50
"	25	" 30	" 5	" 56	" 22	" 32	" 18	" 48	" 47	" 46	" 51
"	30	" 4	" 10	" 61	" 27	" 33	" 23	" 53	" 52	" 51	" 52

Nordwesten 2

3. Buchhandlung.

Stets auf Lager:

Geschichtenbücher (Heimat und Fremde, Germania Bibliothek, Jules Verne, etc.)

Kirchenbücher.

Gesangbücher für Schulen (Evangeliumslieder, Frohe Botschaft. Unser Sonntagschulbuch, Die kleine Palme, etc.)

Bibeln und Testamente.

Katechismus.

Die verschiedenen englischen und deutschen Schul- und Lehrbücher.

Schiller's Werke.

Goethe's Werke.

Heine's Werke.

Shakespeare's Werke, sowie die Werke anderer Klassiker.

Stard's Handbuch.

Wandelnde Seele und noch andere religiöse Bücher.

Wir können Ihnen irgend ein beliebiges Buch oder Werk in kürzester Zeit besorgen. Schreibt um Preisliste und nähere Information.

Druckarbeiten

Cataloge,
Magazine,
Gerichts-
Documente,
Berichte,
Einladungen,
Vereins-
Constitutionen,
Rechnungs-
Formulare,
Brief-
Formulare,
Couverte,
Karten,
Verlags-Werke,
Etc., Etc.



Der Nordwesten unterhaelt in
Verbindung mit seinem umfangrei-
chen Zeitungs-Verlage eine der best-
ausgestatteten Accidenz-Druckerei-
en in Canada.



Druckarbeiten von einer ge-
woehnlichen Karte bis zum feinsten
Accidenz-Druck in deutsch oder
englisch auf das eleganteste
prompt hergestellt.



Kostenanschläge werden
auf Wunsch bereitwilligst geliefert.

Der Nordwesten Publishing Co.

P. O. Box 25.

- -

Winnipeg, Man.

C. P. R. Ländereien

Preise und Zahlungsbedingungen

Die Canadische Pacific Eisenbahn-Gesellschaft hat 10,000,000 Acker des besten Landes in Manitoba, Saskatchewan und Alberta zu verkaufen.

Karte No. 1 Winnipeg bis zum zweiten Meridian \$6 bis \$10 per Acker.

Karte No. 2 Südost Saskatchewan 2.—3. Meridian \$7 bis \$15 per Acker.

Karte No. 3 Hauptbahn 3. Meridian bis Range 10 West, 4 Meridian (allgemein) \$6 per Acker.

Karte No. 5 Calgary Distrikt \$6 bis \$10 per Acker.

Karte No. 6 Teile von den Alberta, Edmonton, Battle und Saskatchewan Fluß Distrikten, Range 11 West, 4. Meridian bis Range 7, West 5. Meridian \$7 bis \$15 per Acker.

Karte No. 7 Teile von West-Saskatchewan und Ost-Alberta, 3. Meridian bis Range 10 West, 4. Meridian \$8 bis \$15 per Acker.

Auf Anfrage werden diese Karten, welche die Ländereien genau zeigen, frei zugesandt.

Alle Preise sind Veränderungen ohne fernere Bekanntmachung unterworfen.

Zahlungsbedingungen

Ein wirklicher Ansiedler darf nicht mehr als 640 Acker gemäß dem 10jährigen Ratenzahlungs-Plan erwerben. Zur Zeit des Kaufes muß er eine Ratenzahlung machen. Sechs Prozent Zinsen werden jährlich auf den noch schuldenden Rest der Hauptsumme berechnet und diese müssen am Schlusse jedes Jahres, wenn die nächste Ratenzahlung gemacht wird, mit bezahlt werden. Die Kaufsumme wird in neun gleichen jährlichen Ratenzahlungen, wie folgende Tabelle zeigt, gemacht:

160 Acker.	Baranzahlung.	Zinsen 1. Jahr.	
Zu \$ 6.00 per Acker	\$143.80	\$48.98	und 9 Zahlungen von \$120.00
7.00 "	167.80	57.16	" " 140.00
8.00 "	191.70	65.28	" " 160.00
9.00 "	215.70	73.46	" " 180.00
10.00 "	239.70	81.62	" " 200.00
11.00 "	263.60	89.78	" " 220.00
12.00 "	287.60	97.96	" " 240.00

Käufer, die nicht beabsichtigen, sich auf dem Lande anzusiedeln, müssen ein Sechstel der Kaufsumme sofort anzahlen und den Rest derselben in fünf gleichen jährlichen Ratenzahlungen bezahlen. Zinsen werden diesen ebenfalls sechs Prozent angerechnet werden und müssen dieselben alljährlich mit der Ratenzahlung entrichtet werden.

Ueberfällige Zahlungen werden mit sechs Prozent verzinst.

Winnipeg, Man. F. T. Griffin Land Commissioner



Versichern Sie Ihr Leben fuer \$1.00

920 Seiten, 280 Illustrationen (68 in Farben),
230 Rezepte.

Wollen Sie ein glueckliches Leben fuehren, muessen Sie ein liebedes Weib haben, Sie's haben, Kind richtig erziehen,

Neue vergroesserte Auflage.

Offene Volkssprache u. ges. Menschenverstand

Von Dr. E. B. Foote.

Dieses, das grösste und populärste seiner Art, enthält Alles was Jedermann über sich wissen sollte in Bezug auf Gesundheit, Krankheit und Familien-Angelegenheiten, Kapitel über Ursachen und Verhütung von Krankheiten, Privat-Lektüre für Männer und Frauen, Aufsätze für Jung und Alt über eheliches Glück, geschlechtliche Erschöpfung und Wiederherstellung. Es ist Alles, „von Herzen zu Herzen“ gehende, offene Volkssprache von einem einfachen und aufrichtig sprechenden alten Arzt mit einer mehr als 40-jährigen Erfahrung. *Eine Million derselben in Deutsch und Englisch verkauft.*

„Sehen ist glauben!“ Es ist nicht die Frage: „Soll ich mir dasselbe anschaffen?“ sondern: „Kann ich ohne dasselbe sein?“ Es wird Ihnen im Laufe der Jahre viel Geld ersparen.

Populäre Ausgabe. Preis **\$1.50** portofrei versandt nach Empfang des Betrages. Preis der englischen Ausgabe **\$2.00**, mit Coupon **\$1.50**. Tätige Agenten gegen hohen Rabatt gesucht. Für kurze Zeit nur wird dieser 50 Cts. Coupon mit nur **\$1.00** bar als volle Bezahlung für dieses wertvolle Buch angenommen. Schneidet denselben aus und gebraucht ihn jetzt.

Ihr Geld zurueck, wenn das Buch nicht genau ist wie dargestellt.

Coupon
No. A 17
50 Cts.
wert.

Murray Hill Publ. Co., 129 East 28. St., New York, N. Y.

The Consolidated Stationary Co. Ltd.

Princess St., Winnipeg, Man.

Engros-Verkauf von Schreibmaterialien, Papier, Schulbücher, Literatur etc. Alle Bücher in der deutschen Sprache bestellt.

Wir führen einen großen und verschiedenartigen Vorrat von **Fancy- u. Spielwaren, Puppen, musik. Instrumenten, etc.**

Wir haben eine sehr feine Auswahl von

Weihnachts-Decorationen

einschließlich

Glas, Papier und Glitterstoffen, Papierlaternen, Lampen und Wachskerzen. Dieses Jahr offerieren wir

Draperie, die absolut feuerfest, lang und stark gemacht ist,
so daß man sie abnehmen und verschiedene Male gebrauchen kann.

P. S. Wenn unser Vertreter nicht zu Ihrer Stadt kommt, so schreiben Sie uns eine Karte und wir werden versuchen, ihn zu Ihnen zu beordern.

Bitte senden Sie uns Ihre Aufträge ein. Alles wird prompt abgeliefert.

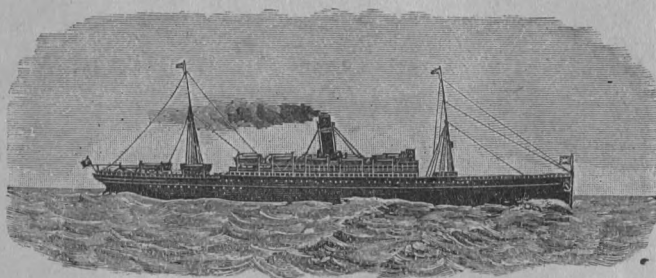
Atlantische

Dampfschiffs-Agentur

**Verkauft Fahrkarten für Dampfschiffe von und
nach allen Teilen der Welt.**

Passagiere haben die Auswahl unter allen Linien, die von Montreal,
Quebec, Halifax, St. John, Portland, New York oder
Philadelphia ausgehen.

Wir verkaufen Fahrkarten auf Credit, falls uns genügende Sicherheit
geboten wird.



Besondere Aufmerksamkeit wird Freikarten gewidmet, Geld
an Passagiere abgegeben ohne Vergütung Die niedrigsten
Raten und beste Bedienung garantiert. = = =

Diese Agentur hat Vertreter in allen Teilen der Erde, sie sind auf-
merksam und freundlich und den Passagieren behilflich mit ihrem Ge-
päck und sehen, daß dieselben ihr Schiff ohne Mühe finden.

Wegen voller Auskunft schreibe man an

W. P. F. Cummings

General Passenger Agent

Winnipeg

=

Manitoba

Room 107 Canadian Pacific Railway Depot Building.

Dominion Express Company

**Iuen
Sie kein
Geld in
den Brief**



**Iuen
Sie kein
Geld in
den Brief**

Tausende von Dollars werden jedes Jahr von den Postbehörden in unabgelieferten Briefen gefunden.

Schicken Sie Geld durch die

Dominion Express Company's Money Orders

an allen Plätzen in Canada, den Ver. Staaten und Neufundland zahlbar. Wenn das Geld verloren gegangen, gestohlen oder sonst wie zurückgehalten, so wird es zurückgezahlt oder eine neue Order ohne Kosten ausgestellt.

Ausländische Checks

werden in dem Gelde des Landes ausgewechselt, auf welches gezogen ist, und müssen von dem Einzahler direkt an den Empfänger gesandt werden.

Ausländische Geldpostbeförderungen

Dieses ist ein System, nach welchem das Geld des Landes ausbezahlt wird an eine gegebene Adresse, direkt an den Empfänger.

Kommission

Nicht über	\$ 5.00	oder	20 Mark	. . . .	3 Cents
Nicht über	10.00	oder	40 Mark	. . . .	6 Cents
Nicht über	30.00	oder	120 Mark	. . . .	10 Cents
Nicht über	50.00	oder	210 Mark	. . . .	15 Cents
Nicht über	60.00	oder	240 Mark	. . . .	21 Cents
Nicht über	75.00	oder	300 Mark	. . . .	25 Cents
Nicht über	100.00	oder	420 Mark	. . . .	30 Cents

(10 Cents extra für Ablieferung der Post in Deutschland.)

Das billigste, sicherste und passendste System, um Geld nach irgend einem Teile der Welt zu senden.

Dominion Express Company

Seemannsliebe.

Novelle von R a h t o l.

1.

„Aus der Kette! Boje über Bord! Fallen Anker!“ —

Laut klatscht der Anker auf das Wasser auf, im gleichen Augenblick gießt sich ein Sprühregen über das Verdeck und dann rasselt mit Gepolse die Kette um die Beeting herum und zur Klüse hinaus.

„Hundert Meter sind aus,“ — tönt's von der Back.

Taustopper auf,“ kommt der Befehl von der Kommandobrücke zurück.

Das Anfermanöver ist beendet; die Leute treten fort und alles drängt eilig an die Reeling. Auch die Kadetten sind vollzählig mit Rifern und Doppelgläsern bewaffnet auf der Kampagne. Bietet sich doch ihren Augen zum ersten Male außereuropäisches Land.

S. M. S. „Stosch“ hat während der Sommermonate die üblichen Kreuzfahrten in der Ost- und Nordsee unternommen und ist dann Ende September, die heimatischen Gewässer verlassend, auf die Reise nach Westindien gegangen. Wir finden das brave, alte Schulschiff im Augenblick des Ankergehens im Hafen von Port au Prince, der Hauptstadt Haitis. —

„Die Freiwache darf auf Urlaub gehen,“ ruft soeben der Kreiwälteste seinen Kameraden zu und verbreitet mit dieser Nachricht allgemeine Freude. Die glücklichen Freiwächter stürzen ins Zwischendeck an ihre Spinde und hängen sich „landfein“, während die Seekadetten der Wache an Bord bleiben.

Zwei von diesen weniger Glücklichen lehnten an der Reeling. Der eine von beiden, Hans von Krailsheim, war fast zart gebaut, mit feiner archgeistigten Zügen, von der Sonne noch wenig gebräunt. Er war der Sohn eines hohen bayerischen Staatsbeamten, in den denkbar glücklichsten Familienverhältnissen aufgewachsen, von Eltern und älteren Geschwistern umhüllt. Davon hatte sein Wesen etwas Weiches, Zärtliches bekommen; der andere dagegen, Kurt Claasen, von großer starknochiger Figur, hatte ein festes energisches Gesicht, von der Sonne bereits kupferbraun verbrannt, wie es jedem echten Seemann zukommt. Sein Vater war als Kadettenleutnant mit dem „Großen Kurfürsten“ untergegangen, ehe sein einziger Sohn zur Welt kam. Der Mutter kostete der Gram über den Verlust des Mannes und die Geburt des Sohnes das Leben. So war dieser auf-

gewachsen unter fremden Leuten, unter Erzieherinnen und in Pension. Zwar nahm sich ein Onkel seiner in liebevollster Weise an, ohne aber Eltern ersetzen zu können.

Trotz der gänzlich verschiedenen Charakteranlagen hatten die beiden vom ersten Tage an Freundschaft geschlossen. Sie fühlten jeder im anderen einen Mangel des eigenen Ichs ausgeglichen, und der gegenseitige Einfluß war für beide von bester Wirkung. —

Einige von den Urlaubern kamen geräuschvoll an Deck. „Na, nichts,“ sagte Kurt, nach ihnen blickend, „kommen wir eben morgen Land, und schließlich ist's besser; man läßt mal erst durch die anderen den Nest ausspionieren, was eigentlich los ist.“

Hans nickt zustimmend: „Ja, gewiß, und mir ist's auch angenehm, daß man die Post in Ruhe genießen kann; sieh, da scheint schon ein Boot vom Konsulat zu kommen, das bringt gewiß die Postbeutel mit.“

Er deutete auf ein von sechs Schwarzen gerudertes Boot, das voll Reichsdienstflagge am Heck führte. Kurz darauf hielten die beiden Briefsacken in den Händen. —

Hans zog sich mit seinem umfangreichen Paket in einen Winkel hinter die achtere Schnellladekanone zurück, während Kurt, der nur einen Brief von seinem Onkel erhalten, bald die Lektüre beendet hatte.

Geduldig wartete er einige Zeit, dann trat er an seinen Kameraden heran, „na, gute Nachrichten?“

Hans fuhr auf und versuchte rasch einige Briefe und eine Photographie in seiner Brusttasche zu verbergen. „Ach, danke, ja!“ stotterte er.

Aber Kurt hatte die Photographie gesehen und begehrtlich die Hand ausstreckend sagte er: „Nichts da, zwischen uns gibt's keine Heimlichkeit, und ehe es Hans hindern konnte, hatte er das Bildchen gefaßt.“

„Ah, sieh da, gar nicht übel. Ja, du stilles Wasser! Na, da hörst du ja Verschiedenes auf, wer ist denn dies holdselige Wesen?“

Hans war rot geworden, wie ein junges Mädchen. Verlegenheit und Ärger kämpften in ihm. Aber die Gutmütigkeit gewann die Oberhand, und schließlich erzählte er, daß die hübsche junge Dame Elisabeth seine Jugendliebe und Schüler-Flamme sei, an der er noch immer mit heißer Liebe hänge, daß sie sich ewige Treue geschworen hätten, als er dann zur Marine ging und daß sie sich sobald als möglich heiraten wollten.

Kurt versuchte vergeblich, sich zu bezwingen, aber obschon er sich die halbe Zunge abbiß, prustete er schließlich mit dröhnendem Lachen herüber: „Mensch! Hans! Süße, kleine bayerische Unschuld — o, sancta simplicitas.“

„Daß mich,“ sagte Hans, „Du weißt nicht, wie weh Du mir tust. Mir ist's wirklich ernst mit meiner Liebe, und ich werde nie an ein anderes Mädchen als an Elisabeth denken. — Eigentlich bin ich sogar schon heimlich mit ihr verlobt.“

Kurt hatte sich allmählich erholt. „So „eigentlich“ verlobt!“ mit liebenswürdiger Deutlichkeit fuhr er fort: „Auf alle Fälle aber verlobt! Als angehender Seeoffizier willst Du Dich schon verloben? Junge! Seeoffizier soll sich doch erst die Welt ansehen, die Weiblichkeit beider Hemisphären studieren und dann meinetwegen als alter Kapitänleutnant

deutsches Mädchen heimführen. Willst Du jetzt schon mit gebundener Marschrouten marschieren und die Augen zumachen von allen schönen Mädchen und Frauen?"

"Ich hatte mehr Verständnis von einem Freunde erwartet," sagte Hans nicht ohne Bitterkeit im Tone. "Du weißt eben nicht . . ."

"Stopp!" unterbrach ihn Kurt und legte seinen rechten Arm um des anderen Schulter. "Eben, weil! Soll ich ruhig zusehen, wie mein einziger Freund Dummheiten . . ."

"Du nennst es Dummheiten, mir fällt es das Herz aus. Ich weiß ja, Du hältst mich für weichlich und sentimental, bin ich vielleicht auch."

Kurt war ernst geworden. "Lieber Hans, ich will doch bloß Dein Bestes . . . Nee, ich verstehe es wirklich nicht." Hans zuckte die Schultern und wandte sich ab. Kurt sah ihn grimmig an. "Esel," sagte er laut, und als sich fuhr er fort, "ich werde mir wirklich alle mögliche Mühe geben, ihn wieder los zu machen."

2.

Das Kadettenschulschiff blieb einige Wochen in Port au Prince zu Anse-la-Paix, da der Hafen sich vorzüglich zur Ausbildung der Kadetten und Mannschaften eignete. Eifrig wurde in der Morgenfrühe, ehe die tropische Hitze sich zu sehr bemerkbar machte, Segel exerziert, Marsch-Uebungen gemacht und Landungsmanöver unternommen. An den Nachmittagen nach dem Unterricht ging die eine Hälfte der Kadetten gewöhnlich zum Baden nach dem reizend gelegenen, kühlen, direkt vom Gebirge herabkommenden Bach, während die andere Hälfte Urlaub erhielt. Die Aufnahme in den europäischen Familien war höchst gastfreundlich, die schmucken jungen Kadetten sah man überall gern.

Es war einer jener herrlichen Morgen, wie man sie so warm und lind und doch so erfrischend nur in den Tropen findet.

Ein Kriegsschiff-Kutter nähert sich mit gleichmäßigem Takt der Riffen der Küste, sucht seinen Weg durch das Felsengewirr und landet nun an der von neugierigem, zerlumptem Negergesindel dicht besetzten Pier.

Eine Anzahl junger Kadetten springt aus dem Boot und aus ihrem lustigen Geplauder entnehmen wir, daß ihnen an diesem Sonntag Morgen Urlaub bewilligt ist, für den sie nun die verschiedensten Pläne schmieden.

Kurt und Hans waren im Verein mit einigen Schiffs-offizieren und anderen Kadetten vom General-Konsul zu einer Reipartie geladen.

Es war eine stattliche Kavalkade, die sich am frühen Morgen aus der geschäftigen Negerstadt unten am Hafen hinaus durch die sauberen Villenkomplexe der Weißen, vorbei an dem Palais des Präsidenten in dies von üppigster Fruchtbarkeit strotzende Land bewegte.

Einige junge Kaufleute gaben die Führer ab und erzählten in liebenswürdiger Weise von den Verhältnissen des Landes, von seinen Hauptprodukten, dem Kaffee, Zucker und Kakao.

Hans und Kurt kamen aus dem Staunen nicht heraus. Von soviel Schönheit, soviel Reichtum in landwirtschaftlicher Beziehung hatten sie allerdings bisher keine Vorstellung gehabt. Der erste Anblick tropischer Landschaft überwältigt ja gewöhnlich den Europäer.

Einer der älteren der Kaufleute gab interessante Aufschlüsse über Art und Weise des Geschäftslebens in Haiti, besonders über die Stellung der europäischen Geschäftsleute. Unter anderem führte er aus:

„Wir Kaufleute betreiben hier hauptsächlich Bankgeschäfte. Die Regierung braucht, besonders beim Präsidentenwechsel, viel Baargeld; dieses schießen die Kaufleute willig vor. Das Wagnis ist nicht so groß, als es scheinen mag, denn die Zölle werden uns dafür verpachtet, und so haben wir nach einiger Zeit unser Geld wieder. Die Zölle sind rasend hoch und so kommt es, daß der hiermit unzufriedene Neger sich zuweilen auflehnt. Dann gibt es eine kleine Revolution — solche sind an der Tagesordnung —, bei welcher vielleicht ein neuer Präsident gewählt wird. Dieser tritt besonders zu Anfang seiner Regierung glänzend auf; hierzu braucht er Geld. Wir geben es ihm gerne und nehmen unsere hohen Prozente dafür und der *circulus vitiosus* ist geschlossen. Dieses Spiel wiederholt sich alle paar Jahre.

Es ist unglaublich, wie töricht und eitel der Neger ist. Die Einfuhrartikel hier sind hauptsächlich Luxusachen, Kleider aus Paris, französische Seife, Parfüms, Toilettenartikel und ähnlicher Tand.

Dafür geht der beste Kaffee, der süßeste Zucker jahraus, jahrein aus dem Lande heraus. Das Land birgt unererschöpflichen Reichtum und so werden die Quellen nicht sobald versiegen.“

Unter interessanten Gesprächen hatte man sich dem Zielpunkt des Rutes genähert; durch eine großartige Anlage ging's auf kiesbestreuten Wegen dahin, und dann gewahrte man auf einer kleinen Anhöhe ein großes, luftgebautes Landhaus.

Auf der Terrasse waren eine Anzahl Damen, die Frauen und Töchter der Kaufleute, versammelt, die in Wagen hierher vorausgefahren waren.

Nachdem die Vorstellung und Begrüßung beendet war und man sich der herrlichen Fernsicht, weit über die Bucht hinaus, und auch an substantiellerem, wie „ice cream“, „Doré“ und „Bowle“ erfreut hatte, wanderte man in zwanglosen Gruppen durch die Anlagen, besah Kakao-Pflanzungen oder spielte eine Partie Tennis, erstieg den Aussichtsturm oder ruhte auf einer *easy chair*, eine Cigarette rauchend.

Unsere beiden Kabinen waren ganz hingerissen von all den neuen Eindrücken.

Und dann, die Frauen! So viel Schick und Eleganz, so viel Lebhaftigkeit und strahlender Stolz! Da war besonders eines von den ganz jungen Mädchen, Miß Brynhild Dixie, kaum 16 Jahre alt, aber unter der stacheligen Sonne schon weiter gereift, als ihrem Alter entsprach. Ein wunderschönes, feines Gesicht mit großen blauen Augen, überrahmt von einer kleinen goldblonden Haare. Jede ihrer Bewegungen drückte vollendete Grazie aus.

Was Wunder, daß die beiden Freunde diesem berückenden Geschöpf ausgiebigster Weise huldigten?! Sie war das Licht, das sie immer wieder anzog. Und als Kurt von dem Vater Dixie, einem amerikanischen Großkaufmann, eine Zeitlang durch ein Gespräch über allerhand wirtschaftliche Fragen festgehalten wurde, war sein erstes, nachdem er wieder frei geworden war, sich nach der reizenden Tochter umzusehen.

Er durchschritt eifrigst suchend die Anlagen, kletterte trotz der Hitze nochmals auf den Aussichtsturm; lief durch sämtliche Zimmer, überall nach dem Mädchen forschend. Endlich erfuhr er von einem Kameraden, daß Hans mit Brynhild Dixie nach dem Strande gegangen sei.

Kurt hastete dorthin. — Er rannte den Abhang hinab, sprang von Felsblock zu Felsblock, bis er am Wasser angekommen war.

Hier in einer natürlichen kleinen Grotte fand er Bryn auf einem Felsblock sitzend, zu ihren Füßen — im Sande kauern — Hans.

Kurt war einen Augenblick zur Salzsäule erstarrt.

Wie war es möglich, daß Hans, der noch vor wenigen Tagen von seiner unverbrüchlichen Treue zu seiner Jugendliebe gesprochen, schon heute bei der ersten Gelegenheit flirtete?

Zudem — er selbst, Kurt, fühlte in diesem Augenblick, einen wie tiefen Eindruck diese Miß Brynhild Dixie auch bereits auf ihn gemacht hatte.

War's Eifersucht, war's Besorgnis um den Freund?

Jedenfalls wallte es zornig in ihm auf.

Doch beherrschte er sich noch zu rechter Zeit, nur klang seine Stimme etwas spöttisch, als er mit den Worten herantrat: „Ich bitte um Verzeihung, daß ich dies reizende Idyll störe.“

Die beiden hatten ihn vorher nicht gesehen. So fuhren sie etwas erschreckt auf. Hans wurde rot wie ein Schulknabe, während Miß Dixie, vollkommen Weltdame, im leichtesten Konversationston über die etwas gespannte Situation hinweg half.

Während des Abends herrschte eine gewisse Mißstimmung zwischen den beiden Freunden. Jeder schien dem anderen den Platz zur Seite Bryns streitig machen zu wollen, eine stille, aber um so energischer ausgesprochene Rivalität.

Bryn schien keinen von den beiden besonders zu bevorzugen. Sie verharrte in echt amerikanisch kühler Reserve. Und selbst beim Abschied drückte sie beiden gleich herzlich die Hand, wünschte beiden mit ihrer süßen Stimme gleich innig „Good bye“.

3.

Es folgte eine Reihe wundervoller Tage. Mit Urlaub wurde den Kadetten gegenüber nicht gegezigt. So oft unsere beiden Freunde aber Gelegenheit hatten, an Land zu gehen, stets war ihr Ziel das gastfreie Haus des Mr. Dixie, oder sonst ein Ort, wo sie dessen schöne Tochter treffen mußten. Dabei waren sie immer gleichzeitig zur Stelle, das schien beiden unumgänglich. An Bord allerdings hatte ihre, oft genug von den Kameraden gutmütig bespöttelte Unzertrennlichkeit einen Riß bekommen.

Eines Abends kamen sie aus einer Gesellschaft bei dem Großkaufmann. Sie schritten schweigend aus dem europäischen Villen-Viertel die steilabfallende Straße zum Hafen hinunter.

Es war eine schwüle, drückende Tropennacht. Aus der Negerstadt erscholl schreiend lauter, fröhlicher Lärm. Das Boot, das sie zum Schiff bringen sollte, war noch nicht zur Stelle, weil die Rückkehr um die Zeit noch nicht erwartet wurde. So schritten die beiden denn stumm nebeneinander auf der Pier auf und ab.

Kurt blieb plötzlich stehen.

„Sag', Hans, wie lange soll das noch so fort gehen?“

„Was meinst Du?“

„Ach, tu doch nicht so! Sei doch ehrlich. Wollen wir um dieser Bryn willen unsere Freundschaft zerstören? Sieh', ich betrachte diese ganze Geschichte natürlich nur als einen unschuldigen Flirt. Aber auch dabei möchte ich niemanden als Aufpasser und Konkurrenten haben. Was willst Du denn eigentlich? Ich denke, Du bist an Deine Elisabeth gebunden. Ich sollte mich eigentlich freuen, daß Du diese Sache so überraschend schnell überwunden hast. Aber schließlich mußt Du doch nicht gerade Bryn als Elisabeth-Gegengift nehmen. — Bryn nehme ich nun einmal für mich in Anspruch! Du mußt doch auch selbst eingestehen, daß sie mich bevorzugt, — also sei so gut und laß mir auch vollkommen freies Feld.“

„Was?“ schrie Hans, „Dich bevorzugt sie? — — — Und ich sage Dir, sie denkt auch gar nicht daran. Mir hat sie ihre Zuneigung in unzweideutigster Weise zu verstehen gegeben. Gleich vom ersten Augenblick an verstanden wir uns; es war eben „Liebe auf den ersten Blick“.“

Und dann nahm er Kurt am Arm und stammelte:

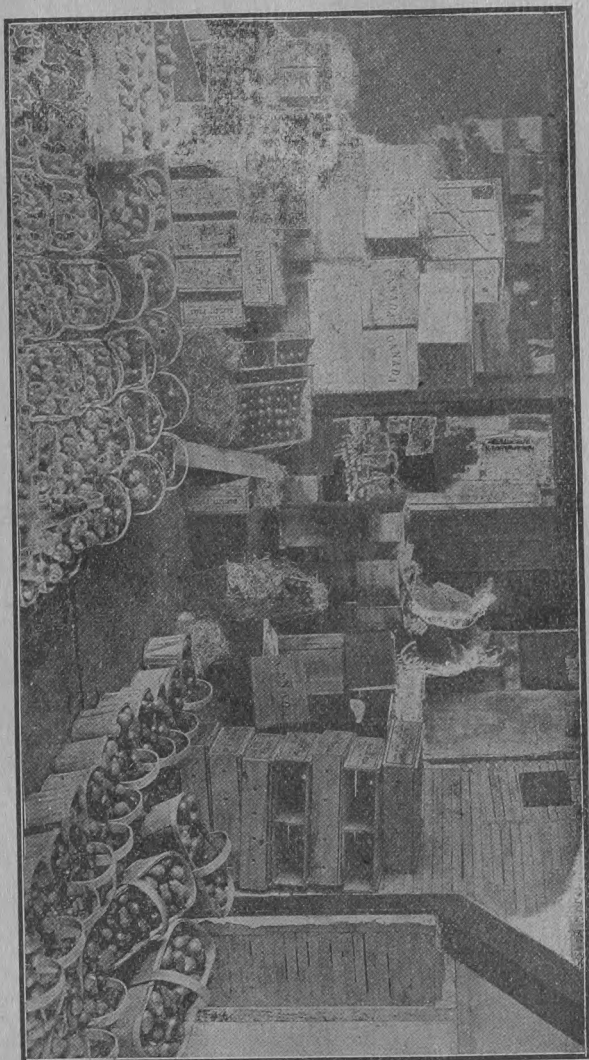
„Du weißt ja gar nicht, wie es hier innen in meinem Herzen aussieht. Aufschreien könnt' ich, so weh ist mir ums Herz, so zerfallen und unzufrieden bin ich mit mir selbst. Ich darf und kann ja Elisabeth nicht vergessen, und doch, wenn ich Bryn sehe, mit ihrer entzückenden blondgoldigen Haarespracht, ihrem herrlichen, stolzen Wuchs; wenn sie mich ansieht mit diesen unergründlichen tiefblauen Augen, dann wirbelt es in meinem Hirn. Ich kann nicht anders, ich liebe Bryn bis zum Wahnsinn. So vermessen, so töricht es ist, ich weiß es ja, ich kann sie nicht vergessen, ich muß sie einst mein eigen nennen. Und das muß ich ihr bald sagen.“

„Hans,“ sagte Kurt mit gepreßter Stimme, „Du bist im Begriff, eine zweite Dummheit zu machen. Glaubst Du, daß diese stolze Amerikanerin, die trotz ihrer Jugend an Erfahrung und Weltklugheit längst kein Kind mehr ist, etwas anderes will, als mit uns flirten? Sie ist doch im Grunde nur eine Kokette, die im Ernst gar nicht daran denkt, einen von uns zu nehmen. Sie wird mit größter Gemütsruhe mal einen von den hiesigen reichen Geldsäcken heiraten und mehr mit runden Zahlen als mit zärtlichen Gefühlen rechnen. Was willst Du denn eigentlich fragen? Willst Du Dich jetzt mit ihr verloben und in drei Jahren heiraten, wenn Du Unterleutnant wirst?“

Hans sprach von abenteuerlichen Plänen, von Abschiednehmen und von Pflanzerverden.

„Hans,“ sagte Kurt wieder, und diesmal klang seine Stimme fast heiser, „ich bin gewiß nicht sentimental, aber ich möchte Dir etwas erzählen von einem kleinen deutschen Mädchen, viele tausend Meilen von hier im schönen Bayernlande, das auf Dich wartet und sich um Dich bangt. Das heute eingeschlafen ist mit den letzten Gedanken an Dich. Eines von den warmen, lieben, deutschen Frauengemütern, die schrankenlos vertrauen, wenn sie sich einmal hingegen. Kennst Du nicht mehr das schöne Bild „als ich Abschied nahm“? Mit wie süßen Augen das Mädchen den schei-

Berghafen von Birken und Äpfeln zum Export — Grimsby, Ontario.



denden Seefadetten ansieht! Sollen diese treuen Augen sich mit Tränen füllen? Soll ihr Inneres einen Riß bekommen, für lange Jahre, vielleicht fürs ganze Leben? Elisabeth“

Das war zu viel für das weiche Gemüt des armen Hans. Fast schluchzend fiel er dem Freunde um den Hals. „Nein, nein, Kurt, hör' auf! Du zerreißt mir das Herz! O Gott! . . . ich . . . nein, nein, ich will keinen Fuß mehr auf dieses verwünschte Land setzen. Ich will jene Zauberin fliehen. Ich schwöre es Dir zu . . . Elisabeth . . . Komm, da ist das Boot.“

Es war ein paar Stunden später. Hans saß in seiner Koje und schrie. Da klopfte es leise bei ihm an. Er sah erstaunt auf. Wer wollte etwas von ihm mitten in der Nacht? Im Türrahmen stand Kurt. Seine borstigen Haare waren zerwühlt, sein Gesicht blaß, seine Augen glühten.

„Hans,“ ich muß Dir noch etwas sagen. Ich bin unehrlich vorhin zu Dir gewesen, ich habe eigennützige Hintergedanken gehabt, als ich so sentimental von Elisabeth sprach. Es ist nicht wahr, daß ich nur flirten will mit Bryn, ich habe sie sehr lieb und ich wollte es morgen schon ausnutzen, daß Du nicht mehr mit sein würdest. Ich bin ein schlechter Kerl gewesen. Komm, sei mir nicht böse! Du weißt ja, wie einen so etwas packt.“

Hans sah ihn stumm an, er kämpfte schwer mit sich.

„Hier,“ sagte Kurt und hielt seine Rechte hin, „hier hast Du meine Hand. Ich nehme Deinen Schwur auf. Auch ich will ihr fernbleiben. Diese Hand soll verdorren, wenn ich sie je nach Bryn begehrlieh ausstrecke!“

Schweigend faßte Hans die dargebotene Rechte, und ein fester Händedruck besiegelte den neugeschlossenen Freundesbund. So wurden aus Knauben Männer.

Der Zufall kam den jungen Helden zu Hilfe.

Eine Depesche aus Berlin vom Oberkommando befahl, daß S. M. S. „Stoß“ unverzüglich nach La Guayra, dem Hafen von Venezuela, in See gehen sollte. In der Hauptstadt Caracas waren Unruhen ausgebrochen.

Es war ja bekannt, daß es in Venezuela gar leicht zu einer Revolution kommt; daß hierbei ein bewaffnetes Eingreifen der „Stoß“-Besatzung notwendig werden würde, stand bei allen Seefadetten fest!

In der Tat wurden vom Büchsenmacher die Seitengewehre geschliffen. Der Feuerwerker füllte die Gurte der Maschinenkannonen und Maschinengewehre, und — was den Kadetten weniger gefiel — es wurde eifrig „Mar Schiff“ geübt, ohne daß deswegens der tägliche theoretische Nachmittags-Unterricht ausgefallen wäre.

In La Guayra fand S. M. S. „Stoß“ zu allgemeinem Bedauern der Kadetten einigermaßen die Ruhe und Ordnung im Staat Venezuela wieder hergestellt.

Der gleich nach dem Anker an Bord gekommene Konsul erzählte, daß der bisherige Präsident geflohen sei und zur Zeit ein Diktator herrsche. Der Präsident hätte den Selbstbereicherungsprozeß etwas zu ungeniert betrieben. So hätte er schließlich vorgehabt, den Hafen von La Guayra für seine Tasche zu verkaufen! Darüber sei die Bevölkerung unwillig geworden, der Aufstand sei in der Nähe von Puerto Cabello ausgebrochen. Dort hätte ein Gaziendabesitzer mit dreihundert Indianern, die nur mit Messern bewaffnet waren, eine kleine Garnison von fünfhundert Mann Regierungs-

truppen überrumpelt. Diesen hätte man die Gewehre und Munition abgenommen und wäre dann immer weiter erobernd vorgegangen, bis schließlich die Hauptstadt Caracas in die Hände der Revolutionäre gefallen sei. (Historisch 1891.) Unter dem Diktator seien jetzt leidlich geordnete Verhältnisse eingetreten. Solche Zustände, dauernde Revolutionen, wären hier im übrigen ganz an der Tagesordnung.

In der That herrschte während des Aufenthalts der „Stosch“ die größte Ruhe und Ordnung im Staate Venezuela.

Offiziere und Kadetten bewunderten während des Besuchs der Hauptstadt Caracas das elegante Leben dort, sahen sich die großartigen Bauwerke, wie das Kapitol, die Wohnung des Präsidenten, die im gotischen Stil erbaute, verschwenderisch mit Mosaikarbeit ausgestattete Kathedrale, das ganz moderne Theater und andere bedeutende Gebäude an.

An dem Stadtbild des Befreiers von Venezuela, einer mächtigen Reiterstatue Bolibars, war auf der Alameda allabendlich Konzert, und unter den schwarzen Mantillen lugten neugierig und interessant dunkle, blitzende Augen hervor, die grazios einherstolzierenden, feurig-schönen Spanierinnen gehörten.

Was Wunder, daß hier mancher Midny schnelligst sein Herz wieder verlor und seine Angebetete von Port au Prince vergaß!

Dieses passierte im übrigen im Laufe des Winters auf der Rundreise C. M. S. „Stosch“ in Westindien noch öfters!

„Andre Städtchen, andre Mädchen.“

Kurt behauptete schließlich, als er mit Hans über dies Thema sprach, er habe nachgerade ein „Kasernenherz“ bekommen.

4.

Ein halbes Duzend Jahre später.

Wir finden unsere Freunde, Kurt Claasen und Hans von Krailsheim, an Bord der „Bineta“ wieder.

Aus den beiden sind mittlerweile zwei stattliche Oberleutnants z. S. geworden. Hans erscheint stärker, selbstbewußter und ist bekannt als ein überaus tüchtiger, pfllichteifriger und begabter Offizier.

Während der Unterleutnantszeit kamen die beiden Freunde auseinander. Um so beglückter waren sie, als sie nun im Frühjahr das gemeinschaftliche Kommando auf der „Bineta“ erhielten.

Hans von Krailsheim verlobte sich am Tage seiner Beförderung zum Oberleutnant offiziell mit seiner Jugendliebe Elisabeth.

Ganz treuherzig kam er damals zu Kurt, und nachdem er ihm zur Beförderung gratuliert — sie waren beide am gleichen Tage in die neue Charge eingerückt —, und auch er sich hatte beglückwünschen lassen, fragte Hans: „Nun darf ich doch meine Verlobungskarten drucken lassen?“

„Na, aber gewiß; zu heilen bist Du ja doch nicht. Eigentlich habe ich Dich schon immer bewundert, daß Du so lange wartetest. Außerdem ist's, das glaube ich auch, für Dich das einzig Wahre. Hier hast Du Dich ja zusammen genommen, aber da draußen, weißt Du noch, schon damals als Kadett in Westindien, da warst Du doch der reine Don Juan. Wirst Du im übrigen Bryn eine Anzeige senden?“

Gans stotterte verlegen, nach längerem Besinnen: „Ach, wozu, sie wird mich längst vergessen haben.“

„Pfui, Gans! Wie kann man sich selbst so betrügen. Mache einen Strich unter die Sache, indem Du Bryn eine Verlobungsanzeige schickst.“

Dieses Gespräch hatte sich damals zwischen den beiden abgespielt, sonst wurde der Name „Bryn“ nicht wieder erwähnt.

Kurt schüttelte nur unwillig den Kopf, wenn er an die alte Geschichte dachte. Zugleich aber überkam ihn ein eigentümlich wehmütiges Gefühl. Viele, sehr viele und schöne Frauen hatte er seitdem an seinen Augen vorbeipassieren lassen und hatte sich nicht gerade ängstlich entfernt gehalten. Keine hatte aber bisher einen solchen Eindruck auf ihn gemacht, wie das halbe Kind Bryn Dixie, damals in Port au Prince. — —

* * *

S. M. S. „Vineta“ befindet sich auf der Reise nach Norfolk. Das Schiff verläßt für kurze Zeit die südamerikanische Station, um in Norfolk einige notwendige Reparaturen ausführen zu lassen.

Ein schöner, warmer Tropenabend. Gans hatte die Wache von 8—12 Uhr auf der Brücke. Kurt leistete ihm einen Augenblick dort oben Gesellschaft.

„Na, nun gute Nacht,“ sagte Kurt, „ich habe die Hundewache, da will ich noch rasch ein Auge voll nehmen.“

Bum!

„Was ist das?“ ruft er im gleichen Augenblick.

„Ein Schuß,“ schreit auch Kurt.

Sofort stürzt Gans an den Maschinen-Telegraphen: Beide Maschinen stopp!“

„Sicher war's ein Schuß,“ meint Gans, und angespannt lauschen die beiden über das Wasser und versuchen mit Doppelgläsern, in der Richtung, in der sie den Schuß hörten, das Dunkel der Nacht zu durchdringen.

Jetzt steigt eine Rakete auf, und abermals rollt dumpf ein Schuß durch die Luft.

Beim Schein des bläulichen Raketenlichtes bemerken die beiden einen hart überliegenden, in der hohen See auf- und abstampfenden Dampfer, dessen Backbord - Keeling schon vom Wasser bespült wird.

Kurt schickt Ordonnanzen zum Kommandanten und ersten Offizier, ihnen Meldung über den schiffbrüchigen Dampfer machend. Diese kommen auf die Brücke und es werden sofort die nötigen Maßregeln zur Rettung der Schiffbrüchigen dort drüben getroffen.

S. M. S. „Vineta“ dampft vorsichtig zu Lub des Dampfers und stoppt dann. „Rettungsbootsmannschaft, Steuerbord-Rutter klar!“ kommandiert Gans. Kurt springt, da er noch an Deck ist, freiwillig mit in das Boot hinein.

Die Leute stehen klar zum Fieren an den Läufern.

„Fier weg den Rutter!“ heißt das Kommando, und hinunter rasselt das Boot. „Los!“ laut ausplätschend schlägt es in die hochaufliegende See. „Klar bei Riemen, Riemen bei, Ruder an!“ kommandiert nun Kurt. Die Leute legen sich kräftig in die Riemen und rasch entfernt sich der Rutter vom Schiff.

Bald tanzt er hoch oben auf einer Woge, bald taucht er tief in einem Wellental unter. Mit höchster Anstrengung muß gepulst werden, denn bei dem Richt des von der „Vineta“ aus angestellten elektrischen Scheinwerfers sieht man, daß der irade Dampfer sich immer weiter überneigt; schon spült das Wasser auf den Decksplanken. Größte Eile ist geboten. Auch dort auf dem Dampfer werden die Boote klar gemacht.

Jetzt ist der Rutter längsseit.

Kurt bemerkt sofort, daß auf dem Dampfer vollkommenste Unordnung herrscht. Die Offiziere rennen kopflos umher und gestikulieren zu ihm hinüber. Die Matrosen sind scheinbar gegen den Willen der Offiziere an die Boote gegangen und wollen sich dieser bemächtigen, während eine große Anzahl von Passagieren sich hilflos weinend und schreiend an der Reling drängt und zu Kurt in den Rutter zu springen versucht.

Kurt steht hoch aufgerichtet auf der achtersten Rutterducht, die Ruderpinne in der Hand und kommandiert mit Stentorstimme zunächst „Ruhe, es wird jeder gerettet!“ Der kurze, energische Ton hat entschieden Eindruck gemacht. Nur unterdrücktes Gammern ist noch hörbar.

Kurt befiehlt zunächst, die Frauen und Kinder in das Boot zu bringen. Langsam und vorsichtig nehmen die deutschen Matrosen diese in ihre Arme und setzen sie auf den Boden des Rutters. Trotz eifrigen Protestes muß zunächst jedes Gepäckstück an Bord des Dampfers gelassen werden. Der Rutter ist bald genügend beladen und auf Kurts Anweisung fährt er zur „Vineta“ hinüber.

Kurt selbst bleibt an Bord des Dampfers zurück, um die Menschen dort zu beruhigen. Auf der „Vineta“ hat man mittlerweile die große Anzahl der Schiffbrüchigen bemerkt. So wird auch der zweite Rutter noch ausgesetzt und kommt zu Hilfe.

Kurt hat sich an den Kapitän gewandt und von diesem, einem Spanier, erfahren, daß der Dampfer auf der Reise von Port au Prince nach New-York heute morgen leck gesprungen sei. Bis vor einer Stunde hätten sie das Schiff durch Pumpen flott gehalten. Seit Eintritt der Dunkelheit aber wäre das Wasser nicht mehr zu bewältigen gewesen und der Dampfer habe sich stark auf die Backbordseite gelegt. An Rettung hätte hier eigentlich niemand mehr gedacht. In freier See, auf Hunderte von Meilen fern Land, wäre bisher kaum der Gedanke an die Rettungsboote in ihm aufgetaucht, zumal diese knapp für die Besatzung, viel weniger für die 250 Passagiere gereicht hätten.

Als Kurt hörte, daß der Dampfer aus Port au Prince käme, suchte unwillkürlich die Erinnerung an jene Episode aus seiner Seefahrtenzeit in ihm auf. In diesem Augenblicke war es ihm auch, als würden seine Augen mit magnetischer Gewalt in einer bestimmten Richtung angezogen. Ein anderes Augenpaar ist fest und forschend auf ihn gerichtet. Ist es eine Halluzination, ein Wahnbild?

Dort an der Reling steht Bryn, das herrliche Goldhaar zerzaust im Winde, die stolze, hohe Gestalt umhüllt von einem Mantel. Wohl ist es nicht mehr das halbreife Mädchen, sondern ein voll erblühtes Weib. Aber der alte Zauber geht von ihr aus, daß dem jungen Seeoffizier das Blut stockt. Dann aber stürzt er auf sie zu.

„Miß Bryn, ist es möglich, sind Sie es wirklich? Verzeihen Sie, wie konnte ich Sie nicht früher sehen. Kennen Sie mich denn noch?“

So sprudelt er hervor. Kaum sieht er Mr. Dixie und erst als Bryn mit strahlenden Augen ihm für ihre Rettung gedankt, ihm gesagt hat, daß sie ihn noch gut, sehr gut kenne, da findet er auch endlich einen Augenblick Zeit, um den Vater zu begrüßen.

Herr Dixie macht gar eigentümliche Augen, als er die beiden nun bemerkt. So hat er seine Bryn im Verkehr mit einem Manne noch nie gesehen. Ist's die eigenartige Situation? Komisch — — und der alte Herr zerbricht sich hierüber den Kopf; wahrlich, er hätte doch in diesem Moment an ganz andere Dinge zu denken gehabt!

Aber auch Kurt und Bryn scheinen die höchst gefährliche Lage auf dem Deck des dicht vor dem Kentern liegenden Dampfers total vergessen zu haben.

Als ob sie in einem Ballsaal — oder besser in einer sehr verschwiegene Nische eines solchen — saßen, so benehmen sie sich. Bryn hockt auf einem Handkoffer, Kurt steht vor ihr und sie erzählen sich ununterbrochen unbekümmert um die Außenwelt, ihre bisherigen Lebensschicksale.

Ein Rutter nach dem anderen setzt vollbeladen vom Bord des Dampfers nach der „Vineta“ hinüber. Bryns Vater drängt bei jedem Boote einzusteigen. Kurt besitzt eine wahnwitzige Ruhe, und erst im letzten Boot fährt er mit Bryn und ihrem Vater hinüber.

Auch Bryn hat des öfteren gemahnt, nun auch an die eigene Rettung zu denken, aber Kurt wußte sie stets hinzuhalten. Es sei hier doch so schön auf dem Dampfer und als Bryn endlich energisch in ihn drang, es sei leichtsinnig, länger zu warten, gab er nach mit den Worten: „Nun gut, so sind denn die schönsten Minuten meines Lebens vorüber.“ Kurt hatte eigentlich erwartet, daß Bryn in ihrer alten Art über diese pathetischen Worte lächeln würde. Er hatte sich geirrt. Bryn sah ihn nur ernst und fragend an.

Noch einer machte große Augen, als Kurt mit Bryn übers Fallreep kam, das war Hans. Aber er erkannte das Mädchen sofort wieder. Aber nur den Bruchteil einer Sekunde stockte er, dann begrüßte er die junge Dame mit überströmender Herzlichkeit. Wenn Kurt im Zweifel sein konnte, so belehrte ihn die gleichmäßige Herzlichkeit, die Hans Bryn gegenüber in der folgenden Zeit an den Tag legte, daß dieser jene Leidenschaft wirklich völlig überwunden hatte.

Auf der „Vineta“ konnte man in den nächsten Tagen gar komische Bilder, so gar nicht in den gewöhnlichen Rahmen des Kriegsschiffslebens passend, beobachten:

Hier schaukelte ein Matrose ein Stedkissenkind auf den Armen, dort klopfte ein anderer Weiberröcke aus und putzte zierliche Damenstiefel. Hier wieder standen Gruppen deutscher Kriegsschiffsmatrosen mit spanischen Handelsseelenten, sich lebhaft unterhaltend — meist per Fingersprache — zusammen, dort promenierte eine Gruppe schicker Spanierinnen mit rot- und gelbseidenen Sonnenschirmen auf dem Achterdeck. Hier türmten sich auf den Geschützständen große Mengen von Koffern und Kisten, dort trockneten lustig im Winde Unterröcke, Schürzen und — Bindeln!

Den Bemühungen und der angestrengten Arbeit der „Vineta“-Mannschaft war es gelungen, bevor der Dampfer unterging, nicht nur sämtliches Passagiergepäck zu retten, sondern sogar noch eine große Menge der Ladung. So lagen ganze Berge von Kasse- und Zuckersäcken hier und dort umher.

Infolge der glücklichen Rettung war die Stimmung überall eine fast heusatzelassen heitere. Selbst der spanische Kapitän würde, da er an dem Unglück schuldlos war, ohne Strafe davon kommen! Denn, daß die deutschen Seeleute vielleicht etwas von seinem kopslosen Benehmen berichten würden, machte ihm gar keine Sorge, dazu waren sie ja viel zu „distinguido caballeros“. Am Abend war stets allgemeines Tanzvergnügen. Achtern bei den Herren Offizieren und auch vorn unter der Mannschaft!

Das waren für manch' einen herrliche, unvergeßliche Tage. So abwechslungsoll und lustig geht's nicht oft an Bord eines Kriegsschiffes zu.

Besonders schwamm Kurt in einem Meer von Wonne. Bryn war eine vollendete Schönheit geworden, das gestand er sich. Aber sie hatte sich vor allem auch innerlich, das fühlte Kurt bald, wesentlich verändert, oder ihre innere Natur war nun erst zum Durchbruch gekommen. Während sie in seiner Erinnerung nur als „schöne“, wohl weltgewandte und sichere, aber sonst etwas oberflächliche Bryn lebte, gewahrte er jetzt mit einer tiefen Herzensbefriedigung, daß sie ein edles, für alles Gute und Schöne warm empfindendes Gemüt besaß.

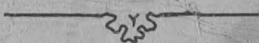
Die notwendige Entwicklung vollzog sich rasch. Nachmittags des folgenden Tages nahm Kurt den Freund beiseite und sagte mit deutlicher Verlegenheit: „Ja, . . . hm, was ich Dich einmal fragen wollte . . .“

„Na, aber gewiß,“ sagte Hans und in seinen Mundwinkeln zuckte es leise spöttisch. „Zu heilen bist Du doch nicht, und das beste ist es auch für Dich. Aber ich freue mich wirklich, Dir gönne ich sie von ganzem Herzen, hier hast Du meine allerherrlichsten Glückwünsche. Ich gebe Dir feierlich Deinen Schwur zurück, Du darfst beide Arme begehrlieh ausstrecken. Und nun will ich Dir noch etwas erzählen. Mr. Dixie hat sein Geschäft aufgeben müssen, unter sehr schweren Verlusten, weil ein schurkischer hoher Beamter, ein niederträchtiges Halbblut, unsere Bryn zur Frau beehrte. Sie schlug ihn aber aus, trotzdem ihr die ganze Sachlage bekannt war. Die Regierung löste auf Betreiben jenes farbigen Ehrenmannes kurzer Hand die ganz bedeutenden Lieferungsverträge mit Mr. Dixie, dessen Geschäft dadurch förmlich vernichtet wurde. Das hat dem alten Herrn die Lust in Haiti berekelt. Ich glaube, Du hast ihr damals in Gedanken sehr unrecht getan. Na, nun gehe hin und hole Dir Dein Glück heim, frisch und schneidig, wie es einem deutschen Seemann geziemt.“ —

Kurt überredete Bryn am späten Abend, noch eine Promenade an Deck zu machen. Und natürlich kannte er sein Schiff genau genug, um eine genügend verschwiegene Ecke ausfindig zu machen. Bryn hätte kein Weib sein müssen, wenn sie die Absicht nicht gemerkt hätte, aber sie ging mit, und das war entschieden ein Belastungsmoment und erleichterte die Prognose über den Ausfall der Unterredung. Als der Mond nach einer Weile in den heimlichen Winkel sehen konnte, heiterte sich sein rundes Gesicht beim Anblick der beiden Menschenkinder merklich auf.

In Norfolk setzte das Kriegsschiff die geretteten Schiffbrüchigen Land. Auch Bryn Dixie und ihr Vater mußten das gastliche Schiff lassen.

„Sei ruhig, mein süßer Liebling,“ sagte Kurt, als er die Weine zum Abschied küßte. „Es gibt ja doch bald ein Wiedersehen. Eine Mannsfrau muß früh lernen, den Gatten und Geliebten scheiden sehen. Ist eben Seemannsliebe.“



Aus dem Leben des Kaisers Friedrich.

Von Hermann Rabolsky-Gotha.

Es war am Abend vor Weihnachten. Dreißig Jahre mögen inzwischen verflossen sein. Dichter Schnee wirbelte vom grauen Himmel in den Straßen Berlins hernieder. Auf den Plattengängen wurde die winterliche Decke von den vielen Passanten schnell wieder breit getreten, so daß der Asphaltgrund stellenweise zum Vorschein kam; dann blieb er inmitten der Kommunikationslinien liegen. Kam ein Wagen daherge rollt, so schnitten die Räder dunkle Streifen in die weiße Fläche.

Auf dem bekannten Dönhofsplatze standen lange Budenreihen, in denen allerlei zu Weihnachtsgeschenken passende Gegenstände feilgeboten wurden.

Sie und da handelten winterlich gekleidete Leute vor den Auslagen um den einen oder den anderen Artikel, und nicht selten hörte man den Händlers nachgiebiges: „Fort mit Schaden!“ Der Markt ging eben seinen Schluß entgegen. Jeder wollte so viel wie möglich „ausverkaufen“.

Vor einer Bude, die eine große Auswahl von Spielzeug aufwies, stand eine schlicht, aber sauber gekleidete Frau, die eine kleine Trompete, eine Trommel und eine Peitsche billig erstanden hatte. „Ich will es heute nicht so genau nehmen!“ sagte der Verkäufer beim Hin- und Herhandeln. „Sie habe die Sachen selber so teuer bezahlen müssen und verdiene nichts daran!“

„Sie erweisen dafür einer armen Witwe eine gute Tat!“ antwortete das bleiche Weib. „Mein Mann, der in der Armee des Prinzen Karl die schwere Belagerung von Metz mitgemacht, ist seit dem Feldzuge nicht mehr recht gesund gewesen. Vor zwei Jahren starb er an Gelenkrheumatismus. Auf mein Bittschreiben empfing ich ja eine kleine monatliche Unterstützung, die reicht aber doch nicht aus, um alle Lebensbedürfnisse bestreiten zu können.“

Der gutmütige Budenbesitzer nahm noch ein Pferdchen vom Lagerstisch und stellte es schweigend zu den gelaufenen Sachen.

Ein Blick innigen Dankes lohnte die gute Tat.

Gastig griff jetzt die Frau in die Kleidertasche, um das Portemonnaie hervorzulangen.

Doch ob sie auch noch so viel suchte und suchte — sie fand es nicht. „Entweder hab' ich's verloren, oder es ist mir gestohlen!“ sprach die Witwe, und eine Blutwelle schoß in ihr Antlitz. Als sie die sauer erworbene Spargroschen nicht fand, traten ihr die hellen Tränen in die Augen. Schließlich gab sie die erhandelten Sachen unter kaum verhaltenem Schluchzen zurück.

„Wenn der Arme nichts haben soll, verliert er das Brot aus dem Korb!“ seufzte sie und schickte sich an zum Weitergehen.

Tag und Nacht hatte sie genäht, um für sich und ihr Kind Brot zu schaffen. Wenn der Kleine mit den anderen Kindern unten auf dem Hofe spielte und von ihnen hörte, was das Christkindchen bringen würde, dann ritt es der armen Witwe ins Herz, daß sie ihrem Kinde nicht die geringste Abgabe zum Feste kaufen konnte. Und unablässig nähte das bleiche Weib Tag und Nacht. Die letzten Wochen hindurch sparte und darbt sie sich vom harten die schmalen Bissen ab, um einige Groschen zu Geschenken zurücklegen zu können. Endlich verfügte sie über eine kleine Summe, die nun aber in so rätselhafter Weise verschwunden war.

Als die Frau, sich entfernend, die Augen über den Boden schweifen ließ, ob nicht etwa das vermißte Geld zu finden sei, trat ihr plötzlich ein alter Berliner Junge von zehn bis zwölf Jahren entgegen.

„Madamchen, keene Walddiebel jefällig?“ fragte er und ließ eins der liebsten Knabenspielzeuge durch die Luft surren. „Sehen Se mal! Det ist welche von de Fünfmalhunderttausend, welche, wie Schillert in sein Lehenet Gedicht sagt, eenstmals uff de Welt kamen. Ja wees et freilich nich genau, ob Schillert oder Meierbier det Krams jedicht't hat.“

Die Frau hätte sonst über den witzigen Jungen gelacht; aber ihr lag das Weinen jetzt viel näher. Still schritt sie weiter.

„Mein Gott, suchen Se denn wat?“ fragte jetzt der kleine Händler; denn neugierig sind die Berliner meist. „Haben Se am Ende Ihren Hausknecht (Hauschliissel) verloren und können nun nich rin . . .?“

„Mein Portemonnaie!“ seufzte die Mutter. „Ich wollte für mein Kind ein paar Weihnachtseinkäufe machen. Nun kann ich's nicht mehr!“

„Ja, worum haben Se det nich jleich jesagt?“ sprach der Bursche in geradezu spitzigem Ernst. „Hier haben Se eenen von die Walddiebeln vor de Höre! Koften dut er nich. Wenn wirt's nich können, der Mittelstand kann't nich!“ Er drückte der Frau eins der Spielzeuge in die Hand und lief eiligst davon.

Zwei Offiziere, von denen sich der eine durch hohe Gestalt und einen massenden blonden Bart auszeichnete, hatten diese Szene zufällig mit angesehen.

Sie traten jetzt an die Witwe heran, ließen sich den Sachverhalt erzählen, erkundigten sich nach ihrer Wohnung und gaben ihr den Rat, den Verlust im nächsten Polizeibureau zu melden.

Sie tat denn auch, wie man ihr gesagt.

* * *

Es war schon spät geworden, als die arme Witwe ihr bescheidenes Heim wieder erreichte. Im Polizeibureau, wo sie ihren Verlust anmeldete, war sie wider Erwarten länger aufgehalten.

Schon auf der Treppe kam ihr die freundliche Nachbarin, mit ihren Knaben, den sie dort so lange untergebracht, mit lautem Ausdruck der Bewunderung entgegen.

„Ach, haben Sie doch immer noch Glück!“ rief die Gute voll Freude. „Sie hatten in Ihrer Abwesenheit gar hohen Besuch.“

Dann erzählte sie geschwätzig, daß vor etwa einer Stunde ein Offizier mit einem Dienstmann, der etliche Päckete unter dem Arm hatte, erschienen sei. Der Leutnant sei ein schlanker Mann mit hellem Schnurrbart, und sich die Stube aufschließen lassen und dann die Bescherung selber aufgeben.

„Hat denn der Herr gar keine Andeutung gegeben, wer er sei?“ fragte die vor Glückseligkeit strahlende Frau. Sie vergaß in ihrer Freude sofort der guten Nachbarin von dem Verlust des Portemonnaies zu erzählen.

„Nein!“ schüttelte die Wirtin das Haupt. „Er trug die Gardelinge mit sich.“ fügte sie hinzu. „Als aber die beiden Männer fortgingen, raunte mir der Dienstmann die Worte ins Ohr: „Da kann man wirklich gratulieren!“. Wenn ich mich nicht irre, handelte der Herr Leutnant hier in dem Auftrage Seiner Kaiserlichen Hoheit des Kronprinzen Friedrich. Ich habe beide Cavaliers vorhin über den Weihnachtsmarkt wandern sehen und gewahrte auch, daß sie an eine Bude herantraten.“

* * *

Der Gepädträger hatte richtig gefolgert.

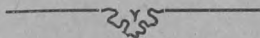
Seiner Wohltäter war niemand anders als der Erbe des deutschen Kaiserthrones, und sein Begleiter der diensttuende Adjutant.

Als der Knabe nun beim Anblick der schönen Geschenke vor Freude aufjubelte, sprach die Mutter unter Tränen der Rührung und des Dankes: „Wilhelm, ehe du heute einschliffst, mußt du auch für das Wohl des guten Weihnachtsmannes beten, der dir alle die hübschen Sachen geschickt hat.“

Dabei entfaltete die arme Frau aus einem zwischen den Spielzeugen liegenden Couvert unter Freudentränen noch einen Hundertmarksschein.

„Wo ist er denn, dieser liebe, gute Weihnachtsmann?“ fragte lächelnd das Kind.

„In seinem Schloß „Unter den Linden“, wo auch sein Vater, der gute Kaiser, wohnt!“ sagte die Mutter und küßte den Knaben auf die Stirn.



Neues Leben.

So ist's denn wirklich wahr geworden?
Das starre Leid ist weggetaut?
Die Blüten knospen aller Orten,
Und tausend Stimmen werden laut!

O Herz, du Zweifler sondergleichen,
Wie kannst du jetzt noch traurig sein?
Der ganze Himmel ist dein eigen —
Erschließ dich nur und laß ihn ein!

Der Einbrecher.

Erzählung von Franz Wichmann.

Träumerische Mittagsstille brütete über dem Rehlinger Ried. Auf der weiten, sumpfigen Grasfläche, die sich vom blauen See bis an den walddunkeln Habichtsborg zog, zitterte die heiße Luft. Kein Leben regte sich weit und breit, die Vögel waren verstummt, selbst die munteren Grillen schwiegen.

Auch der einsame Riedhof, der am Ende der breiten Fläche hart unter dem schattigen Berghange lag, schien wie ausgestorben. Vor der halbgeöffneten Tür sonnte sich, behaglich spinnend, eine buntscheckige Katze, unweit davon auf dem Zaune saßen ein paar wohlgenährte Spazien und pukten mit leisem Zwitschern ihre grauen Federn; aber selbst die sichere Beute lockte die Katze nicht; zu träge, um einen Angriff zu wagen, begnügte sie sich damit, zuweilen einen lauernden Blick nach den ahnungslosen Vögeln hinüberzuwerfen.

Auch aus dem Innern des freundlichen, doch etwas verwahrlosten Hauses ließ sich kein Laut vernehmen. Die Tätigkeit, der hinter dem offenen Fenster des Wohnhauses ein junges Mädchen oblag, verursachte kein starkes Geräusch. Leise und flink glitt das kohlengefüllte Eisen über die blendend weiße Wäsche, die vor ihr auf dem Tische lag.

Plötzlich warf sie wie erschrocken den Kopf zurück, daß die lange, braune Flechte, die über ihrer Schulter lag, in den Nacken flog, und wandte ihr etwas blaßes, doch liebliches Gesicht dem Fenster zu.

Auf dem Ries vor dem Hause ließen sich deutlich schleichende Schritte vernehmen, und jetzt tauchte der gerötete Kopf eines Mannes über der Fensterbrüstung auf.

„Bist, Monika, bist du allein?“

Mit einem leichten Aufschrei stellte das Mädchen das dampfende Bügeleisen auf den nebenstehenden Rost und machte Miene, sich aus dem Zimmer zu entfernen.

„Was willst du schon wieder, Galdenbauer?“

„Ein Wörtl mit dir reden.“

„Hab' jetzt nicht Zeit für dich, die Knechte und Mägde kommen gleich vom Felde heim; muß nach dem Essen schauen.“

„Wird nicht so pressieren. Meinst, ich laß mir allweil die Tür' weisen, wenn ich komm'?“

„Hat dich ja niemand gerufen,“ sagte das Mädchen kalt. „Wißt' nicht, daß dich wer brauchen könnt' am Riedhof.“

„Oho,“ erwiderte der Draußenstehende lachend, „weißt's so g'wiß, Mädle? Freilich, vom Galdenbauer will man nichts wissen; aber sein Geld, dö's könnt' man brauch'n, gelt?“

„Wüßt' nicht, daß ich dich um ein Almosen gebeten hätt'.“

„Du nicht, aber ein anderer, der Niedhofbauer.“

„Der hat noch nie was wissen wollen von dir.“

„Meinst? — Könnt' aber doch anders geworden sein.“

„Ist freilich manches anders geworden,“ sagte das Mädchen halb zögernd, und es klang wie ein Seufzer. „Seit das Unglück mit seiner Mutter geschehen, hat der Richard kein Glück mehr.“

„Eine Bettelwirtschaft ist's,“ meinte der Galdenbauer verächtlich, „und du, Mädel, bist zu gut und fein, um's länger da auszuhalten.“

„Pfui, schäme dich, Wendelin, du bist ein schlechter Mensch, der kein Erbarmen und Mitleid hat.“

Der Galdenbauer schien ihre Worte gar nicht beachtet zu haben.

„Könntest es besser haben,“ bemerkte er; „wenn der Niedhof vergangen wird, ist's ohnehin aus.“

„Jesus Maria!“ schrie das Mädchen auf, plötzlich ihre bisherige Fassung verlierend. „Ist's denn wahr und möglich? So weit wär's schon gekommen?“

„Gelt, da erschrickst? Wirst halt auch dein Bündel schnüren müssen und einen anderen Unterschlupf suchen. Weißt dir aber schon einen, brauchst nicht weit zu gehen, denk nur daran, was ich dir neulich gesagt auf dem Tanz im Sternen.“

„Auf den Galdenhof?“

„Als meine Bäuerin.“

„Niemaß!“

„Verred's nit; das hat schon manche g'sagt, die sich nachher anders besonnen hat. Weißt, ich brauch' schon lang eine Bäuerin, seit ich allein bin am Hof — — —“

„So such dir halt eine andere.“

„Grad' dich bild' ich mir ein, Monika, du bist fleißig und geschäftig den ganzen Tag, tät'st mir das Haus schon in Ordnung halten.“

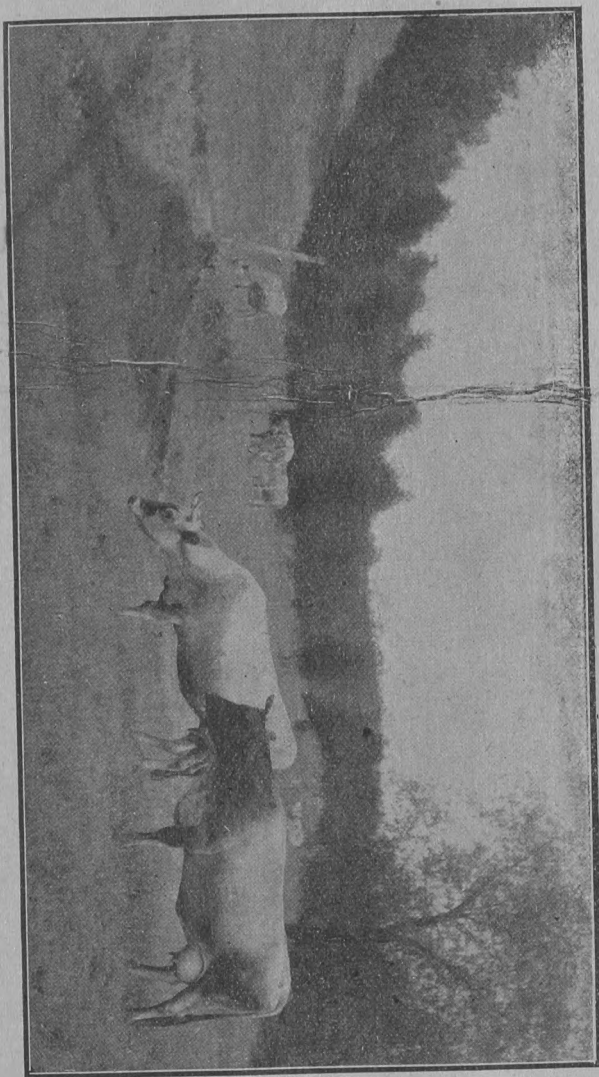
„Wenn du sonst nichts verlangst,“ spottete das Mädchen. „Hab' immer g'hört, daß auch die Lieb' dabei sein soll, wenn zwei einander heiraten. Aber freilich, die Leut' sagen ja, daß ich kein Herz hab'.“

„Galt' nichts von dem dummen Geschwätz,“ sagte der Werber lachend, „nehm' dich auch so, wie du bist. Also überleg' dir's noch einmal, Monika; es wird nicht leicht mehr einer kommen wie der Galdenhofer. Und am Sonntag gibst mir Bescheid, wenn die Sonn' untergeht, droben bei der Kapelle im Habichtswald.“

„Schau, ob ich komm',“ spottete das Mädchen, „könnt' leicht sein, daß daß dich das Warten verdrießt.“

Der Galdenbauer schien ihren Worten nicht zu glauben, er war von seiner Unwiderstehlichkeit überzeugt. Das wäre ja zum Lachen gewesen, wenn er, der reichste Bauer der Gegend, einem armen Mädel die Hand böte und die Dirn schließe ihn aus! Das war eine Unmöglichkeit, und der Widerstand Monikas hatte nicht mehr zu bedeuten als eine Plererei, wie sie die Weibsleute lieben. Nachher würde sie ihn um so sicherer nehmen. Er streckte den Arm durchs Fenster, um ihr die Hand zu reichen, zog sie aber rasch wieder zurück, als er sah, daß das Mädchen bereits wieder über ihrer

Milchvieh auf der Versuchsfarm, Nappan, N. C.



Arbeit war, und gleichzeitig Schritte auf der Landstraße ertönten. „hiit' Gott, Monika!“ sagte er, „da kommt der Förster, mein besonderer Freund; ist g'rad' nicht nötig, daß ich ihm Willkomm' biet'.“

„Gast wieder ein schlechtes Gewissen?“ meinte das Mädchen, „wohl wahr fein, was die Leute reden, daß dem reichen Galdenhofers Sonntagsvergüngen das Wildern ist.“

„Ah bah,“ sagte der Bauer lachend, „wie man's treibt, so geht's hat sich keiner darum zu kümmern.“ Und im nächsten Augenblick war um die Ecke des Hauses im dichten Tannenwalde verschwunden.

Monikas Arbeit ging nicht mehr so flink von statten wie vorhin. Unterredung hatte sie nachdenklich gemacht. Doch es war nicht die Sorge um das eigene Geschick, was sie bekümmerte; die deutlichen Anspielungen des Galdenhofers hatten sie mit Schrecken erfüllt. So sollte es doch sein, was sie lange geahnt, daß es mit dem Niedhose von Tag zu Tag wärts ging, seit die brave Mutter des jungen Bauern einem schweren Augenleiden verfallen war, das schon seit Monaten in der Stadt behandelt wurde. Unverdientes Unglück hatte den Bauern in den letzten Jahren in Schulk gestürzt, und das harte Schicksal seiner Mutter vermehrte die Schwierigkeiten seiner Lage. Warum hatte Richard, der ihr doch sonst wie einer richtigen Schwester alles vertraute, nie ein Wort davon gesagt? Glaubte er wirklich auch, was die Leute sagten, daß Monika kein Herz habe, und daß sie dank kein Mitleid empfinden könnte? Freilich, sie war ein harter, herber Charakter und verstand es nicht zu sagen, wie sie dachte und fühlte. Die Erinnerung an die lieblose Handlung, der sie ihre Aufnahme im Niedhof dankte, mochte sie so gemacht haben. Als armes, hilfloses Geschöpf hatte sie die alte Bäuerin einst vor ihrer Tür gefunden. Eine hungernde, elende Komödiantentruppe war damals durch das Land gezogen. Man nahm an, daß eine der blassen Frauen das Kind vor dem Niedhose ausgesetzt habe, und riet der Bäuerin, auf dem Gerichte die Verfolgung der Vagabunden beantragen. Aber die mitleidige Frau wollte nichts davon wissen und meinte, die Mutter, die den unschuldigen Wurm habe verlassen können, sei keine rechte Mutter und könne keine wahre Liebe zu dem Kinde haben, darum wolle sie es selbst behalten und mit ihrem einzigen Sohne Richard aufziehen. So wuchsen die Kinder der Wittve als Bruder und Schwester heran, aber seit dem Tage, da Monika ihre wahre Herkunft erfuhr, schien sich ihr ganzes Wesen zu verändern. Sie verschloß sich in sich selbst, wies alle Anträge, die der Herangewachsenen gemacht wurden, ab, und verschuldete so selbst, daß die Leute sagen, sie habe kein Herz, weil sie von herzlosen, nichtsnutzigen Eltern stamme.

Das hastige Oeffnen der Thür schreckte sie aus ihren trüben Gedanken empor. Richard Reber, der Niedhofbauer, stand vor ihr.

Bestürzt über ihre Selbstvergessenheit nahm sie das heiße Bügeleisen auf und sah, daß es einen braunen Fleck in die Wäsche gebrannt hatte. Das blasser Gesicht rötete sich in Beschämung über ihre Unachtsamkeit, und, in verdoppelter Eile fortbügelnd, fragte sie in verlegenem Tone:

„Bist von der Stadt heimkommen, Richard?“

„Freilich — wohl,“ seine zögernde Antwort ließ sie aufsehen. Der müde, verzweifelte Ausdruck im Gesicht des jungen Bauern erschreckte sie

„Wie siehst denn aus, Richard! Warum hast die Mutter nicht mit
sonstigebracht?“

„O mein — das kann noch lang dauern.“ Er warf sich auf einen
Huhl und bedeckte das Gesicht mit den Händen. „Das ist ein Elend!“

„Bringst schlechte Nachrichten?“ fragte Monika mit verhaltenem Atem.
Ihre Stimme klang kalt und spröde wie immer, ohne eine wirkliche
Theilnahme zu verraten.

„Nur eine Operation kann sie retten,“ stöhnte der Bauer.

„Retten?“

„Vor völligem Blindwerden.“

„So muß es halt geschehen,“ sagte Monika, „und bald —“

„In vier Wochen, meinte der Doktor, könne er den Versuch machen —
es ist umsonst.“

„Umsonst? — Warum?“

„Weil es viel Geld kostet — viel — und ich nichts mehr habe,“ rang
sich stöhnend aus seiner Brust, und sein Haupt fiel schwer herab.

Monika erblaßte noch mehr. Es mußte in der That schlimm stehen, da
es ihr endlich gestand. Er sah nicht, wie sie die Hand auf die Brust drück-
te, als ob sie dort einen heftigen Schmerz verspürte.

„Armer Richard, arme unglückliche Mutter!“ wollte sie sagen, aber sie
unterdrückte den Ausbruch ihres Gefühles wieder. Was konnten Worte
sagen in solcher Lage; mit leerem Trost, mit Jammern und Klagen war
ihm gedient, das Bedauern pflegte den Mut nicht zu mehren, und jetzt
hatte es, den Kopf nicht sinken zu lassen und durch tatkräftiges Handeln das
Schicksal abzuwenden.

„Ist's wahr, Richard, daß der Hof vergantet wird?“ fragte sie. Er
antwortete nur die Sorge um ihr eigenes Los aus ihrer Stimme zu verneh-
men.

„Wahr ist's, sagte er hart, „ich kann die Gläubiger nicht mehr befrie-
digen. Niemand gibt mir mehr Kredit. Ich war auf der Bank in der
Stadt und hoffte, da noch ein Darlehen zu erhalten. Aber sie mußten be-
stimmtes wissen, wie es um den Riedhof steht, und wollten sich auf nichts ein-
lassen.“

„Es wird sich schon noch jemand finden,“ meinte Monika, „der ein
Darlehen verleiht, wenn nicht in der Stadt, so hier in der Nachbarschaft, wenn
du hohe Zinsen gibst.“

„Kann ich sie versprechen, wenn ich weiß, daß ich sie nicht bezahlen
kann? Nur mit einem Darlehen auf einige Jahre, ohne Zinsen, mit ein-
hundert tausend Mark könnte mir noch geholfen werden.“

„So müssen wir jemand finden, der dazu bereit wär'; der Mutter muß
geholfen werden.“

„Der Mutter — o ja — du denkst nur an sie — niemals an mich.“
Es war, als ob ein verhaltenes Weinen seine Brust erschütterte.

Monika erschrak bei dem Ton seiner Stimme. An dich — was meinst
du? Ist nicht ihr Schicksal auch das deine — unser aller Los?“

„Du bist frei — und jung — und kannst arbeiten —“

„Und du? Schäume dich, Richard, so den Mut zu verlieren! Kannst
du nicht auch schaffen?“

Der Riedhofbauer sprang auf. „Rein,“ rief er fast wild, „ich nicht mehr. Wenn man kein Ziel vor Augen hat, um das man strengt, so ist die Arbeit eine Last. O, ich hätte schaffen können von früh bis spät um den Lohn, den ich mir erträumt hatte, und es wäre nicht gekommen wie jetzt. Aber nun habe ich längst eingesehen, daß alles anders ist. So mag es gehen, wie es geht!“

Er ging in heftiger Erregung mit hastigen Schritten im Zimmer und nieder.

Erstaunt, betroffen blickte Monika ihn an, während eine leichte Röthe ihre blassen Wangen überflog.

Plötzlich blieb er dicht vor ihr stehen und sah ihr in die dunkeln, bar kalten Augen. „Was siehst du mich an? Ich weiß ja, daß du mich nicht verstehst — nicht verstehen kannst, weil die Leute recht haben, daß ich kein Herz hast!“

„Richard, habe ich dich nicht immer lieb gehabt — wie einen Bruder?“

„Wie einen Bruder — freilich. Das ist's ja: wie einen Bruder.“
 Er brach er aus und erfaßte leidenschaftlich ihre beiden Hände, „weil du nicht begreifen konntest, daß ich mehr wollte, hoffte, träumte, daß ich an deiner Seite das Glück der Liebe zu finden glaubte, das mich allein befähigt hätte allem Ungemach zu trotzen.“

Monikas Brust hob und senkte sich heftig; sie rang nach Worten.

„Sieh', Monika,“ fuhr er fort, „wenn ich dich so still und fleißig gesehen sah, unermüdlich den ganzen Tag, da bildete ich mir ein, daß es mich geschehe, daß du an unserem einstigen Glück haustest, daß du mich liebtest und mehr anders liebtest als einen Bruder. Längst hättest du mich verlassen müssen, aber du bist kalt und unempfindlich geblieben. Nun weiß ich, längst, daß du nur deine Pflicht tun wolltest, daß du der Mutter verzeihen wolltest, was sie an dir getan, daß alles nur Dankbarkeit, kalte Leere war. Und darum mag ich nicht mehr!“

Sie hatte ihre Hände aus den seinigen losgemacht und stand wandten Gesichtes am Fenster. „Du weißt nicht, was du sprichst, Richard,“ sagte sie leise, „das Unglück hat dich blind gemacht, und es wäre schlecht für mich, wenn ich deine Verblendung benutzen wollte. Was hülfte es, wenn du deinen Wunsch erfülltest! Ich bin arm, und wenn man mich auch wie eine Schwester gehalten hat, bin ich doch im Hofe nicht mehr als eine Magd, die den reichen Lohn abarbeiten muß, den sie im Voraus erhielt. Zu sehr würde uns das Leben noch schwerer werden als so. Und die Leute würden sagen, ich hätte mich in deine Gunst geschmeichelt, um auf den Hof zu kommen. Nein, Richard, denke nicht daran, nur, wie wir der Mutter helfen können!“

„Ich mußte es ja,“ rief er grell lachend und verzweifelt, „daß du mich nicht verstehen kannst, daß —“

„Doch, ich verstehe dich, Richard,“ unterbrach sie ihn; „du hast eine Bäuerin muß auf den Hof, seit auf die Mutter nicht weiter zu gehen ist; allein kannst du's nicht weiter treiben, darum suche dir ein Weib, eine junge, reiche Frau, die dem Hofe wieder aufhilft, aber schlage dir Trauer aus dem Kopf, deren Erfüllung du später bereuen würdest.“

„Wie klug und geschickt du bist, Monika!“ rief er in herbem, bitterem Tone; „man sollte es bei deinen achtzehn Jahren nicht glauben. Kennst doch die Welt schlecht, wenn du meinst, eine reiche Bauerntochter werde verarmten Niedhofer nehmen.“

Darum mußt du dich vor allem aus der augenblicklichen Verlegenheit ziehen; nachher werden schon bessere Zeiten kommen. Ich weiß einen, der helfen könnte, wenn er wollte. Versuche es mit einem Darlehen beim Saldenhofer.“

„Bei dem? — Ah!“ — Der junge Bauer schlug sich mit der Hand vor Kopf. „Darum also! — Willst du vielleicht ein gutes Wort für mich legen? Man sagt ja, daß er dich zur Hochzeiterin begehrt!“ Und mit dem gellenden Lachen stürzte er, die Tür heftig hinter sich zuschlagend, dem Zimmer.

Zitternd und totenblaß hielt sich Monika an der Lehne des Stuhles. — In den nächsten Tagen mieden sich die beiden. Jedes ging still und geschlossen seiner Arbeit nach, das Mädchen mit fieberhafter Hast, als wollte sie quälende Gedanken dadurch betäuben, Richard finster und verdrossen, in wachsender Verzweiflung. Alle seine Bemühungen, im Heimatdorf etwas Geld auf den verschuldeten Hof aufzunehmen, blieben erfolglos. Er mußte sich entschließen, sein Gesinde, das er nicht mehr bezahlen konnte, zu entlassen. Fast den ganzen Tag weilte er auf dem Felde, aber gelang ihm nicht, allein die nötige Arbeit zu bewältigen. Endlich stand er ganz davon ab und ging ins Wirtshaus, um sich zu betäuben und Verbesserungen zu suchen. Aber es glückte ihm nicht, denn der einzige Gast, den er traf, war der junge Förster, der allerlei Anspielungen machte und schließlich die Bemerkung ent schlüpfen ließ, daß er kürzlich den Saldenhofer eifriger Unterhaltung mit Monika am Fenster gesehen habe. Da duldete es Richard nicht länger, er trank sein Glas aus und kehrte mit bitteren Gefühlen auf den verödeten Hof heim. Mit Monika sprach er, wie alle die Tage hindurch, nur über die gleichgültigsten Dinge. Als sich aber am folgenden Morgen das Mädchen zum Kirchgang anschickte und Richard nicht mehr sonst begleitete, sondern eine andere Richtung einschlug, fragte sie: „Wohin gehst du heut?“

„Nach Grasau, zum Saldenhofer,“ lautete die kurze Antwort. — Der Pfarrer hatte eine erbauliche Predigt gehalten über das Thema: „Liebe deinen Nächsten wie dich selbst.“

Das Klang und zitterte noch in Monikas Herzen, als sie von der Kirche heim kam. Da fand sie Richard bereits wieder zu Hause.

„Bist bald zurückgekommen,“ sagte sie, das Gebetbuch beiseite legend. Der Bauer blickte stumpf und teilnahmslos vor sich hin; „es hat freilich nicht lang gebraucht; er hat's kurz gemacht.“

„Du hast —?“ fragte Monika, obwohl sie die Antwort bereits erraten konnte.

„Nichts hab' ich,“ lachte er bitter auf. „Leer, wie ich gegangen, bin ich wieder gekommen.“

„Er hat es verweigert?“ Wie ein Schatten glitt es verdunkelnd über Monikas helle, klare Augen.

„Er brauche sein Geld selber,“ hat er gesagt, „auch sei es ihm um es an verlorene Dinge zu verschwenden. Nun weiß ich nichts fügte er hinzu.“

Monika wollte etwas entgegnen, aber sie bezwang sich und sagte: „Dann ging sie hinaus, um das ärmliche Mahl zu bereiten.“

Trotz der Abweisung war Richard weniger verbittert und verzagte als am Morgen. Die Mitteilung des Försters hatte einen Stachel in seinen Herzen zurückgelassen. Seine Worte waren es gewesen, die ihn zu Entschlüssen vermocht hatten, den Haldenhofser um ein Darlehen anzugehen. Er wollte sich mit eigenen Augen Gewißheit verschaffen. Aber die höfliche Weigerung des reichen, großzügigen Bauern sagte ihm, daß das Gerede, wenn jener sich wirklich Hoffnung auf Monikas Hand machte, würde sie anders behandelt und vielleicht das Darlehen bereitwillig gegeben.

Stoffte er auch für sich selbst nichts mehr, so beruhigte ihn doch der Gedanke, daß das Mädchen auch keinem anderen gehören würde.

Nach dem Essen trieb es ihn wieder ins Wirtshaus; jetzt brauchte er den Anspielungen des Försters gegenüber nicht mehr zu schweigen. Er fand ihn nicht und kehrte nach ein paar Stunden mißmutig heim.

Monika überreichte ihm ein Schreiben. „Ein Brief ist gekommen aus der Stadt.“

„Von wem? Was steht darin?“ fragte er hastig.

„Ich weiß es nicht; da er an dich adressiert ist, hab' ich ihn nicht annehmen wollen.“

Rasch erbrach er den Brief. „Vom Doktor.“

„Nachricht von der Mutter?“

Richard überflog den Inhalt. „Ich soll mich entscheiden, ob die Operation vorgenommen werden soll, weil er die Behandlung der Patientin danach einzurichten habe. Es sei nötig, bald etwas zu tun, da das Leben der Kranken auch sonst zu Besorgnissen Anlaß gebe und die Unruhe und Ungewißheit ihre Heilung beeinträchtige.“

Es war, als ob Monika mit einem Entschlusse kämpfte.

„Die Mutter muß gerettet werden,“ sagte sie plötzlich, „antwortete sie, daß die Operation stattfinden soll.“

„Kann ich es denn, wenn ich nicht weiß, woher ich das Geld nehmen soll?“

„Du mußt es können; vorläufig ist es noch nicht so weit, und bis dahin wird der Himmel Wege zur Hilfe finden.“

Er sah, daß sie Hut und Schirm ergriffen hatte, um auszugehen.

„Willst du für mich betteln gehen? Wo willst du hin?“

„Ich muß ein wenig hinaus; es ist so schwül hier.“

Ehe er antworten konnte, hatte sie das Zimmer verlassen.

Verwundert blickte er ihr nach. Sie schien so seltsam erregt, er es nie an ihr wahrgenommen hatte. Eine unbestimmte Angst trieb ihn an das Fenster; er sah, wie sie raschen Schrittes auf der Landstraße dahinging, dann aber plötzlich in den Wald einbog. Dort führte der Weg zu Kapelle. Wollte sie den Himmel anfehlen um Hilfe in der Not? War verheimlichte sie den Zweck ihres Fortgehens? — Noch eine Weile wartete

Er dann beängstigte ihn die stille Einsamkeit des Zimmers, in dem nur das knize Ticken der großen Uhr vernehmbar war. Er mußte hinaus, ihr en!

Es dämmerte bereits, als er aus dem Hause trat. Von einer unerklär- n Angst getrieben, schlug er den gleichen Weg ein wie sie. Schon senk- sich die Schatten des Abends auf den düsteren Wald, als er sich der Ra- e näherte.

Plötzlich blieb er betroffen stehen. Menschliche Stimmen schlugen an Ohr. Und dort von der Wand der Kapelle hoben sich zwei Gestalten die eben im Begriff schienen, sich zu trennen.

Richard's Augen wurden starr; er trat vom Wege abseits in den Wald schlich sich von Tanne zu Tanne näher. Da sah er, daß er sich nicht ge- cht hatte; es war Monika und neben ihr stand der Galdenhofer. Ihre nd lag in der seinen, und er schien sie mit festem Druck zu halten. Jetzt gingen sie auseinander nach verschiedenen Richtungen.

Als des Bauern Gestalt in der grauen Dämmerung verschwunden war, ang Richard unter den Bäumen hervor, an denen das Mädchen mit ge- stem Haupte vorüberschritt.

„Monika!“

Sie fuhr mit der Hand zum Herzen, und Totenblässe überzog ihr Ge- t. „Heilige Mutter Gottes, du hier, Richard? Du hast—“

„Gesehen, wie elend du mich betrogen hast!“

In ihren Augen zuckte es, aber ihre Stimme klang kalt und hart: eder ist sich selbst der Nächste, Richard.“

Sie schien wirklich kein Herz zu haben.

Der junge Bauer schlug stöhnend die Hände vor das Gesicht. „Darum ie o, darum, weil er reich ist und ich arm, darum konntest du mich nicht lie- tie! Und jetzt, nachdem er mich höhnisch abgewiesen, gehst du hin und Bst dich ihm an den Hals. Monika, bei Gott, wenn ich ein schlechter ensch werd', du hast die Schuld daran! O, meine arme Mutter!“

„Ihr wird geholfen werden, vertraue auf den Himmel!“

Sie wollte wie tröstend die Hand auf seine Schulter legen, aber, ihrer e Worte nicht achtend, stieß er sie rauh zurück. Die Berührung der jetzt Ver- sten hatte ihm plötzlich Kraft verliehen, sich aufzuraffen. „Sa, du hast mht; jeder ist sich selbst der Nächste; ich will es auch sein. Beim Riedhof- iauer ist nicht für zwei zu essen; noch heut' verläßt du den Hof!“

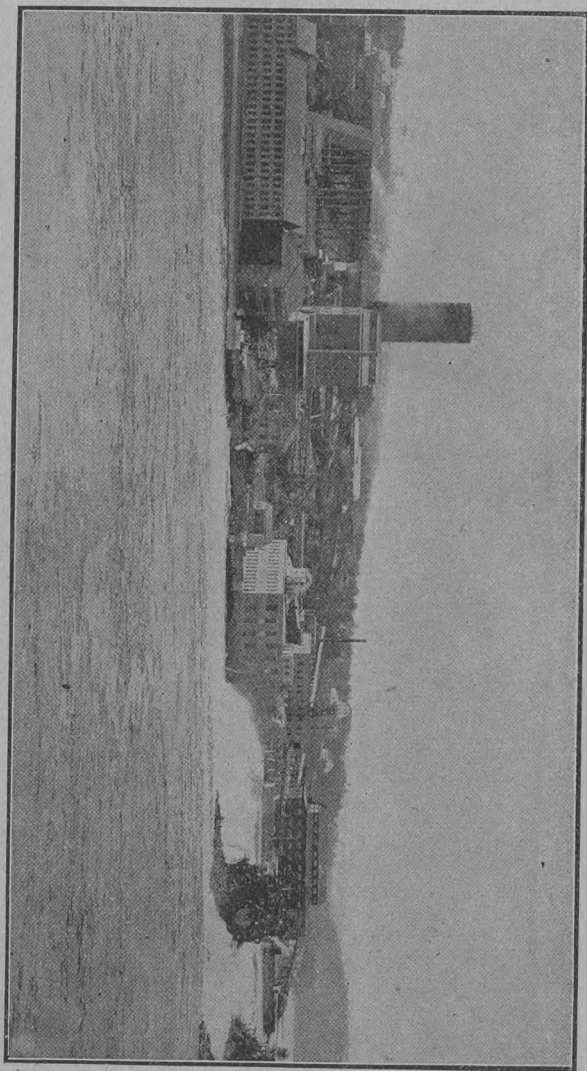
Er machte seine Worte zur Wahrheit; ruhig und still fügte sich Monika n. inem Willen. Noch am Abend packte sie ihre wenigen Habseligkeiten zu- mmen. Als sie von Richard Abschied nehmen wollte, war er nirgends zu nden. Er wollte ihr kein Wort mehr gönnen und war ins Wirtshaus ge- angen.

Wie sie in die warme, finstere Nacht heraustrat, blieb sie einen Augen- sic stehen und warf einen letzten, langen Blick auf den Hof zurück, dann andte sie sich entschlossen um und schlug die Richtung nach Grasaau ein.

* * *

Der Galdenhofer hatte Eile. Schon am nächsten Sonntag ward er rit Monika in der Kirche aufgeboten. Er hatte das Mädchen, als es spät

Laurentide Kulp Werke, Grand Mère, N. D.



ds an
 : sie b
 Drei
 imm
 auf d
 Leute
 kein
 Baue
 M
 hoßba
 Wäh
 Ind ho
 des S
 Wie
 j. Un
 ergen
 heite
 d. M
 e we
 ande
 letzte
 jo ei
 Entf
 noch
 So
 isau
 der
 vern
 An
 nte i
 Zitt
 er M
 t erle
 Ungl
 t den
 Ein
 wilde
 hard
 f der

Für
 ten, f
 fem C
 gende
 So
 r Ba
 gen f

ds an seine Tür klopfte, bei einer Waise im Dorfe untergebracht; dort
sie bis zur Hochzeit bleiben.

Drei Wochen später fand bereits die Trauung statt. Bläß und still
immer kniete Monika an der Seite des Galdenhofers vor dem Altar,
auf die Frage des Priesters sprach sie ein festes, vernehmliches „Ja“.
Leute in dem stattlichen Hochzeitszuge zischelten allerlei. Wenn Mo-
kein Herz hatte, so hatte sie doch Verstand bewiesen, indem sie den reich-
Bauer zum Manne nahm. Es war ein glänzendes verschwenderisches
Alle Freunde und Bekannten waren geladen, nur einer fehlte — der
hofbauer.

Während aus dem hellerleuchteten Gasthause die Geigen und Hörner
ind herüberflangen, irrte Richard unster und verzweifelt durch die Schat-
des Sabichtwaldes.

Wie scharfe Messer schnitten die feurigen Klänge des Festes ihm ins
Unfähig, irgend einen Gedanken zu fassen, war er seit dem Abend
ergewandert, und immer wieder zog es ihn in die Nähe von Grasau,
heute all sein erträumtes Glück unter rauschenden Klängen begraben
d. Nur eins stand bei ihm fest: er konnte nicht länger hier, in ihrer
e weilen. Die Heimat war ihm verleidet, er mußte fort, weit fort, in
andere, neue Welt, um Vergessen zu finden, wenn es möglich war. In
letzten Wochen hatte er alles verkauft, was irgend zu entbehren war,
so eine Summe baaren Geldes erhalten, die ihm die Ausführung sei-
Entschlusses ermöglichte. Nur der Gedanke an seine arme Mutter hielt
noch immer zurück.

So saß er stundenlang an einem Abhang des Berges, der sich über
Grasau erhob. Erst als die fröhliche Tanzmusik zu seinen Füßen schwieg,
der Morgen bleich und kühl im Osten heraufstieg, kehrte er fröstelnd in
verwaistes Haus zurück.

An der verschlossenen Tür seiner Wohnung steckte ein Brief. Wer
nte ihm schreiben?

Bitternd entfaltete er den Bogen. Es war die Nachricht vom Tode
er Mutter, die unerwartet ein Herzschlag aus dem Leben gerafft hatte.
t erleichterte ihn die schreckliche Botschaft. Nun blieb ihm nur noch eins,
Unglückliche zur letzten Ruhe zu geleiten. Er säumte nicht länger und
t den Weg nach der Stadt an, um nie mehr wiederzukehren.

Eine Stunde später erschien Monika blaß und hastig auf dem Hofe.
wilder, angstvoller Erregung durchsuchte sie das ganze Haus. Umsonst.
hard war verschwunden. Da brach die junge, beneidete Frau schluchzend
f der Schwelle zusammen.

*

*

*

Fünf Jahre waren seitdem vergangen. Die Mitternachtsstunde einer
ten, stürmischen Herbstnacht nahte. In Grasau schienen bereits alles in
sem Schlummer zu liegen; kein Licht zeigte sich mehr in den verstreut
genden Häusern.

Schauerlich heulte zuweilen der Wind um Giebel und Dächer, während
r Bach, der hinter dem Dorfe vorüberfloß, von dem tagsüber gefallenem
egen stärker rauschte.

Die unheimlichen Stimmen der Nacht übertönten die vorsichtigen Tritte eines Mannes, der sich aus den düsteren Tannen des Nadelwaldes der Fahrstraße näherte. Dort stand, eine gute Strecke von anderen Häusern entfernt, ein einsames, großes Gehöft; es war der Bauernhof, der in finsternem Schweigen dalag.

Sinter dem geräumigen Wohnhause blieb der nächtliche Wanderer Weile stehen, lauschte und spähte umher.

Dann schwang er sich mit einem raschen Satz über die niedere Mauer des Hofes.

Das Mondlicht, das mit flüchtigem Schimmer durch die ziehenden Wolken brach, beleuchtete ein von struppigem Bart umrahmtes, verfallenes Gesicht. Die einst so freundlichen Züge des Nadelhofbauern wandelten demselben kaum mehr zu erkennen. Tiefe Furchen der Leidenschaft und Sorge hatten die vorübergegangenen Jahre in sein Antlitz gegraben. Sein magerer, doch doch sehniger Leib war in das schlechte, zerlumpte Gewand eines Landstreichers gekleidet; aus den hohlen, gläsernen Augen sprach Hunger.

Jetzt aber blitzte es düster in ihm auf, als der einstige Bauer im Inneren ein offen gebliebenes Fenster entdeckte, das in den Flur des Hauses führte.

„Jeder ist sich selbst der Nächste, hat sie mir einst gesagt,“ murmelte er. „Der reiche Galdenhofener hat mir alles genommen: meine Hoffnungen, mein Glück. Er ist ein Dieb und Räuber, nicht besser als ich; jetzt sind die Rollen vertauscht, ich will Gleiches mit Gleichem vergelten!“

Er zögerte noch einen Augenblick.

War es die Furcht, die ihn von dem ersten Verbrechen abhielt?

In Amerika hatte ihm das Glück nicht gelächelt, er hatte sich nicht aufzuraffen vermocht, die wenige Baarschaft war bald verbraucht, mit der er bei niedriger Arbeit hatte er ein paar Jahre sein Leben gefristet.

Verbittert von dem Schmerz der Erinnerung hatte er sich schließlich zum Schnapsgenuß ergeben und war in schlechte Gesellschaft geraten. Doch immer noch hatte ihn der langmütige Himmel vor einer bösen Tat bewahrt. Erst als ihm ein glücklicher Zufall eine kleine Summe in die Hände gegeben hatte, die ihm die Rückkehr ins Vaterland ermöglichte, war es anders geworden. Finstere Gedanken erfüllten sein Herz, als er den deutschen Boden wieder betrat. Der Gedanke, Rache und Vergeltung zu üben, wuch mehr aus seiner Seele. Und unwiderstehlich zog es ihn der Heimat zu. Eine wenigstens mußte er erfahren, was aus ihr geworden! Den Rest seiner kleinen Baarschaft verwendete er dazu, um nach Rehlungen zu gelangen.

Aber eines Morgens, als er mit seinem Wandergefährten in eine Scheune genächtigt hatte, war dieser verschwunden und mit ihm sein letztes Geld. Da bemächtigte sich seiner ein bitterer Haß gegen die ganze Menschheit, und seine Seele nährte den Gedanken, sich, selbst durch Verbrechen und Vergeltung zu schaffen. Bettelnd hatte er sich längere Zeit von Dorf zu Dorf getrieben, bis die Gendarmen den Spuren des Landstreichers folgten. Seit gestern, da er sich der Heimat näherte, waren sie scharf auf seiner Fährte.

Den ganzen Tag über hatte er sich ohne Nahrung im Habichtswalde verborgen gehalten, und erst in der Nacht wagte er sich aus seinem Versteck hervor.

Da, wie er plötzlich den Galdenhof vor sich sah, stand der Plan des Verbrechens fest vor seiner Seele. Er wollte einen Einbruch versuchen und um das Geld rauben, mit dem jener ihm einst seine Geliebte entrißen hatte.

Das finstere Werk mußte gelingen. Unwillkürlich griff er nach dem reiten Messer, dessen Griff aus der Tasche seines Beinkleides hervorlugte. Wenn der Bauer erwachen und ihm entgegentreten sollte, war er zum Aeuersten entschlossen. So oder so, es war gleich, sein Leben war ja doch verloren.

Im nächsten Augenblick hatte er sich durch das Fenster geschwungen und stand in dem finstern Flur. Er kannte das Innere des Hauses, das er als junger Bursche oft betreten, genau. Dort zur Rechten lag das Wohnzimmer, daneben ein kleiner Raum; dort stand der Sekretär, in dem der Bauer sein Geld verwahrte.

An jenem Tage, da er vergeblich um ein Darlehen gebeten, hatte er den Galdenhof davor getroffen, mit dem Zählen von Geld beschäftigt.

Leise tastete er sich durch das Dunkel fort bis an die Tür; eine grimasse Freude erfüllte ihn, als sie dem Drucke wich und sich öffnete. Das Schlafzimmer lag im oberen Stock, nach hinten hinaus, niemand würde ihn hören; sein Plan gelang.

Plötzlich fuhr er erschrocken zusammen und horchte angestrengt nach der Straße hinaus. Deutlich ließ sich das Rollen eines Wagens vernehmen, das näher und näher kam. Jetzt hielt er vor dem Hause, Stimmen wurden laut, man hörte das Abspringen zweier Personen, dann drehte sich ein Schlüssel im Schloß.

„Verflucht!“ knirschte der Einbrecher, „sie waren fort und kommen heim.“ Angstvoll tappte er nach einem Versteck umher; der bleiche Schein des Mondes zeigte ihm endlich ein solches.

Zitternd schob er sich zwischen Wand und Sekretär und kauerte sich am Boden zusammen. Vielleicht gingen die Heimkehrenden sogleich schlafen und er blieb unentdeckt.

Auf dem Flur wurden Schritte laut, die Tür des Nebenzimmers ward geöffnet, ein matter Lichtschein verbreitete sich darin.

„So, jetzt nehmt ein wenig Platz, Förster. Ihr seid kalt und naß und könnt nicht so den Heimweg antreten. Ich mache Euch rasch ein warmes Getränk.“

Der Einbrecher erbehte.

Es war Monikas Stimme. Sie klang noch wie früher. Aber was bedeutete das? Wer war der andere, der Förster?

„Ihr seid brav und gut, Bäuerin, aber ich wäre auch so heim gekommen. Seit ich freigesprochen bin, ist mir wohl und warm, selbst die Kälte und Frost, und eigentlich solltet Ihr mir doch zürnen, weil ich Euren Mann—“

„Weil Ihr mich von einem Schändlichen befreit habt, der mich mißhandelte? O, ich hätte es nimmer lang ausgehalten, Ihr dürft Euch nicht anklagen, Förster. Ihr wäret des Todes gewesen, wenn Ihr ihm nicht zu-

vorgekommen wäret und den Wilderer niedergeschossen hättet. Ich hab' ihm immer gesagt, daß es einmal ein schlechtes Ende nimmt, aber er wollte nicht hören. Und von Eurer Seite war es Notwehr, wie das Gericht ja entschieden hat.“

„Ja, aber Euch, Euren Zeugnis verdank' ich's, Bäuerin, daß sie nicht als Mörder verurteilt haben. Es war das erste Mal — heut' vor Gericht, und der schwerste Tag meines Lebens.“

„Denkt nicht mehr daran, und mit dem Danke laßt's gut sein.“

„Nein, Bäuerin, spricht nicht so! Wenn ich's Euch nur beweisen dürfte. Aber ich meine, es könnt' Euch verziirnen.“

„Sprecht!“

„Seht, Ihr seid nun schon seit einem halben Jahre Witwe, und denke, Ihr seid zu jung, um ledig über das Unglück Eueres ersten Ehepartners zu trauern—“

Er schwieg und erwartete eine Antwort, aber Monika verstummte nur ein unterdrückter Seufzer rang sich aus ihrer Brust.

Dann schien sie sich plötzlich zu fassen und sagte: „Ich verstehe Euch Förster; aber was Ihr denkt, kann nicht sein. Es tut mir leid, daß ich Euch sagen muß — und darum, weil Ihr ein guter Mensch seid, sollt Ihr erfahren: daß ich nur einmal im Leben geliebt hab' und meine Liebe nicht ein zweites Mal verschenken kann.“

„Geliebt — den — schlechten Salunken — den Galdenhofer—?“

„Nein, er war mir verhaßt, und dennoch hab' ich ihn genommen — um das Geld — um dreitausend Mark.“

„Um Geld? — Ihr?“

„Ja, denn mit dem Gelde wollt' ich meinen Liebsten und seine arme Mutter vom Untergange retten.“

„Den Niedhofer, Euren Ziehbruder!“ rief der Förster plötzlich greifend.

„Ja, ihn. Am Hochzeitsmorgen sollt' ich das Geld erhalten. Ich durfte's ihm nicht sagen zuvor, denn sonst hätt' er's nicht gelitten, hab' meine Lieb' zu ihm erfahren, und alles wär' verloren gewesen. O, es ist schwer, Förster, aber ich mußte stark sein—“

„Aber der Niedhofer ist doch verschwunden? Er —“

„Freilich; es war alles umsonst, denn als ich am frühesten Morgen am Tage nach der Hochzeit mit dem Gelde kam, da war er schon fort, und ich hab' seitdem nie wieder etwas von ihm gehört.“

„Wird wohl nie mehr heimkommen,“ sagte der Förster leise.

„Fürcht's auch, aber mein Herz gehört ihm, ob er lebt oder tot ist. Ich kann nicht anders, Förster, auch Euch zulieb nicht, dem ich nicht mehr sein kann als eine Freundin.“

Der Förster erhob sich.

„Nehmt's nicht für ungut, Bäuerin,“ sagte er mit tiefbewegter Stimme. „Ihr seid eine brave Frau, und ich wollt', daß Ihr noch einmal recht glücklich werden könntet. Aber seit ich das alles weiß, darf ich hier zu Nacht nicht länger bleiben. Lebt wohl!“

Als die Galdenhoferin ihn hinausgeleitet hatte und wieder in das Zimmer trat, stieß sie einen jähen Schreckensschrei aus. Vor ihr kniete ein Mann, der mit wildem Stöhnen ihre Füße umschlang.

„Monika, jetzt weiß ich's, daß du ein Herz hast!“

„Gott und alle Heiligen! Richard, du bist's?“

„Nicht Richard, den du liebtest — ein elender, schändlicher Verbrecher, der hier eindrang, um — um —“

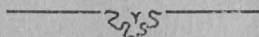
„Um Rache zu nehmen an ihm, an dem Galdenhofer,“ fragte sie bebend, „den die Kugel des Försters schon vor Monaten niedergestreckt hat?“

„Verzeihung, Monika, Verzeihung! Noch bin ich nicht gefallen; der Himmel bewahrte mich vor dem Schrecklichsten — aber das, was ich tun wollte — sag', daß du es mir vergibst, vergeben kannst.“

Er erhob sich nicht eher vom Boden, bis er ihr alles gestanden hatte. Da zog sie ihn an ihre Brust und sagte: „Du milder, böser Mensch, weißt du nicht, was die Schrift sagt: Daß im Himmel mehr Freude ist über einen bußfertigen Sünder, denn über neunundneunzig Gerechte?“

* * *

Und die Freude des Himmels ward ihnen selbst zuteil, als Monika ein Jahr später an der Seite Richards und als sein Weib wieder einzog auf dem Friedhof, den der Galdenhofer vor Jahren auf der Gant erworben hatte.



Osterglocke.

Die große Osterglocke schallt!
 Der Frühling zieht am Glockenstrang.
 Das jauchzt und dröhnt so mit Gewalt!
 Es ist ein Auferweckungsclang —
 Als öffnete sich das Verließ
 Und Jubelstimmen riefen: „Frei!“
 Als wenn der Türmer plötzlich blies
 Hinein ins dumpfe Einerlei! —
 Das holde Leben steht vorm Tor.
 Herein! herein! Bielsüße Frau!
 Ihr Freudenfarben all hervor,
 Scharlach und Gold und Himmelsblau!
 Die sammtnen Teppiche herbei,
 Die goldengrünen, buntgeziert!
 Stimmt Flöten, Geigen und Schalmei
 Und musiziert und jubiliert!
 Duftlocken streu' der Blütenbaum!
 Es ist vorbei mit Harm und Haß!
 Die Trauer war ja nur ein Traum,
 Ein Traum war die Gefangenschaft!

Frida Schanz.

Aus dem neuen Aufstandsgebiete in Deutsch-Ostafrika.

Während in Südwestafrika langsam die Ruhe zurückzukehren scheint, haben sich in Deutsch-Ostafrika ganz unerwartet zwei Stämme erhoben, denen wenigstens der eine die Wandonde, bisher als ganz harmlos und friedlich galt. Als Brud des Aufstandes wird die Bedrückung der Eingeborenen durch die arabischen und indischen Kautschufflein Händler angegeben. Sogar denfalls begannen die Unruhen mit der Plünderung des Inderdorfes Munga an der Küste, unweit der Station Mohoro.

Den Schauplatz bilden die Randgebirge des Ruwamagebietes, zwischen den beiden Flüssen Rufiji und Rubama. Südlich von der Mündung des ersteren, der den Rhein an Größe übertrifft und etwa 140 Kilometer bis zu den Panganischnellen hinauf schiffbar ist, erheben sich die Matumbiberge, die bis zu einer Höhe von 630 Meter aufsteigen und aus Schiefer- und Kalksteinen bestehen. Ihre Bevölkerung, die Wamatumbi, setzt sich aus Wangindo und Watitscha, sowie aus einigen Wandonde und Wapogoro zusammen, die sämtlich zu den älteren Bantuvölkern gehören. Sie sind größtenteils zum Islam bekehrt und ahmen daher die Lebensweise der Suaheli nach; sie galten von jeher als etwas unruhige, wilde Gesellen.

Der zweite Herd ist das Dondeland, etwa 200 Kilometer südwestlich davon. Dort wurde die Station Lwale, das frühere Donde-Barikwa, das aus kaum 40 Lehmhütten besteht, überfallen. Donde liegt wie eine Nacht im völlig menschenleeren Pori (Wildbusch) und läßt sich vom Hauptort Kilwa-Kiwindschi in etwa 10—12 Tagen erreichen; in weiteren 12 Tagen kommt man dann nach Songea, der Bezirksstadt von Ungoni an Nyassasee. Die Bewohner, die Wandonde, eine Unterabteilung der Wangindo, zählen etwa 15,000 Köpfe und wurden, wie erwähnt, stets als friedfertige, schüchterne Leute angesehen. Sie treiben Ackerbau (Mais, Reis, Mantok, Zuckerrohr, Negerkorn und Hirse) und sammeln in den Wäldern das Wachs der wilden Bienen ein, beschäftigen sich aber vornehmlich mit der Kautschukproduktion. Er wird hier aus Einschnitten in die Rinde der Landdolphialiane gewonnen und kann sich den besten Paraprodukten an die Seite stellen. Die Viehzucht wird durch die berüchtigte Tsetsefliege unmöglich gemacht, daher halten die Neger auch nur Hühner und Tauben. Das ringsumherliegende Hochland wird als ödes, menschenleeres Gebiet beschrieben. Überall die gleiche trostlose Ebene, über welcher die heiße Sonne brüht mit spärlichen Gebüsch, harten Gräsern und verkrüppelten Bäumen bestanden. Sie und einige Abwechslung durch niedere Hügel und verstreute Felsblöcke. Die Flußläufe sind wasserleer und das zum Trinken erforderliche Maß muß aus Löchern oder durch Nachgraben in den Bachbetten gewonnen werden. Die Karawanen, die ins Innere vordringen wollen, müssen sich in Kilwa für zwei volle Wochen mit Vorräten versehen.

Eine besondere Schwierigkeit bei der Unterdrückung des Aufstandes liegt darin, daß das Klima von den Europäern auf die Dauer nicht ertragen wird und daß also nur farbige Soldaten für die ständige Verwendung in Betracht kommen können.

H. B. C.

Von Rudolph Bach.

Der Reisende, Tourist oder Sportsmann, welcher Manitoba und den großen canadischen Nordwesten nebst Britisch - Columbien per Bahn, Boot, Wagen oder zu Fuß abklappert, wird auf Stationen der Bahnen und Flüsse, in Städten und kleinen Ortschaften, in den einfachsten Farmhäusern unzählige Male Kisten, Fässer, Ballen, Körbe u. s. w. sehen, die auf der Außenseite mit den deutlich sichtbaren drei Buchstaben H. B. C. markiert sind. Wenn nun der Fremde außer dem Vorzuge, im Lande der Neuverderbe behaftet zu sein, auch noch gar mit dem häßlichen Laster der Neugierde behaftet ist und deshalb einen vertrauenerweckenden Mann nach der Bedeutung dieser drei überall im Lande herumswirrenden Buchstaben fragt, so wird ihm häufig die etwas schnoddrig klingende Antwort: „Here Before Christ“; mit einer solchen unsinnig klingenden Erklärung kann sich natürlich weder der Grüne noch der Neugierige zufriedenstellen lassen. Beide forschen also vorsichtig weiter, und nachdem sie noch einige Male abgeblitzt sind, treffen sie dann endlich eine gutmütige Seele, die ihnen in vorwurfsvollem Tone sagt: „Aber, meine lieben Herren, und das wissen Sie noch nicht einmal? H. B. C. bedeutet doch einfach genug unsere „Great Company“!“

Den meisten geht nun ein Seifensieder auf, die Dummen aber stellen sich klug und nicken zu dieser tadelnden Erklärung recht verständnisvoll, sie erfahren ja schließlich doch auf Umwegen, daß mit der „Great Company“, dem H. B. C., die große Hudson Bay Company gemeint ist; sie ist heute noch, nachdem sie den größten Teil ihres geradezu ungeheuren Landbesitzes an Canada cedierte hat, noch eine der Mächtigsten und wohl auch die Älteste ihres Genres (nur die Ostindische Company dürfte in letzterer Beziehung die Erste sein), auch jetzt noch nimmt sie im weiten, meistens noch uncivilisierten Norden unseres Kontinents die führende Stellung ein, der gesamte Pelzhandel liegt fast noch ausschließlich in ihrer Hand und zu einem großen Teile auch die Versorgung der eingeborenen und angesiedelten Bevölkerung mit Nahrungsmitteln und allen anderen Arten von Bedürfnissen.

Die Auslegung der Buchstaben H. B. C. mit Here Before Christ ist übrigens gar nicht so übel angebracht, denn während es sonst bei den sogenannten „Civilisationen“ heidnischer und wilder Völker immer hieß und noch heißt: Erst kommt der Missionär, dann der Soldat und dann der Kaufmann, schlug die „Kompagnie“ (wie wir sie fernerhin der Kürze wegen nennen wollen) gerade den entgegengesetzten Weg ein. Hier kam erst der Kühne, unternehmungslustige Trapper, der gleichzeitig auch den Soldaten repräsentierte, und dann erst kam der Missionär; während in der französischen Provinz Quebea zur Zeit, als die Kompagnie ihren Charter von England

erhielt (1670), der Pelzhandel ganz besonders durch die stets in der Gegend der Linie sich befindlichen Jesuiten - Missionäre schon zur hohen Blüte gelangt war, die Kirche also für den Handel die Bahn frei gemacht hatte. Es kam nach der York Faktorei an der Hudson Bai im Jahre 1818 der erste Missionär, und als dieser alles schon in einem geordneten, gesicherten Zustande vorfand, hörte, daß die Kompagnie selbst ihre strengen, aber gerechten Gesetze erlassen habe und auch handhabe, über eine Million „Untertanen“ herrsche, da rief er ganz begeistert aus: „Alles ist hier schon geschaffen vor Christus (d. h. sein Diener) erschienen!“ Aus dieser Ueberlieferung ergab sich dann die Uebersetzung von S. B. C. in „Here Before Christ“ ergab sich und bis auf den heutigen Tag auch erhalten.

Die Geschichte der Kompagnie ist eine so interessante, daß wir versuchen wollen, sie in Nachstehendem in kurzen Zügen wiederzugeben, und so wir dabei im Ganzen dem erschienenen Buche: „The Great Company“, welches in übersichtlicher Weise und auf offiziellen Quellen beruhend, von einem Angestellten der Kompagnie, Bedles Willson, verfaßt worden ist.

Es wird gemeinhin angenommen, daß die Zeit, welche der Cromwell'schen Regierung folgte und die Wiedereinsetzung der Stuarts mit sich brachte, zu einer der trübsten Perioden der englischen Geschichte gezählt werden muß. In so mancher Beziehung mag dies wohl der Fall sein, jedenfalls brachte aber die Thronbesteigung Karl's des Zweiten einen gewaltigen Aufschwung im Handelsleben mit sich, der sich hauptsächlich auf beabsichtigte und ausgeführte Entdeckungsfahrten, Riesenspekulationen, Gründungen, Kolonisationsbestrebungen u. s. w. bezog — Alles dies war unter dem Einflusse des Puritanismus der Cromwell'schen Zeit langsam eingeschlafen, lag fast tot und deshalb konnte es nicht Wunder nehmen, daß, als der „Merry Monarch“, wie der König im Volksmunde genannt wurde, ans Ruders kam, alles aufatmete und sich bemühte, das wieder doppelt nachzuholen, was unter Cromwell zu wenig getan war; das wilde Fieber der „imperialistischen Expansion“ erfaßte die Engländer zu jener Zeit heftig, die Spekulation wurde so kühn und verwegen, daß kein Hinweis auf mögliche Fiascos genügt haben würde, diesem Vorwärts- und Drauflos - Stürmen Einhalt zu tun.

Karl der Zweite hatte bei allen seinen vielen Fehlern doch ein freies Gemüt, er schenkte gern, wo es ihm persönlich nichts kostete, das waren die Betreffenden sehr wohl, und deshalb war denn auch London bald voll von Bewerbern um fette Brocken, Grabsche würden wir das heute nennen, in Form von Landschenkungen, „Royal Bounties“, Monopolen, Charters und dergleichen; ein Zeitgenosse schreibt: Jede Londoner Taberne, jedes Kaffeehaus war mit Leuten angefüllt, die über nichts als Handel, Erfindungen u. s. w. zu reden hatten, da waren zuerst die heruntergekommenen Adelligen mit ihrer zahlreichen Sippschaft, sie wollten für ihre Verluste durch den bösen Cromwell entschädigt werden, zurückgekehrte Freiheitskrieger, Gründer, Leute, denen man die ups und downs des Lebens von Weitem ansah, kurz, eine hungrige Gesellschaft, die durch königliche Gunst wieder fett gemacht werden wollte und sich auch dazu berechtigt glaubte.

In früherer Zeit waren alle Wünsche einig darüber, daß im goldenen Osten, in „Cathay und Hindostan“, sich festsetzen zu können, der Anfang einer enormen Schätze war, aber als die Wiederbelebung des Handels und Unt-

Entschungsgeistes endlich gekommen war, da fand man leider aus, daß sich der flauen Zwischenzeit die Ostindische Compagnie als dauerndes Monopol daselbst niedergelassen hatte und nebenbei noch den Seeverkehr auf dem Pacific zwischen Kap Horn und Kap der guten Hoffnung ausschließlich kontrollierte, so daß sich die Londoner entschließen mußten, ihre Blicke nach anderen, noch unbekannten, aber doch ergiebigen Gestaden zu lenken.

Über wohin?

Nord - Amerika war zu jener Zeit noch ein dunkler Begriff, soweit ein ausgedehntes Innere in Betracht kam, man hatte sich bisher weder in London noch in Versailles mit Grenzregulierungen daselbst den Kopf schwer gemacht, noch weniger aber dachte man an jene arktischen Gegenden, von welchen Grobisher, Button und Foy berichtet hatten, schimpften doch diese Entdeckungsreisenden selbst auf diese Eisregionen, die ihnen den geträumten Weg nach dem schönen Indien auf immer zu verlegen schienen; daß alle diese sowie die von Cabot entdeckten Länder von Rechtswegen und selbstverständlich den Engländern gehörten, darüber war sich die Nation einig, und in dieser Beziehung ist sie ja bis auf den heutigen Tag dieselbe geblieben, aber trotz dieser generösen Auffassung wußte man mit dem imaginären Eigentum nichts anzufangen, bis dann durch eine eigene Verletzung von Umständen auch hierin Wandel geschaffen werden sollte.

Im Jahre 1664 schenkte Karl der Zweite seinem Bruder, dem Herzog von York, nachmaligem König Jacob der Zweite, das Gebiet, welches die Staaten New York, New Jersey und Delaware in sich schloß, und der Herzog, der einen guten Gang zum Kaufmann besaß, bemühte sich sehr bald und mit bestem Erfolge, den bisher in holländischen Händen gelegenen bedeutenden Pelzhandel Neu - Amsterdam's in die seinigen zu bekommen, so daß schon bald nachher die erste Schiffsladung von Fellen aus dieser Stadt in der Themse eintraf. Die Londoner Kaufleute, denen diese neuartige Transaktion auffiel, richteten nun doch ihre begehrlichen Blicke nach Nord - Amerika, es war ihnen wohl bekannt, daß der Pelzhandel in Quebec bereits großen Umfang angenommen hatte, daß alljährlich zweimal Schiffe nach Havre kamen, die mit Fuchs-, Marder und Biber-Fellen beladen waren, aber es war französisches Gebiet und da ließ sich schwer ankommen; freilich fehlte es nicht an Vorlauten, die da bemerkten, daß England schließlich doch auch ein Anrecht an jenen Landstrich habe (natürlich!) und sie sorgten dafür, daß diese ihre unmaßgebliche Ansicht am Hofe bekannt wurde, aber der im Herzen doch katholische König hielt gute Freundschaft mit seiner französischen Verwandtschaft und den Expansionslustigen wurde deshalb von oben die Antwort gegeben: „Wir können nicht so recht einsehen, wie wir einen Anteil an den neuen Ansiedlungen (Plantations) erreichen können, es sei denn, wir schmeißen die Franzosen heraus, wie wir es mit den Holländern getan haben, aber einen solchen Schritt würde der jetzige König niemals unternehmen.“

Das im Jahre 1605 gegründete Quebec war schnell zu einer für den Pelzhandel wichtigen Station herangewachsen. Dieser lag als ein Monopol in den Händen der von Michellieu schon im Jahre 1627 genehmigten Gesellschaft, der „Compagnie des Cent Associés“ die ihren Charter im Jahre 1663 an die Krone Frankreichs wieder zurückgab, welche ihn dann 1665

auf die neue „Compagnie des Indes Occidentales“ übertrug; beide Gesellschaften beschäftigten eine große Anzahl von aus Frankreich eingewanderten Trappern (Coureurs du bois), welche den Tauschverkehr mit den verschiedenen Indianerstämmen, die von den Jesuiten - Missionären zugänglich gemacht waren, vermittelten und ihre Reisen jedes Jahr in die Wildnis ausdehnten; unter diesen Coureurs befanden sich zwei besonders befähigte und ehrgeizige junge Leute, Radisson und Medard Chouart, oder wie er sich immer einem alten Ahnen zu nennen pflegte, de Groseillier, die durch ihr Verstand waren und den Anstoß zur Gründung der Hudson Bay Company geben sollten.

Auf einem ihrer „Ausflüge“ kamen die Beiden im Jahre 1659 nach dem Lake Superior und trafen nach einer sechstägigen südwestlichen Reise auf einen mit den Huronen verwandten Indianerstamm, die Tionmonta oder Tobacco Nation, welche sich aber bald darauf aus Furcht vor ihren Todfeinden, den Irokesen, nach den am Eingange der Green Bay im Michigan See gelegenen Inseln zurückzogen; von diesem Stamme hörten sie, daß im Westen ein mächtiger Strom wie der St. Lorenz fließe und wo bunte Pelztiere dort lebten, aber die Coureurs folgten dem verlockenden Rufe noch nicht, sondern schlugen eine nördliche Richtung ein, wo sie mit einem kriegerischen Stamme der Siour, den Assiniboies, zusammenstießen, die auch an den zahllosen Seen Minnesota's fischten und jagten — sie wurden von den Indianern gut aufgenommen und erfuhren von ihnen wertvolle Einzelheiten von der großen Hudson Bay, ihren vielen großen Flüssen und dem Wege, auf welchem sie dahin gelangen konnten. Im August 1660 kamen die Beiden nach Montreal zurück, mit sich führten sie 300 Indianer und 60 Kanoe - Ladungen Biberfelle (etwa 40 wurden damals per Kanoe gerechnet) und erregten natürlich viel Aufsehen, sie waren aber viel zu stolz, von ihren vorläufigen Erfahrungen etwas verlauten zu lassen, sondern betrieben sofort eine neue Expedition nach ihrem geheim gehaltenen Dorado, die denn auch unter gewissen Beschränkungen zu Stande kam — nach den Gesetzen hatte nämlich die „Compagnie des Cent Associés“ das Recht, jede Pelzjagderei auf private Kosten strengstens zu verbieten, aber die Leitung der Compagnie war so verloddet, durch Parteistreitereien ohnmächtig geworden, daß die Gesetze bloß dem Buchstaben nach bestanden, dagegen hatten die Jesuiten ein scharfes Auge auf Radisson und Groseillier, namentlich den letzteren, der Hugenotte war und von dem die Patres mehr befürchteten mochten, daß er die Indianer in seinem Sinne beeinflussen könnte, und so mußten sich die Coureurs denn die Begleitung des schon hochbetagten Missionärs René Ménard gefallen lassen, aber als sie von der minder erfolgreichen Tour nach Montreal zurückkehrten, fehlte der alte Herr er war von Indianern ermordet und dann verspeist worden.

Im Mai 1662 ging Groseillier noch einmal in die Wildnis, begleitet von zehn der besten Coureurs, die mit den Verhältnissen der Compagnie unzufrieden waren, und als sie nach Jahresfrist wieder nach Montreal zurückkehrten, führten sie so viele Felle mit sich, daß die Ware zu verschiedenen Zeiten auf drei Märkten, Montreal, Quebec und Three Rivers zum Verkauf gestellt wurde, um die Preise nicht unnötig zu drücken. Groseillier schwamm in Wonne, er träumte von der Erreichung des Endzieles, der Sud-



Prinz Rupert,
Gründer der Hudson Bay Company.

son Bay, wenn auch auf dem Seewege, und sah sich schon als Krösus, reicher als selbst die Kaufmannsfürsten in Rochelle, der alten Heimat, hatte aber die Rechnung ohne den Wirt resp. die französische Krone gemacht, welche während Groseillier's Abwesenheit den Charter der „Compagnie des Cent Associés“ aufgehoben und einen sehr scharfen Gouverneur, Monsieur D'Abagour, nach Quebec entsandt hatte — der neue Besenkehrte nur zögernd, mit den Privat-Pelzjagden war es vorbei, der Gouverneur, mit den canadischen Verhältnissen völlig unvertraut und wohl von dem Wunsche beiseite, seiner Regierung etwas zeigen zu können, verbot jeden Pelzhandel sowohl Privaten und ferner limitierte er den Interessentkreis der Gesellschaft auf das Territorium, wie es vor mehr als 50 Jahren schon bestand. Groseillier, der in seinen Suchen nach der Hudson Bay in fremde, aber äußerlich ergiebige Gegenden gekommen war, wurde dadurch kaltgestellt, seine Vorstellungen bei D'Abagour hatten keinen Erfolg, und so in seinen Erwartungen auf das bitterste enttäuscht, beschloß er, es einmal mit England zu versuchen; die Frau seines „alter ego's“ Radisson war eine Tochter des nachmaligen Sir John Kirke und durch ihn erhielt Groseillier Empfehlungen an die damals in Boston weilenden englischen Delegaten Richard Nichols, Robert Carr, George Cartwright und Samuel Maverick. Besonders Carr beeinflusste ihn nach England zu reisen, und zwar mit dem sich sehr für das Projekt interessierenden Kapitän Zachary Gillam, der gerade mit seinem Schiffe, der „Konjuck“, in Boston lag und im Begriffe stand, nach Plymouth abzufahren; Groseillier und Radisson schifften sich auch ein, mußten sich aber wohl während der Reise die Geschichte noch einmal überlegt haben, denn bei der Ankunft in Plymouth fuhren sie anstatt nach London, via Havre nach Paris, um dort bei Hofe ihr Glück zu versuchen; alle Bemühungen schlugen aber fehl und die beiden Canadier haben vielleicht auch nur so ostentativ für Frankreich geschwärmt, um zu verhindern, daß man ihre wertvollen Besichtigungen in Canada einzog, jedenfalls scheinen sie die Hoffnung auf England niemals ganz aufgegeben zu haben, und als dann Robert Carr nach Paris kam und durch den englischen Gesandten daselbst für Empfehlungen an Lord Arlington und andere hochgestellten Persönlichkeiten in London sorgte, da war der Weg so gut wie geebnet, erfreut fuhren die beiden Freunde nach London und hatten hier das Glück, gerade in die Hände eines Deutschen zu fallen, der sich des Projekts auf das Wärmste annahm und auch schließlich, wie wir vorweg bemerken wollen, der erste Gouverneur der zu gründenden Hudson Bay Company geworden ist.

Dieser Deutsche war der dritte Sohn aus der Ehe des Königs von Böhmen, Kurfürst Friedrich der Fünfte von der Pfalz mit Elisabeth, ältesten Tochter König Jacobs des Ersten von England, und er wird in den offiziellen Listen jener Zeit als Cousin Sr. Majestät Karls des Zweiten Prinz Rupert Pfalzgraf, Herzog von Baiern und Cumberland etc. bezeichnet; Rupert stand sich mit seinem königlichen Vetter auf nicht besonders gutem Fuße, er war eine offene Soldatennatur zu Wasser und zu Lande, und wenn er nicht für England kämpfen konnte, so unternahm er manchmal auf eigene Faust Fahrten, die man annähernd mit dem Namen Pirdonerei bezeichnen kann. Bis jetzt hatte er noch keinen Anspruch auf irgendein Stück Land gemacht, wie der Herzog von York, aber jetzt schien sein

Gelegenheit gekommen zu sein. Er empfing Groseillier im Jahre 1667, und die Folge war, daß am 3. Mai 1668 der „Nonsuch“ unter Kommando Gillingham's seine erste Reise nach jener vielbesprochenen Hudson Bay antrat, um dort die Handelsverhältnisse kennen zu lernen, dann aber den „Weg in die Südsee“ zu suchen.

Wir wollen uns mit diesen schon viel früher gemachten Versuchen nur ganz vorübergehend beschäftigen. Der Erste, welcher auf diesem Wege nach China und Cathay“ gelangen wollte, war Martin Frobisher, der die Reise nicht nur einmal, sondern dreimal, in den Jahren 1576, 1577 und 1578—79 erfolglos unternahm; ihm folgte John Davis sechs Jahre später, dann kam im Jahre 1607 Hudson, nach welchem die Bay genannt wurde. Er wurde auf seiner dritten Reise 1609 von meuterischen Seeleuten mit Anderen in einem offenen Boote ausgesetzt, man hörte niemals etwas wieder von den Unglücklichen, die jedenfalls von den Wilden massakriert worden sind. Auch Baffin, James, Luke Fox fanden den gewünschten Weg nach China nicht und als nun die „Nonsuch“ nach der Hudson - Bay kam, da waren 35 Jahre seit dem letzten Versuche Fox's vergangen. Gillingham suchte schon am 4. August Resolution Island am Eingange der Hudson - Bay-Straße, furchtlos durchfuhren sie dieselbe, und am 12. August kamen sie in die Hudson - Bay selbst hinein, um am 29. September an der Mündung eines Flusses, den sie Rupert's River (französisch Nemiscau) taufte, Anker zu werfen.

Außer gelegentlich vom Schiffe aus in der Hudson - Bay - Straße, wo sich am Ufer fremdartig gekleidete Menschen, Eskimos, gezeigt hatten, waren von den Reisenden keine Indianer gesehen worden, aber kaum war das erste primitive Fort unweit der Landungsstelle fertig, als sich neugierige Rothhäute, dem Stamme der Nodways angehörig, näherten und die weißen Ansiedler staunend betrachteten; sie waren friedlich gesinnt und versprachen, bald mit vielen Jellen wiederzukommen und auch anderer Stämme mitzubringen. Der lange Winter 1668—69 wurde zur Ausbreitung des Geschäftes eifrig benutzt, Groseillier unternahm eine Reihe von Expeditionen in das Innere, er schloß Handelsverträge mit den Nodways, Kilistinnas, Ottawas und anderen Angehörigen der Algonquins und schwakte ihnen so viel über England etc. vor, daß jede Rothhaut bald die Wörter Charles und Rupert in ihrem Sprachschatze aufgenommen hatte. Einige Male traf der frühere „Coursier“ auch auf Stämme, die ihn noch von der Zeit her kannten, als er den König Ludwig und das Lilienbanner mächtig herausstrich und die Rothhäute wunderten sich nicht wenig, daß dieser selbe Mann jetzt mit Leuten verkehre, die als Verbündete der gefürchteten Franzosen bekannt waren, aber Groseillier blieb kaltblütig, er schimpfte auf die Franzosen, welche die armen Indianer so schlecht behandelten, und redete ihnen zu, alle Jelle zu ihm zu bringen, „denn König Karl bezahlt Euch das Doppelte, was Ihr von König Ludwig bekommt!“

Im Juni 1669 segelte die „Nonsuch“ nach England, während Groseillier und der ebenfalls nach der Bay gelangte Radisson im Fort blieben; das Schiff, reichlich mit wertvollen Jellen beladen, kam im August in London an und die Erzählungen, die nun Kapitän Gillingham über die neue Region zum Besten gab, erregten in der Handelswelt ungeheures Aufsehen,

und Prinz Rupert gab den Wünschen seiner Freunde nach, indem er sich nun beim Könige um das Monopol der Hudson = Bay wirklich im Ernst bewarb, und am 2. Mai 1670 überreichte dieser seinem Vetter, den er freilich war, auf so billige Weise zufrieden zu stellen, in Whitehall den Charter der Hudson = Bay = Company, vielleicht das berühmteste Dokument, welches je von einem Könige einem Untertanen gegeben wurde, und welches, trotzdem es fortwährend bekämpft wurde, doch 200 Jahre in voller Kraft bestanden blieb.

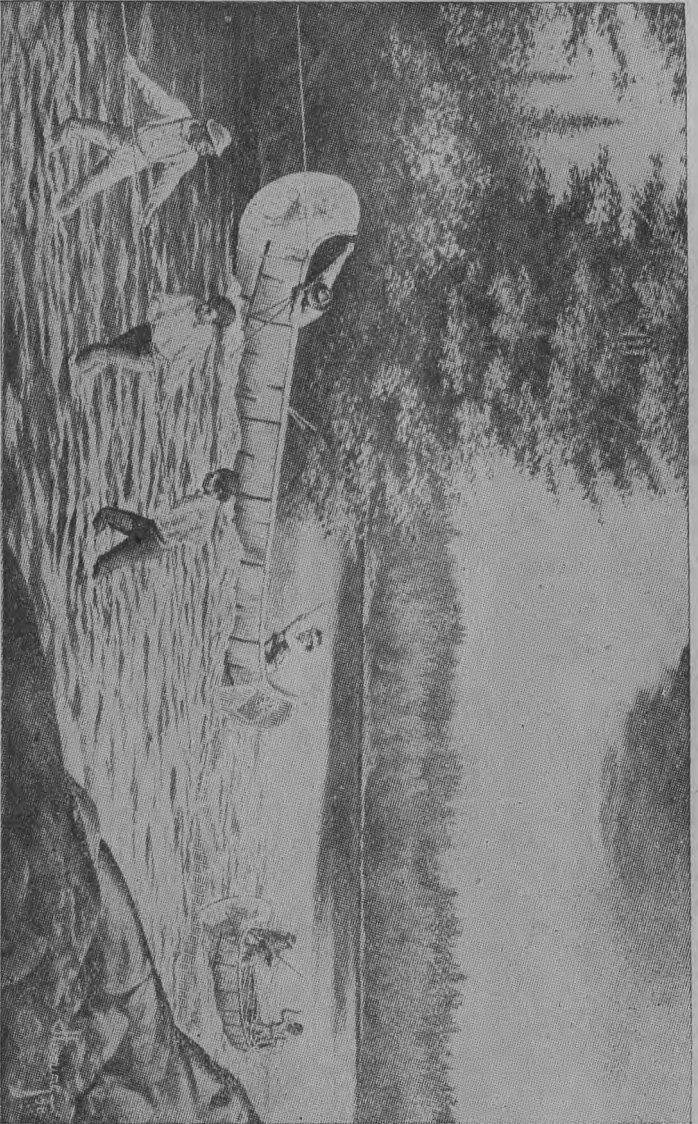
Der Charter ist ein entsetzlich langstieliges Ding. Er wurde den Prinzen Rupert und 17 „Edlen und Gentlemen“ erteilt, die ihn unter dem Namen: „The Governor & Company of Merchants Adventurers trading into Hudson's Bay“ ausnutzen sollten. Die Kompagnie erhielt das alleinige und ausschließliche Recht, Ansiedlungen in der Hudson = Bay zu errichten, Handel zu treiben, Kriegsschiffe zur Bekämpfung auszurüsten und ihre eigenen Gerichtsbarkeit einzuführen, weil die Gründer es sich unter vielen Kosten haben angelegen sein lassen, „eine Expedition nach der Hudson-Bay zu senden, um dort den Seeweg nach der Südsee zu finden und einen Handel in Fellen, Mineralien etc. zu errichten.“

Das ungeheure Territorium, welches durch den Charter Eigentum der Kompagnie wurde und welches man Rupert's Land taufte, bestand nicht nur aus den Küsten der Hudson = Bay = Straße und der Hudson = Bay, sondern auch aus dem weiten Gebiete, welches von Flüssen durchzogen wurde, die in die Hudson = Bay mündeten — wie groß das Land war, muß zu jener Zeit Niemand zu sagen, es war vielleicht „so groß wie Europa“. Die geographischen Kenntnisse waren noch schwach und man glaubte gern zu wissen, wenn man kühn behauptete: Der Pacific Ozean liegt nicht mehr als 100 Meilen westlich von Hudson = Bay entfernt!

Am 2. März 1670 war der Charter erteilt worden, noch in demselben Monat lief die „Konstanz“ wieder von London nach dem einsamen Fort an der Hudson = Bay aus. An Bord befanden sich ein Geschäftsleiter, eine Anzahl kühner Menschen und eine volle Ladung von Waren, wie sie damals oben für die eigenen Bedürfnisse und zum Tauschhandel mit den Indianern und Eskimos gebraucht wurden. Die „H. B. C.“ hatte ihre Geschäfte fast ausschließlich eröffnet, sie führt sie noch heute, nach 236 Jahren, in noch ausgedehnterem Maße weiter und ist heute stabiler und sicherer fundiert als damals.

Die Proteste der Franzosen, ihre Behauptungen, daß Hudson = Bay so gut zu Neufrankreich gehöre, wie der St. Lorenz = Strom, können nicht allzu häufig übergehen, sie waren so zahlreich wie Brombeeren, und wir kommen gelegentlich der Kämpfe zwischen Engländern und Franzosen in der Bay später kurz darauf zurück; trotz aller Machinationen und blutiger Kriege um den als immer wertvoller erkannten englischen Besitz, ist das ganze weite Land doch schließlich in englischen Händen geblieben, wenn auch ein großer Teil von denen der Kompagnie in die der canadischen Regierung auf friedlichem Wege gelangte.

Am 17. November 1671 war in dem damals von den reichen Londoner stark frequentierten Kaffeehause von Garraway ein großes Plakat angeschlagen, welches den staunenden Lesern meldete:



"Voyageurs" bringen ihre Canoes über die Stromschnellen.

„Am 5. Dezember dieses Jahres werden in der großen Halle die Taberne 3000 „Weights“ Biberfelle, aus 30 Partien bestehend und Eigentum des „Gouverneurs und der Gesellschaft der Merchants - Adventure“ trading into Hudson's Bay“ zum Verkauf gestellt werden.“

Dies war der erste offizielle öffentliche Verkauf seitens der Kompagnie, die früheren Ankünfte waren auf privatem Wege nach dem Kontinent gegangen, denn zu jener Zeit waren trotz der Existenz großer Pelzgeschäfte in London und Bristol die Hauptmärkte in Leipzig, Amsterdam, Wien und Paris, die Zubereitung der „rohen Felle“ war auf dem Kontinente weit besser, wie in London und Bristol, und aus diesem Grunde bestellten der Adel, Richterstand, Kaufmannschaft u. s. w. England's mit Vorliebe ihren Bedarf an Pelzen in obigen vier Städten und nicht im eigenen Lande; jetzt aber kam die Kompagnie mit Fellen, die in Quantität und Qualität alles bisher Dagewesene übertrafen; da indessen das liebe verwöhnte Publikum die großen Lagerräume der Kompagnie trotzdem nicht besuchte, so zwang diese die Kaufleute zur Besichtigung dadurch, daß sie ihre Waren zur öffentlichen Auktion brachte. Dieser erste neuartige Verkauf hatte bereits einigen Erfolg, viele Private beteiligten sich daran, er war in der That ein guter, vielversprechender Vorläufer zu den unzähligen nun folgenden Auktionen der Kompagnie, die heute London zum Centralpunkt des Pelzhandels der Welt gemacht haben; begeisterte doch diese erste Auktion, welcher der Prinz of Wales, der Herzog von York und das gesamte High Life London's bewohnte, den damaligen Dichter John Dryden zu folgenden poetischen Aderlasse:

“Friend, once it was fame that led thee forth
To brave the tropic heat, the frozen North.
Late it was Gold, then Beauty was the spur.
But now our Gallants venture but for Fur.”

Die Kompagnie verkaufte bei dieser Gelegenheit nur ihren Vorrat an Biberfellen, die Felle von Elen, Bär, Marder und Otter für eine Spezial - Auktion zurückstellend. Biber war derzeit der gangbarste Pelzartikel, der namentlich in der Hutfabrikation stark gebraucht wurde, da Karl der Erste in einer Proklamation vom Jahre 1638 befohlen hatte, daß zur Anfertigung von Hüten „nur Biberstoff und Biberfelle verwendet werden dürfen“, eine königliche Ordre, die natürlich vielen Bibern den Hals resp. das Fell kostete.

Die Preise, welche in der erwähnten Auktion erzielt wurden, waren für jene Zeit verhältnismäßig hohe, nämlich 35 bis 55 Schillinge per Fell, aber die Chronik besagt, daß die Qualität ganz vorzüglich gewesen ist und daß eine Canoe - Ladung nördlicher Felle so viel wert sei, wie sechs Canoe - Ladungen südlicher Felle.

Was die Kompagnie für die Felle den Indianern im Tauschhandel bezahlte, ist von Zeit zu Zeit aus den Gesellschaftsbüchern veröffentlicht worden und eine ganz interessante Lektüre, die wir aber nur in kürzestem Auszuge wiedergeben können; etwas differierten die Preise natürlich für die verschiedenen mehr oder weniger günstig gelegenen Stationen, aber z. B. im Jahre 1718 war die ungefähre Norm: ein volleses Blankett für 6—7 Biberfelle; eine Glinte für 15; ein Hemd für 2—3; und 1748 kostete u. A.

ein Kessel aus Messing per Pfund, 1 Biberfell; Pulver per $1\frac{1}{2}$ Pfund 1; Schrot, per 5 Pfund, 1; brauner Zucker, per 2 Pfund 1; Rollen - Tabak, per $1\frac{1}{2}$ Pfund 1; englischer Brandy, per Gallone, 4; weißes oder rotes „Wasser“, per Gallone, 4.

Das waren niedrige Preise, besonders wenn berücksichtigt wird, daß die Compagnie nur die „schweren“ Felle nahm, während die Franzosen mit Vorliebe leichte Waren in jeder Qualität kauften, und diese schweren Felle haben die Indianer so belästigt, daß sie, wie in den Annalen der Compagnie des Oesteren berichtet wird, wenn durch Hunger geschwächt, diese Biberfelle fortgeworfen und nur Mink-, Hermelin- und Marder - Felle behalten haben, da sie mit der vollen Ladung nicht im Stande gewesen wären, die unzähligen „Portages“ auszuführen.

Ueber die Gesellschaft, resp. deren Mitglieder waren in London bald die wunderlichsten Gerüchte verbreitet, ihre Versammlungen, welche in den ersten Jahren unter größter Geheimnistuerei abwechselnd beim Prinz Rupert, im Tower, bei Garraway oder in der Münze stattfanden, waren stets der Gegenstand der unsinnigsten Neugierde seitens des Publikums; und doch waren diese Zusammenkünfte meistens entsetzlich langweiliger Art, und die Chronik meldet so manches Blech, was da zusammengeschwätzt worden ist, nur um die Zeit soweit wie möglich hinauszuschieben und sich recht wichtig machen zu können; dann und wann kamen auch wichtigere Sachen, wie z. B. die Art der Ladung, welche die 1671 auslaufenden Schiffe „Prinz Rupert“ und „Zmploij“ einnehmen sollten; es war ein Glück, daß Radisson bei dieser Gelegenheit anwesend war, denn einige Ueberflüge der Gentlemen-Adventurers hätten am liebsten alles mit Perlen, Schundschmuck und dergleichen Nichtigkeiten befrachtet, aber Radisson sagte diesen Herren, daß es ganz gut sein könnte, wenn sich die ganz oder fast nackt tragenden Wilden Afrika's und Indien's mit derartigem Tand behängten, aber oben im Norden wären solche Sachen wertlos, Pulver und Schrot, Flinten, Beile, Kessel und Messer werden dort verlangt — ein Indianer Süd - Amerika's mag ein Stück rotes Tuch über alles würdigen, während ein Frosche lieber einen Messingnagel als zwanzig Yards solchen Zeugens nimmt.

Die Begriffe über das neue Land waren eben noch über die Maßen verwirrt, man hielt die Hudson - Bay - Gegend, weil mit der nordwestlichen Passage immer in Verbindung gebracht, für so eine Art Märchenland, in dem die Leute wunderbar gekleidet herumgehen, die „Company“ mit unzähligen kleinen Fürsten verkehrt, die in kostbare Gewänder aus Hermelin, Bobel und Otter gehüllt sind und wertvolle Verträge mit der Company abschließen; man verwechselte eben den roten Indianer mit dem schwärzlichen Indier, einige Versündigung, die sich nicht nur das „Volk“, sondern auch Gebildete oft zu Schulden kommen ließen. Die „Indianer“, welche uns z. B. von den Dichtern und Schriftstellern Dryden, Congreve, Steele und selbst noch Goldsmith vorgeführt werden, gleichen der nordamerikanischen Rothhaut nicht mehr, wie der amerikanische Büffel seinem Vetter in den Himalaya's.

Bevor wir die Entwicklung der Company bis zum heutigen Tage verfolgen, wollen wir nur noch kurz die finanzielle Seite der Company anschneiden; mit welchem Kapitale arbeitete sie in den ersten Jahren?

Jedenfalls mußte das eine große, beträchtliche Summe sein; sie war auch nötig, um den bedeutenden Pelzhandel kontrollieren, stetig ausdehnen zu können, aber nur die Frage war erlaubt, eine Antwort gab es darauf nicht. Die Company hüllte sich wie gewöhnlich in ein absolutes Stillschweigen und ließ sich die so Neugierigen fast 80 Jahre lang mit Schätzungen und Rätereien ganz nutzlos beschäftigen; keine Ahnung hatte die Außenwelt über die Geldangelegenheiten der Sphynx, über ihre pekuniäre Leistungsfähigkeit, nichts war von ihr auszupumpen, und erst die im Jahre 1749 angeordnete Untersuchung der Affairen der Company seitens einer parlamentarischen Kommission brachte Licht in das Dunkel. Man war geradezu verblüfft über die „Größe“ des Kapitals, mit dem die Company seit 79 Jahren das Riesenunternehmen geleitet hatte.

Es stellte sich nämlich heraus, daß die 17 Adventurers Jeder £300 in die Kasse gezahlt hatten; die so gesammelten £5100 wurden nach einem noch heute gültigen Rezept in der Weise verwässert, daß man 34 Anteilscheine (2 für Jeden) à £300 ausgab und dadurch das Kapital auf £10,200 brachte; hierzu kam noch der 35. Anteilschein, ebenfalls über £300, welchen man Prinz Rupert als Anerkennung seiner vielen Verdienste um die Company zum Präsent machte, so daß das Gesamtkapital tatsächlich nur wenige £10,500 betrug. Bedenkt man, daß mit diesen schwachen Mitteln kostspielige Expeditionen ausgerüstet, Schiffe gekauft wurden, so erhält man einen Begriff über den Riesen-Profit, den die Company durch ihren Tauschhandel machte, von den enormen Dividenden, welche die 17 Adventurers gezogen haben, ganz zu schweigen.

Wertvoll, wie ein Anteilschein der Company auch sein mochte, würde es doch andernfalls auffallen, den Prinz Rupert, dem man in erster Linie den mächtigen Charter zu verdanken hatte, nur damit abfinden zu wollen, und auch über den Anteil, welchen sich König Karl der Zweite selbst vorbehalten hatte, wird viel hin und her geraten; ein der Company feindliches Pamphlet aus dem Jahre 1766 ging soweit, zu behaupten, daß der König für den Charter schweres Geld bekommen habe, aber dies ist absolut unerwiesen, und aus den alten Papieren der Company geht das sicher nicht hervor, es ist anzunehmen, daß Karl für sein Geschenk an Prinz Rupert nichts nahm oder bekam, er war froh, den Verwandten billig losgeworden zu sein, und hoffte wohl auch, daß die königliche Unterschrift auf einem Charter für Land, dessen Besitzer noch nicht anerkannt war, eigentlich es niemals gewesen ist, genügen würde, eben dieses Land als englisches Eigentum ein für alle Male zu stempeln. Großartige Charters und Monopole waren zu jener Zeit nichts Auffallendes, sie gingen gewöhnlich sehr billig fort, und erwähnt möge hierbei sein, daß derselbe König im Jahre 1668 die ganze Provinz Bombay an die Ostindische Company für den rein nominellen Preis von £10 per Jahr verpachtete!

Prinz Rupert dagegen erhielt außer seinem Anteilschein noch eine hübsche runde Summe von der Gesellschaft ausgezahlt, über das Wieviel schweigen aber alle Berichte und Bücher der Company; es wird wohl unter einem weniger auffallenden Konto einfach verbucht worden sein!

Raum waren nun die Geschäfte der Kompagnie in regelmäßigen Fluß gekommen, hatte Ausbeutung und Errichtung weiterer Posten ihren An-

sang genommen, so kamen auch schon die Streitereien zwischen Engländern und Franzosen, und zwischen Beamten der Kompagnie selbst. Von Letzteren waren so manche von London nach der Hudson - Bay gesandt, die besser an der Themse geblieben wären. Sie traten in ihrem neuen, ihnen gänzlich unbekannten Wirkungskreise den alten Gediten gegenüber zu brüsk und anmaßend auf, daß es bald zum Bruch kommen mußte. Einer der ersten Gouverneure, Bailey, führte sogar eine Krisis herbei. Er mißtraute nämlich Radisson wegen seines Verkehrs mit Franzosen und den den Franzosen zugetanen Indianern und ließ ihn deshalb nicht aus den Augen. Aber Radisson, der sich frei von jeder Schuld fühlte, ließ sich nichts gefallen, und als er eines Tages auf eine längere Tour ging und Schritt für Schritt von Bailey verfolgt wurde, machte er kurzen Prozeß. Er prügelte den Gouverneur ganz gründlich und schlug dann ohne Besinnen den Landweg nach Quebec ein, wo er glücklich ankam und von den Jesuiten mit Freude als verlorenes und wiedergefundenes Schaf begrüßt wurde. Aus einem innigen Freunde der Kompagnie, die er und Groseillier ja als ihr unter schweren Wehen geborenes Kind ansehen durften, war er ein erbitterter Feind geworden, mit fliegenden Fahnen wieder zu seiner alten Liebe, den Franzosen übergegangen. Alles durch die Stupidität des Gouverneurs Bailey. Die Kompagnie merkte bald die Hand Radisson's. Nun begannen zu Wasser und zu Lande die Kriege zwischen den beiden Nationen, Zerstörung und Plünderung wertvollen Eigentums, und dieser Zustand hat sich solange erhalten, bis zwischen den Ländern selbst ein endgültiger Frieden geschlossen war. Die Kompagnie hat während der ganzen Zeit viel Schaden erlitten, sie hat später den Haß und Neid der Engländer selbst, böse Konkurrenz canadischer Pelz - Gesellschaften, auch von Russen und Amerikanern erdulden müssen und ist siegreich aus dem vielfachen Kampfe hervorgegangen. Niemals stand es aber schlechter um ihre Existenz, als an dem Tage, an welchem Radisson ihr Lager verließ. Als in London der Bericht Bailey's eintraf, legte man der Sache nicht viel Gewicht bei, aber bald fühlte man den Einfluß Radisson's und seines Schwagers Groseillier, und Bailey wurde seines Amtes entsetzt und durch den versöhnlichen Lyndal abgelöst. Die beiden Coureurs fingen aber nun wieder an, mit den Indianern direkt zu handeln und nahmen es auch nicht genau, ihre eigenen Landsleute über's Ohr zu hauen. Schließlich wurde ihr Treiben so arg, daß die französische Regierung anordnete, Beide von Quebec nach Paris zu schicken, da sie anscheinend darauf ausgingen, durch ihr Benehmen Streitigkeiten zwischen den Kronen England's und Frankreich's zu erzeugen, und so segelten denn Beide am 11. November 1683 auf einer Fregatte, die Truppen nach Quebec gebracht hatte, ab.

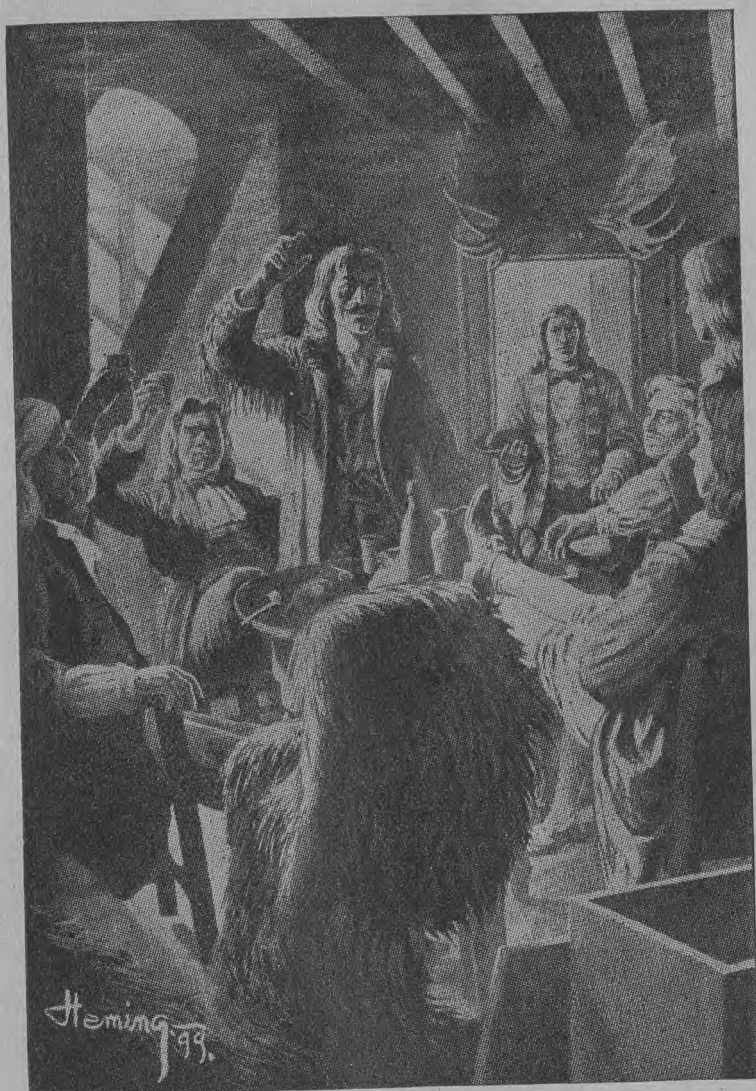
Sobald die Kompagnie hörte, daß sich Radisson in Paris befandte, sandte sie dem englischen Gesandten daselbst, Lord Preston, einen längeren Bericht und bat, zu versuchen, den alten Freund der Kompagnie wieder für sich zu gewinnen. Preston schickte seinen Attaché, Kapitän Godey, in Radisson's Haus und begann mit ihm, „der mehr wie ein Wilder, als ein Christ aussah,“ die Unterhandlungen. Er traf den Doppel - Verräter inmitten von Bekannten dem Pokale fleißig zusprechend, und Godey verschmähte es aus Politik durchaus nicht, an dem Gelage teilzunehmen, wußte er doch genau,

daß trotz all' dem Vorgefallenen auch die französische Regierung sich darum bemühte, diesen Mann zurückzugewinnen. Aber England siegte, Godey hielt bei schlechtem Brandy aus, bis der letzte Gast fort war und begann seine Beredungsversuche, die zuerst schroff abgelehnt wurden, da Radisson behauptete, die Art und Weise, wie man ihn und Groseillier an der Hudson-Bay kalt gestellt habe, sei unerhört und habe ihn tief beleidigt, trotzdem aber sei er kein Verräter an dem englischen König, wolle aber von der Kompagnie nichts mehr wissen. Schließlich aber ließ er sich von Godey doch breitschlagen, und er ging nach London, wo er nicht nur von der Kompagnie, sondern vom Hofe u. s. w. glänzend empfangen wurde. Er besuchte den König im Schlosse zu St. James, erzählte ihm von seinem wilden Leben, saß im Theater in der königlichen Loge, kurz, der Mann, den man als eine "noch nicht dagewesene Mischung von Englisch, Französisch und Indianisch" beschrieb, war der Löwe des Tages, bis er am 17. Mai 1684 auf der „Gappy Return“ seine Rückreise von Gravesend nach der Hudson-Bay antrat, wo er nach kurzer Zeit eintraf und sofort Gelegenheit fand, gegen die Franzosen loszugehen, sie mußten Fort Nelson verlassen, auf welchem bald anstatt des Lilienbanners der Union Jack flatterte, und er beschlagnahmte dann noch etwa 12,000 Biberfelle, welche in Caches geborgen waren, als gute Prise.

Aber die Glanzzeit Radisson's war vorbei, die Zwistigkeiten hörten nicht mehr auf, er machte allerdings noch einige Reisen, wurde indessen bald darauf, wahrscheinlich im Jahre 1689, zur Ruhe gesetzt und lebte darauf mit einer Pension von £10 per Monat in Islington, London, wo er 1702 starb.

Die erste, und weil so frühzeitig gekommene, auch schwere Krisis war für die Kompagnie schließlich noch gut abgelaufen, durch alle die anderen in späteren Zeiten wand sie sich mit viel größerer Leichtigkeit durch — wir haben dieser Affaire nur deswegen eingehender gedacht, weil ohne Rückgewinnung der beiden bewährten und bei den Indianern so einflußreichen Coureurs eine Geschichte der Kompagnie wahrscheinlich niemals hätte geschrieben werden können.

Prinz Rupert, der erste Gouverneur in London (nicht zu verwechseln mit dem aktiv an der Hudson - Bay dienenden Gouverneur) war schon am 28. November 1682 gestorben, sein Nachfolger war der Herzog von York, die Ausbeutung der Kompagnie ging unter diesem und den Folgenden unter fortwährenden Kämpfen mit den Franzosen seinen stetigen Weg, und namentlich war es erster Grundsatz der Politik, mit den Indianern gut Freund zu bleiben, sie beim Tauschgeschäfte nicht zu überborteilen, denn das nimmt die Rothhaut sehr übel. Diese Politik hat gute Früchte getragen, die Indianer hatten und haben noch unbedingtes Vertrauen zu den Beamten der Kompagnie, und wenn Canada in den letzten fünfzig Jahren von allen Indianerkriegen mit ihren Greueln so gut wie verschont blieb, so kann es sich dafür bei der Kompagnie bedanken. Sie hat die Wege gebahnt und dem roten Manne stets das Recht zukommen lassen, welches ihm gebührte. Ramen Ausschreitungen vor, dann war freilich auch die Strafe schwer, das wußten die Indianer wohl, und aus diesem Grunde passierte selten Etwas, während gegen die Franzosen so manche Schlichkeiten aus-



Radisson's Rede zu Kapitein Godey und Begleitung.

geführt wurden, wie im August 1708, wo ein Offizier und 8 Mann Besatzung des damals gerade wieder französischen Fort Nelson im Schlafe massakriert wurden. Aber auch solche Schandtaten kamen nur vor, wenn die armen Kerle vom Hunger dazu getrieben wurden; die Franzosen hielten keine genügenden Vorräte zu Tauschzwecken und mußten dafür büßen, auf den Forts der Kompagnie war stets alles vorhanden.

Mit den Namen der vielen Stämme, mit denen Handel getrieben wurde, wollen wir uns nicht beschäftigen, denn erstens werden sie von jedem Gouverneur verschieden ausgesprochen, und dann sind manche derartig zusammengestellt, daß sich der Leser beim Studium derselben die Zunge abbrechen kann, aber so manche Eigentümlichkeiten der Indianer mögen hier kurz erwähnt werden.

Milch, erzählt ein alter Trapper, genießen die Indianer nicht mehr von dem Tage an, wo sie entwöhnt sind, und Käse würden sie unter keinen Umständen anrühren, da sie glauben, er würde aus dem gekochten Fette von Menschen hergestellt. Dagegen sind sie ganz veressen auf Pflaumen und Rosinen, und für zwölf Stück geben sie gern ein Viberfell, ebensoviel für alte Bilder; den jungen Indianerinnen wurde meistens noch der Beinamen „Marder“ (marten) gegeben, wie schwarzer, weißer, Sonnenmarder, Marderkopf, Marder Herz u.s.w., und von einem großen Häuptling, Matonabee, wird erzählt, daß dessen acht Frauen sämtlich noch nebenbei irgend einen Teil des Warders als Namen trugen.

Es muß leider gesagt werden, daß sich in alter Zeit die Rothhäute durchaus nicht als Gentlemen ihren besseren Hälften gegenüber benahmen. Daß Frauen und Kinder Marder, Hermelin und Eichhörnchen in Netzen und Schlingen fangen mußten, ist nicht weiter schlimm, aber sie hatten auch die erlegten Elche, Hirsche, Büffel in die oft weit entfernten Hütten zu schleppen, auszuweiden, die Felle zurecht zu machen und außerdem baten sich diese Herren der Schöpfung noch die zartesten Federbissen, wie Zunge, als ihren besonderen Anteil aus. Als Gouverneur Hearne auf einer seiner Reisen zur Entdeckung des Coppermine oder Great River durch widrige Verhältnisse gezwungen war, die Heimreise anzutreten (1770), traf er am Churhill River den oben erwähnten Häuptling Matonabee, der ihm auseinandersetzte, warum die Expedition nicht glücken konnte: Wenn die Männer alle schwer bepackt sind, so können sie nicht jagen oder weit marschieren, und selbst wenn sie Glück bei der Jagd haben, wer trägt die Beute? Die Frauen, sie sind zur Arbeit geschaffen und schleppen mehr als zwei Männer — sie schlagen die Zelte auf, bessern unsere Kleider aus, halten in der Nacht die Feuer in Ordnung, mit einem Worte, keine weite Reisen ohne Weiber — und obgleich sie alle Arbeit tun, sind sie auch mit wenig Kosten zu halten, denn sie kochen auch für uns, und zu Zeiten, wo es knapp zugeht, genügt es für sie, wenn sie sich die Finger ablecken können, sie sind damit zufrieden.

Die Jagdresultate, welche zu jener Zeit von Indianern erzielt wurden, waren sehr hohe, in guten Jahren konnte ein guter, tüchtiger Jäger innerhalb einer Saison 600 Viber töten, von denen er aber selten mehr als hundert der Fahrtverhältnisse wegen nach der Station schaffen konnte, den Rest verwandte er zu Hause als Betten, Bettdecken, hing Felle an den

Zweigen der Bäume auf als Andenken an ein verstorbenes Familienmitglied oder er fengte das Fell ab und machte aus dem Biber einen feinen Braten.

Der Handel mit den Indianern wird in alten Berichten wie folgt geschildert:

Sobald die mit Fellen beladenen Canoes in die Nähe der Station kommen, geht alles an Land, die Weiber müssen Laub für die Zelte sammeln, während die Männer rauchen und die Arrangements der Prozession beraten. Ist dies geschehen, so schiffen sie sich wieder ein, das Canoe des Häuptlings in der Mitte und etwa 600 Fuß von den Palisaden der Station feuern sie ihre Musketen als Ehrensalue für den Gouverneur ab, den dieser erwiedert.

Dann werden die Gäste in den Saal geführt und sie erhalten gefüllte Pfeifen, die auch sofort in Brand gesetzt werden; so lange noch Tabak darin ist, wird wenig geredet, sobald er aber im Pfeifenkopfe zu Ende geht, beginnt die Unterhandlung; der Häuptling, seine Augen fest auf den Boden gerichtet, erzählt dem Faktor, wie viele Canoes er gebracht, welche Stämme er angetroffen hat — schließlich erkundigt er sich nach der Gesundheit der Beamten und erklärt, daß er froh sei, sie begrüßen zu können. Darauf antwortet der Gouverneur, daß er seine Gäste freudig bewillkomme, daß viele und schöne Sachen in seinem Hause seien und daß er die Indianer liebe. Der Häuptling wurde ausgestattet, er erhielt einen Tuchrock, Hemd, Strümpfe (einer blau, der andere rot) und drei Straußensfedern verschiedener Farbe für seinen Kopfschuß und noch einige Kleinigkeiten; nun wird es Zeit, nach dem Kamp zurückzukehren, aber um dem Häuptling zu zeigen, in welcher hohen Achtung er bei seinen Freunden steht, geschieht dies mit Musik, großartiger Begleitung der Beamten und Nachschleppen von Waren aller Art, nicht zu vergessen eines Fasses mit Brandy — im Lager angekommen, gibt der Häuptling Ordre, das Feuerwasser zu verteilen, und das ist dann immer der Moment, wo sich der Faktor und andere Beamte schleunigst drücken, denn nun geht das Trinken los und bald wird alles voll sein; oft kommt es zu Schlägereien zwischen den Indianern selbst, vorsichtige Häuptlinge verstecken rechtzeitig die Waffen, aber die Zähne bleiben, und durch sie hat schon Mancher einen Finger oder eine Nasenspitze abgebissen bekommen!

Gewöhnlich gehen nun die Geschäfte schlang vor sich, manchmal aber beschwerten sich die Häuptlinge über schlechte Kaufpreise: „Wir rudern einen weiten Weg zu Euch, denn wir lieben die Engländer, laßt uns guten, schwarzen Tabak handeln, feuchten und trocknen — wir hatten einen schweren Winter und hungerten, denn Euer Pulver war schlecht und knapp bemessen, sagt Euren Dienern, das Maß gut zu füllen und nicht immer die Daumen hineinzustecken, habt doch Erbarmen mit uns. Die Gewehre sind schlecht, gebt uns leichte und gute Schäfte, mit Schlössern, die im Winter nicht einfrieren; gebt uns gutes Tuchmaß, laßt uns das Alte wieder haben, die jungen Leute, die so weit herkommen, zeigen Euch doch, daß sie Euch lieben, sie wollen sich kleiden und gut aussehen, versteht Ihr das nicht?“

Solche Reden gehörten bei manchen Stämmen zur Regel, und sie wurden vom Gouverneur andächtig und geduldig angehört, denn nun kam der

Handel, bei welchem besonders die Gewehre von den Indianern scharf geprüft wurden.

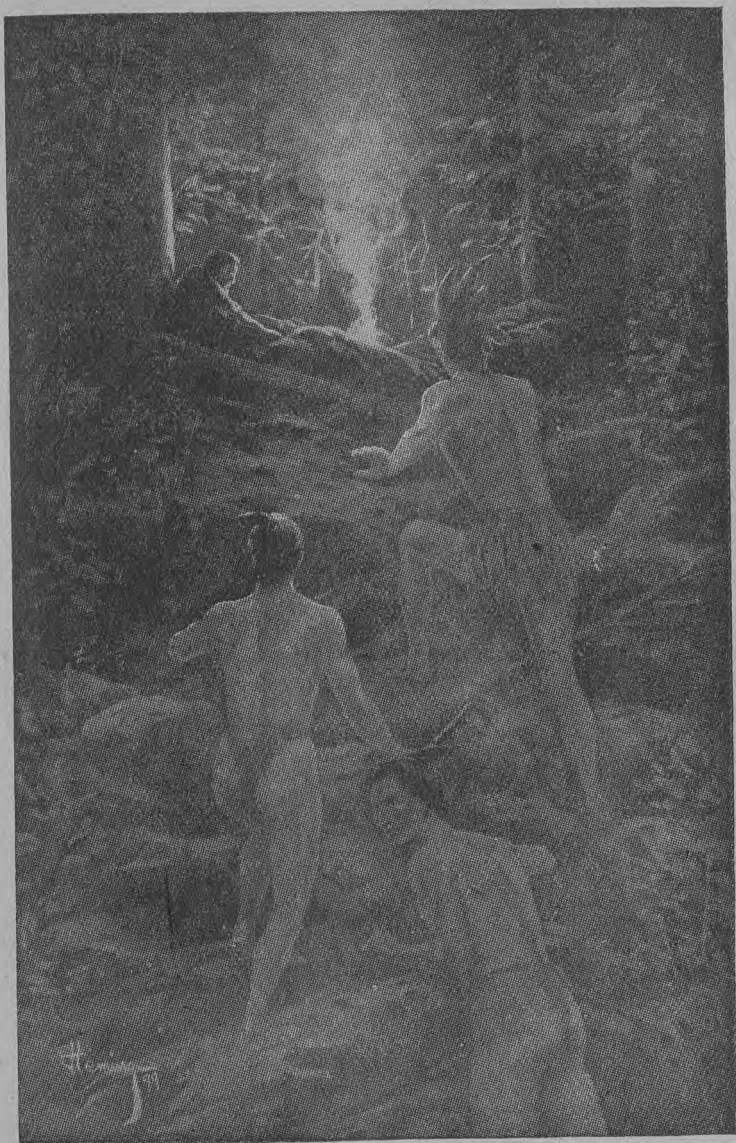
Nicht nur Handelsinteressen hat die Kompagnie gedient, auch für die Wissenschaft war sie zu finden, denn als die „Royal Society for Improving National Knowledge“ in London den Wunsch aussprach, den Venus-Durchgang am 3. Juni 1769 von Fort Churchill aus zu beobachten, erklärte sich die Kompagnie bereit, die Deputation den Winter, 1768—69, über zu beherbergen und gegen eine Entschädigung von £250 auch die ganze Zeit zu verpflegen; der Vorschlag wurde angenommen und Venus ging pünktlich am bestimmten Tage, dem 3. Juni, „durch“, in Anbetracht der historischen leichten Bekleidung dieser Dame wird sie sich aber in der eisigen Gegend nicht allzulange haben sehen lassen.

Im Hauptquartier zu London ging es all die lange Zeit seinen gewohnten Gang, die Kämpfe mit den Franzosen, das gegenseitige Zerstören von Schiffen und Forts wurden schließlich nicht mehr so tragisch genommen, ebensowenig die Mißgunst und der Neid mancher Londoner Gilden, wie der Fälschmacher, auch die endlich im Jahre 1749 durchgesetzte Untersuchung der Verhältnisse der Kompagnie seitens des Parlaments machte keinen besonderen Eindruck, wußte man doch, daß ihr Nichts geschehen würde, die Protektion war vorhanden und gegen das Herummäkeln am Charter war man schon ganz abgestumpft; nur einmal war die Kompagnie nahe daran, unterzugehen, nicht durch schlechte Geschäfte, sondern durch Spekulationsucht, aber im letzten Momente wurde sie noch gerettet.

Zu Anfang des 18. Jahrhunderts war der Schwindel mit der bekannten South Sea Company losgegangen, die dann ihrerseits eine große Anzahl von Gründungen zur Folge hatte, alle faul von oben bis unten; aber die South Sea - Leute verstanden, Stimmung zu machen, offerierten sie doch 1720 der Regierung, die gesamte Nationalschuld im Betrage von £30,000,000 zu Bedingungen zu übernehmen, welche das Parlament sofort acceptierte — die Aktien stiegen kolossal, sie notierten am 8. April 1720, am 31. Mai 890 und wurden unter unglaublicher Aufregung des Publikums im August auf 1000 (für £100-Aktie) getrieben, wo dann der Krach sehr gründlich kam, die „Insiders“ hatten nun Losgeschlagen und die Dummen, welche nie alle werden, waren die Geschorenen.

Als die Inhaber der Hudson Bay Company diese großartige „Entwickelung“ der South Sea Company mit ansehen mußten, da wurden sie neidisch, sie hatten an ihren jährlichen Profiten von 200—300 Prozent noch nicht genug, die Zeit schien gekommen zu sein, noch mehr zu verdienen und man beriet allen Ernstes die Idee, das Kapital bei den günstigen augenblicklichen Geldverhältnissen zu vergrößern bis in die Ruppen - aber auch warnende Stimmen erhoben sich gegen eine solche zweifelhafte Aktion und eine der „Gentlemen - Adventurers“, Mrs. Mary Butterfield schrieb: „Was Sie vorhaben, geht über meinen Verstand, ich verstehe nur so viel, Sie wollen das Kapital verdreifachen, ohne einen Farthing zu bezahlen, dann wieder verdreifachen, wenn das Publikum darauf anbeißt, was es nach Ihrer Ansicht tun wird und so weiter fortfahren?“

Der Zusammenbruch der South Sea Company machte den Beratungen ein jähes Ende, die S. B. C. war gerade noch im letzten Momente vor



Junge Indianer überfallen das französische Lager und
töteten alle Franzosen.

einer schmachvollen Katastrophe bewahrt geblieben; aber das Kapital wurde schließlich doch auf £94,500, den Wert der Anlagen etc., erhöht, indessen geschah dies strikt unter den Anteilbesitzern, die Außenwelt blieb davon unberührt.

Noch einmal kam die Kompagnie in schwere finanzielle Verlegenheiten, sie war aber schuldlos daran, der große kleine Napoleon hatte dies durch seine Kontinental Sperre auf dem Gewissen, denn die vielen wertvollen Pelzwaren aus den Jahren 1806, 1807 und 1808 lagen aufgehäuft in London, keine Gelegenheit, sie zu verkaufen, war vorhanden und so war denn das Novum zu verzeichnen, daß die Kompagnie im Jahre 1808 keine Dividende verteilen konnte, was aber später dann wohl ordentlich nachgeholt worden ist.

Im Jahre 1784 bekam die Kompagnie einen sehr unangenehmen schädigenden Konkurrenten durch die Gründung der North West Company in Montreal, der Joseph Robisher und Simon McTavish und später auch der durch seine vielen Entdeckungsreisen allgemein bekannt gewordene Alexander Mackenzie als Hauptbeteiligte angehörten. Außer dem geschäftlichen Schaden brachte er der Kompagnie auch noch viele blutige Reibereien, meistens herbeigebracht durch die Métis oder Bois-Brûlés, einen Schlag Halbblut aus Franzosen, Engländern und Schotten mit indianischen Mädchen — die ganz unprobozierte Erschießung des damaligen Gouverneurs der Kompagnie, Semple, durch ein solches Halbblut Boucher bei Fort Douglas im Jahre 1816, bei welcher Gelegenheit noch weitere 20 Personen infolge 4 Beamten der Kompagnie getötet wurden, gehört zu dieser Periode.

Die Besitzer der North West Company wurden uneinig, Mackenzie trat aus und gründete 1801 eine neue: die New York West Co., welche aber allgemein nur kurz die N. Y. Co. genannt wurde — auch diese Konkurrenz mußte die Kompagnie zu ertragen, ebenso die russische, die 1799 von St. Petersburg bestätigte Russian American Fur Co. in Neu Archangel auf der Insel Sitka. — Letztere machte große Geschäfte, ergab doch der Unalaska - Distrikt allein bis 1817 einen Fang von über 2,500,000 Seals, von den anderen Pelzarten nicht zu reden; Amerikaner versuchten Anfang dieses Jahrhunderts ebenfalls, der alten Kompagnie das Geschäft zu entreißen, es war schließlich doch Alles vergeblich, die Kompagnie ging als Sieger hervor, die fremden Gesellschaften wurden herausgedrängt und die Canadischen mit der Hudson Bay Company amalgamiert (1821).

Unangefochten als maßgebende Pelz - Kompagnie in Nord-Amerika stand nun endlich die Kompagnie wieder obenan, aber wenn sie auch in geschäftlicher Beziehung bis auf den heutigen Tag gleich groß geblieben sein mag, mit ihrer Herrschaft über ein so ungeheuer weites Territorium (2,300,000 Quadrat-Meilen) sollte es nun bald zu Ende gehen und sie hat sich in das unabweisliche Schicksal auch mit Anstand gefügt. Die canadische Regierung hatte schon lange Verhandlungen im Stillen geführt, ohne Resultat. Man gibt nicht gern ein Reich ohne zwingende Gründe auf, als aber die Konföderation Canada's 1867 eine Tatsache geworden war, daß große nordwestliche Gebiet unter eine Hand gebracht werden sollte, um der Ansiedlung in Alberta und Saskatchewan die Wege zu evnen, da gab die Kompagnie klein bei und die schon im Jahre 1864 formulierten Bedingungen

gen wurden, von Lord Granville 1869 abgeändert, definitiv angenommen. Das Dokument, welches über so viel Land disponierte, wurde am 19. November 1869 unterzeichnet — fast 200 Jahre, vom 2. Mai 1670 bis 19. November 1869 war der Charter der Kompagnie in Kraft, stetig angegriffen und bestritten von Engländern und Franzosen, aber von den Inhabern auch unter den schwierigsten Umständen verteidigt und aufrecht erhalten!

Nach den Stipulationen der Cession erhielt die Kompagnie von Canada £300,000 in haar ausgezahlt, und außerdem so viel Land in den der Ansiedlung eröffneten Distrikten, daß sie heute eine der größten Grundbesitzerinnen der Welt ist — alle ihre Rechte mit Bezug auf Jagd und Fischerei sind ihr von neuem verbrieft worden, keine Extra Lagen sollen ihr auferlegt werden, sie bleibt auch fernerhin Herrin, nicht mehr im eigenen, aber doch im Heimatslande, wonach sie solange vergeblich gestrebt hat.

Von den £300,000, welche Canada an die Kompagnie bezahlte, erhielten die Beamten auf den verschiedenen Posten unter Verzichtleistung auf weitere Ansprüche £107,000.

Die alte Hudson Bay Company von 1670, sie bleibt auch unter den neuen Verhältnissen eine wichtige Institution und wenn sie auch das politische Element ganz aufgegeben, vollständig das kaufmännische erfaßt hat, so wird sie auch fernerhin als solche in politischen Fragen um Rat angegangen werden. Das Stück nordamerikanischer Geschichte, welches uns da nach offiziellen Quellen geboten wird, ist ein hochwillkommenes Geschenk für die Amerikaner und die Welt im Allgemeinen. Kurz vor Aufgabe der Herrschaft, 1867, schrieb der amerikanische Kommissar Lieutenant Scott: Ich habe keinen Zweifel, daß der große Erfolg, welchen die S.B.C. so lange Jahre mit ihrer Indianerpolitik aufzuweisen hat, folgenden Tatsachen zuzuschreiben ist:

1) Die Wilden werden gerecht behandelt, und genießen den Schutz von Leben und Eigentum.

2) Besteht kein Indianer - Bureau mit allen seinen Komplikationen.

3) Gab es keine berauschende Getränke für die Indianer, so lange die Kompagnie das Handelsmonopol besaß.

4) Strenge Strafe folgt dem Missetäter, und wenn er sich noch so weit flüchtet, er muß doch eines Tages den Stationen der Kompagnie nahe kommen, um dann gefangen zu werden.

Die Stationen der Kompagnie, heute noch 144 an Zahl, dehnen sich von den felsigen Küsten Labradors bis nach der Grenze Alaskas, von der amerikanischen Grenze bis an das Eismeer aus, sie sind sich in einer Beziehung überall gleich, in ihrer großartigen Sauberkeit und Einfachheit erscheinen sie dem Reisenden wie eine Oase in der Wüste, und es ist wohl kaum nötig, zu bemerken, daß daselbst Gastfreundschaft im weitesten Maße geübt wird. Die Stunden, welche der Verfasser dieser Skizze in den Stationen Labradors, Rigolette, Cartwright und Davis Inlet verbracht hat, gehören sicher nicht zu den Schlechtesten, ganz abgesehen von dem interessanten Leben, welches man hier oben studieren kann.

Viel wird darüber geklagt, daß die Pelztiere in der Region der Kompagnie jetzt so schnell abnehmen; mit Luchs und Bibern ist das in gewissem

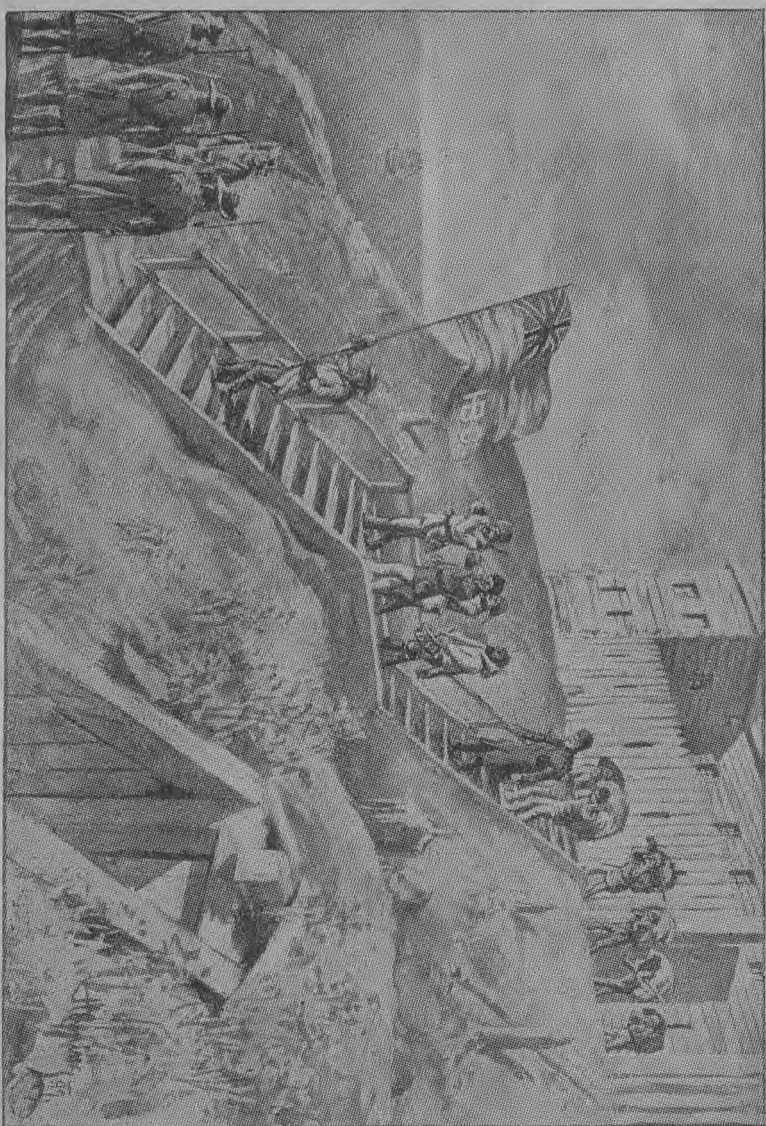
Maße der Fall, aber die Ausbeute resp. die Verkäufe, welche noch im Jahre 1894 durch die Kompagnie in London gemacht wurden, sprechen gerade nicht so sehr für diese Annahme, denn sie betrugen, mit 1887 verglichen:

		1887	1894*
Bären	Stück	8,087	11,384
Biber	"	83,589	56,224
Fischer	"	4,492	4,801
Blaufuchs	"	35	49
Kreuzfuchs	"	3,185	2,640
Rittfuchs	"	128	299
Rotfuchs	"	11,651	11,857
Silberfuchs	"	827	598
Weißfuchs	"	4,102	4,679
Luchs	"	73,850	8,614
Marder	"	50,842	99,314
Mink	"	64,215	57,879
Bisamratte	"	380,022	934,540
Land - Otter	"	8,312	8,610
See - Otter	"	10	8
Pelz - Robben	"	1,846	403
Stumpf	"	10,920	9,182
Wolf	"	1,136	1,551
Wolverinen	"	1,226	1,009

Das sind immer noch ganz respectable Ziffern, sie beweisen, daß der Bestand im Norden noch gut bestellt ist, wenn natürlich nicht unerwähnt bleiben muß, daß mit der Fortschreitung der Kultivierung der jetzt noch toten Gegenden, den besseren zu kommenden Verbindungen, das Pelzwild mit der Zeit auch rarer werden muß. Die Besichtigung aber, daß der Biber und Marder, der Fuchs und der Mink bald ebenso rar sein werden, wie der Büffel auf den Prärien, können wir nicht teilen, das Terrain, auf dem sich die Pelztier aufhalten, ist denn doch ein schwierigeres, wie unsere Prärien.

Hauptquartier der Hudson Bay Company ist natürlich immer noch London, Schiffe gehen von da regelmäßig nach den am Ozean oder in der Bay gelegenen Stationen ab, der Centralpunkt für Nord - Amerika ist aber für die Kompagnie das alte Fort Garny, das heutige sich rasch entwickelnde Winnipeg. Hier besitzt sie große schöne Geschäftsräume und Läden, die dem Käufer so ziemlich alles liefern, was so im Leben gebraucht wird und hier werden auch die Einkäufe der Gesellschaft von dem „Commissioner“ besorgt — der Umsatz wird jedes Jahr größer, die Rundschau weiß, daß sie für ihr Geld auch gute zuverlässige Ware erhält und die vielen Zweigggeschäfte, welche in einer großen Anzahl westlicher Städte und Städten bestehen, erfreuen sich einer wohlverdienten Protektion des Publikums. Der Deutsche, der einmal in ein solches Nest verschlagen wird, dankt seinem Schöpfer, wenn er das wohlbekannte Schild der H. B. C. an einem

* Spätere offizielle Zahlen fehlen.



Die Engländer verlassen fort Melfon.

Laden sieht, denn er kann, wenn freilich für teures Geld, seinen Durst an einem guten Tropfen Lagerbieres, selbst Rheinweines, stillen — daß die Flaschen außerhalb des Ladens geöffnet werden müssen, macht ja weiter keine besonderen Umstände.

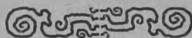
Man hat der Kompagnie oft vorgeworfen, daß sie viel Schuld daran trägt, daß Canada noch so schwach besiedelt ist, da sie sich der Einwanderung gegenüber stets ablehnend verhalten hat und zwar aus dem leicht begreiflichen Grunde, daß dadurch die Pelzjagd arg geschädigt werden müsse. Das mag ganz richtig sein, aber jetzt, wo sie auch Besitzerin von Millionen Acker in den fruchtbarsten Distrikten des Canadischen Nordwesten geworden ist, wird sie diese alte Politik des Widerstandes gegen Einwanderung wohl modifizieren müssen, bringen ihr doch gerade die Einwanderer die beste Kundschaft für ihr Handelsgeschäft, und so werden denn auch diese alten Klagen bald verstummen.

26 Gouverneure hat die Kompagnie in London während ihres Bestehens gehabt, der Erste ein Deutscher, Prinz Rupert, noch zwei andere deutsch klingende Namen, Knapp und Berens, kommen in der Liste vor, heute ist der frühere Sir Donald Smith, der jetzige Lord Strathcona und Mount Royal Gouverneur, er hat in der Kompagnie oben in Labrador von der Pike an gedient und sich durch Energie und eisernen Willen zur höchsten Stelle in derselben hochgearbeitet; er steht jetzt im fünfundsachtzigsten Jahre und kann wohl am besten ein Urteil über die Wechsel, welche seit den letzten 65 Jahren über sie gekommen sind, abgeben, wenn wir ihn aber offen fragen würden, ob er an ein Aufgeben des Urzweckes, des Pelzhandels, in absehbarer Zeit glaube, so lautete die Antwort sehr entschieden: Niemals, denn so lange es eine Hudson Bay Company gibt, wird dieser Handel im Vordergrund stehen müssen, ohne ihn ist eben der Titel gar nicht denkbar — und der Wahlspruch der Kompagnie

Pro pelle cutem

er wird voraussichtlich noch lange zu Recht bestehen bleiben, ebenso wie in enger Gemeinschaft mit ihm die vielbedeutenden drei Buchstaben

H. B. C.



Die schweigenden Glocken.

Eine Ostergeschichte von Ottomar Enking.

1.

Es war einmal ein Fürst, der herrschte glücklich über ein glückliches Land. Alles Glück strahlte aus von der hohen Frau, die ihm zur Seite auf dem Throne saß, spiegelte zurück aus seinen Taten und wärmte den Bewohnern des Landes das Leben. Denn weil seine Gefährtin die Güte selbst war, so glaubte er an das Gute, weil sie die Schöne war, liebte er die Schönheit, weil sie die Reine war, schwebten seine Gedanken in Reinheit, und weil sie ihm ihre Seele gab und aus ihren Augen Unsterblichkeit leuchtete, fühlte er seine eigene Seele, und es gab kein Vergehen für ihn. Also war ihm alles heilig und hehr, denn ein weißes Licht brannte in seinen Gemächern und rings um ihn war Blüte.

Am Chartage war es. Dem dulddenden Heiland und seinem Sterben nachsinnend, wallfahrtete männiglich zu den Kirchen, denn das Gemüt des Landes war fromm nach dem Spruche: Glück lehrt beten. Auch der Fürst mit seiner Goldseligen kam vom schimmernden Schlosse hernieder, mit dem Volke der Trauer zu pflegen. Und sie, in der sich alle Strahlen seines Daseins sammelten, wandelte langsam und leusend bei ihrem Lächeln, denn sie gedachte ihrem Herrn bald ein Kindlein zu schenken. Sie beteten mit-sammen vor dem Altare und erinnerten sich dessen, der um ihrewillen gelitten, und Tränen tropften der Fürstin auf den geweihten Schooß herab. Da sie indeß aus der Kirche traten, siehe, da hatte vor dem Portal ein Knabe gespielt und Drangen verschlüßt. Die Kerne aber hatte er achtlos hingeworfen und die junge Fürstin trat unsicheren Fußes auf einen davon, glitt aus, ehe ihr Gemahl sie stützen konnte, und fiel hart hin.

Als es nun war um die Stunde, wo der Heiland verschied, erlosch auch das weiße Licht in den Gemächern des Schlosses, und neben dem Totenlager weinte ein Mägdlein, das noch nichts wußte von Mutterliebe und sich doch mit der ganzen kleinen Seele darnach sehnte. Dumpf auf die Teppiche hingestreckt, brütete der Fürst in unaussprechlichem Schmerze. Er sah nichts, er vernahm nichts. Sein Leben war ein Stöhnen. Am anderen Morgen aber, als die scharfe Sonne den Estrich blank machte, sprang er auf. Aus dem Dumpfen ward das Wilde, Rasende, er tobte längs den Gemächern um das Totengemach und schrie nach seinem Weibe.

Es sprachen aber zu ihm, die um ihn waren: „Herr, übe Geduld in dem großen Leide und setze Schranken dem grausamen Toben Deines Schmerzes, denn wisse, Herr, es ist Ostern und wir sind unsterblich nach der Schrift, die da sagt: Christ ist erstanden!“ Er sah sie starr an, sein Mund verzerrte sich und er lästerte: „Lüge! Ungeheurer Trug! Der Tod ist Tod,

und alles Leben ist Tod, und wir sind nicht unsterblich. Nie ist Christus erstanden. Denn sie ist gestorben, die meine Seele war, und meine Seele lebt nicht mehr.“ Also tobte er und betrübtete sich immer mehr und mit sich sein Volk. Die Nacht aber schlief er den Schlaf des Unglücks müden, den tiefsten Schlaf.

Als sich der dritte Tag erhob zur Herrlichkeit des Osterfestes, erwachte er und war eisig kalt in sich, hatte keine Liebe, keinen weinenden Schmerz, und all sein Glaube war an den Tod. Auf einmal schwebte Glockenklang durch das Fenster, wo er saß und in sein Land starrte, das alle Farben für ihn verloren hatte. Er fuhr empor: „Was ist, daß man läutet?“ „Herr, es ist Ostern, es ist Auferstehung, es ist das Fest des großen Trostes auch für Dich.“ Er lachte, und das Klang wie wenn ein Pösal zerpringt, und er höhnte: „Troßt!“ Dann kam der Zorn über ihn. „Alle Glocken sollen schweigen, ich weiß, wie falsch ihr Verkünden ist. Es gibt keine Ostern, es soll keine Ostern mehr geben in meinem Lande.“ Er trieb Boten auf dampfenden Rossen durch die Straßen, die mußten überall den Befehl hinbringen: „Schweigen sollen die Glocken. Es darf kein Osterfest sein!“

Da verstummte der helle Klang und die Luft war leer von Osterfreude. Jeglicher Zuspruch prallte ab von der trokumpanzerten Brust des Fürsten, und finster blickte er, der ehemals so fröhlich schaute. In die Gruft der Väter senkte er stumm, was sein Leben gewesen war, und kein Wort, es war denn unfreundlich und verdammend, kam von seinen bleichen Lippen. Im Lande erhob sich eine gewaltige Trauer, und all, die den Fürsten geliebt hatten, wandten sich von ihm. Es brach eine böse Zeit für das Land herein. Was er herrschte, war Druck, was er befahl, war Grausamkeit. In schwarzer Rüstung zogen seine Schergen umher, und ihr breites Schwert war sein Scepter. So dämpfte er unter sich den Willen des Volkes, das murrend dahinschlief. Und als wieder Ostern war und wieder die Glocken des Evangeliums frohlocken wollten, befahl er abermals, daß nirgends geläutet, nirgends die Auferstehung verkündet werde. Alles blieb stumm, und fast Niemand wagte laut zu sagen: „Christ ist erstanden!“ Wer es doch sagte, war des Todes Rind.

* * *

2.

So blieb es lange Jahre. Wohl erhob sich ein Sturm im Volke, es versuchte mit Gewalt, um Ostern die Glocken zu schwingen und von der Auferstehung zu reden, aber Gewapnete sprengten unter die Menge, zerhieben die Taue zu den Glocken, schlossen die Kirchen, verwundeten die Widerspenstigen, und so floß Blut an dem Tage der Osterfeier, bis das Volk sich beugte und ganz still wurde. Der Segen wich vom Lande, es ward ärmer, Unehrllichkeit schielte aus den Augen der Menschen und ihre Hände berührten einander kaum. Er aber, der das Unsterbliche leugnete, thronte als ein König der Nacht auf dem schwarzbeschlagenen Stuhle seiner Ahnen.

Nur ein einziges Flämmchen flackerte noch in dem Schlosse, ein einziges suchendes kleines Fyrlicht. Das war des Fürsten Töchterchen, dem die sterbende Mutter an jenem Chartage mit dem letzten Kusse einen Hauch ihres frischen Geistes geschenkt hatte. Das Töchterchen war das einzige

Wesen, das ein Lächeln in die bitteren Züge des Fürsten zu schmeicheln mußte, und sie allein war es, der er Güte zeigte, hastig und widerwillig, wie der Geizige mißtrauisch einem anderen einen Blick auf seine Schätze gönnt.

Sie wuchs heran, und es kam die Zeit, wo sie Jungfrau wurde, und der Fürst wehrte nicht, daß sie vom heiligen Mahle genösse. Denn er liebte sie, und bei dem Anblick des sanft errötenden Geschöpfes erwachte sein Herz, und er gedachte, eine Gnade zu üben um ihretwillen. „An diesem Ostertage,“ also befahl er, „sollen die Glocken läuten dürfen, denn ich habe mein Kind lieb und will meine Liebe dem Volke beweisen.“

Die Herzen wurden hoffnungsstark. Sie dachten: Nun kehrt die alte Zeit wieder, nun werden wir die Botschaft vom Auferstandenen über die Gefilde schwingen hören. Es war ein großes, glänzendes Erwarten in den Augen an diesem Ostertage. Die Stunde vollendete sich, das Volk war dicht um die Kirchen geschaart. Die Glöckner saßen die Taue, und als die Uhr aushob, zogen sie mit erlöster Kraft daran, aber — wehe! — die Glocken blieben stumm . . . Die Glöckner zerrten, sie flogen hinauf, um die Klöppel selbst gegen das Erz zu schlagen, die Priester beteten, aber die Glocken blieben stumm, ihr Mund war verschlossen auch an diesem Ostertage. „Unheil über uns,“ rief das Volk „ein Fluch hat uns getroffen für unseren Fürsten!“ Und Jammer scholl durch das Land statt des Evangeliums.

Der Fürst aber vernahm blaß, mit erschrockenen Augen die schauerliche Kunde, daß die Glocken seines Landes nicht läuten wollten, und Bestürzung lähmte ihm die Arme. Sein Kind weinte und neigte das Haupt am Sarkophage der Mutter. Es ängstigte sich vor dem Vater und dieser ging scheu um das Mädchen und wagte ihm kein liebes Wort zu sprechen, denn Unruhe zuckte in ihm nach der toten Ruhe, sein Gewissen regte sich nach seinem Trost, und seine Augen flimmerten in der Qual über die Lasterung, die er getan hatte und doch nicht widerrufen konnte. Etwas, das er nicht verstand, suchte danach, den Fluch zu lösen. Den Schlummer mied er, bis ihm die Augen von selbst zufielen.

Da geschah, was wir nicht begreifen und was doch wahr ist. Die Seele seines Weibes wehte in Gott und hat und erhielt die Kraft, in das Unbewußtsein des Schlafenden hineinzustrahlen. So träumte er und sah sein Weib bei dem Kinde und hörte, wie sein Weib zu dem Kinde flüsterte: „Laß Deinen Vater sich aufmachen und die Hoffnung suchen, dann werden die Glocken wieder tönen . . .“

Er erwachte. „Aufmachen und die Hoffnung suchen,“ so mußte er immer von neuem bei sich reden, „die Hoffnung suchen . . .“ Ein brennendes Verlangen saß in seiner Brust und wurde größer, wie im Balken der Funke, den ein Wind anläßt, daß er um sich glimmt und Feuer wird, den Balken zu verzehren. Also verzehrte den Fürsten bald die Sehnsucht, daß er sich aufmache und die Hoffnung suche. Endlich berief er die Großen des Landes und verkündete ihnen: „In Eure Hände lege ich den Stab meiner Herrschaft, denn ich muß wandern, um die Hoffnung zu finden, die meinem Volke das Glück wiedergibt und den Glocken den Mund auf tut. Niemand soll mir nachforschen, wo ich bin und mich hinwende, denn es ist eine weite, geheime Pilgerung, zu der ich mich rüste. Wenn ich sie gefunden habe, die

Hoffnung, die uns Erlösung bringt, so will ich kommen und es Euch anfangen.“ Die Großen sprachen: „Herr, Gott treibt Dich, Herr, Gott entgürte Dich von der Starre und schenke Dir, daß Du die Hoffnung findest, denn Dein Land leidet sehr.“ Der Fürst ergriff den Pilgerstab, nahm Abschied von seiner Tochter, die er sich nicht zu küssen getraute, schritt über die Grenze seines Landes, sah nicht hinter sich und wanderte. Und keiner wußte von ihm viele Jahre hindurch, und die Glocken hatten keinen Klang an allen Ostertagen.

* * *

3.

Erst als es zum zwölften Male Ostern werden wollte, da kehrte ein müder, alter Mann in das Schloß heim. Das war der Fürst, der ausgezogen war, die Hoffnung zu suchen nach dem Geheiß seines Traumes.

Die Großen kamen, forschten angstvoll in dem Antlitz ihres Herren und raunten einander zu: „Er hat sie nicht gefunden.“

Der müde Mann tat sich an mit dem Purpur und der Krone, faßte das Scepter, trat unter die Räte und sprach mit schleppender Stimme:

„Euer Blick hat Euch nicht betrogen. Ich habe sie nicht gefunden, wohin ich auch gewandert bin. Unerlöst stehe ich vor Euch. Sehet, ich pilgerte gen Rom, doch da las ich Steine auf statt Brot, ich fuhr über das Meer nach Jerusalem, doch an den heiligen Stätten schauerte mich nur der Tod an. Ich flehte zur Sphinx auf: Löse mir das Rätsel, gib mir die Hoffnung, doch sie sah über mich in die leere Wüste, ich kniete in den Tempeln des Ostens, aber um mich rauschte nur Nirwana. So bin ich hier, ein Hoffnungsloser, ein Mensch ohne Seele, ohne Osterglauben. Nicht trotzig mehr, nur traurig, um Euer Geschick und um meines. Unsere Glocken werden nie mehr tönen zum Osterfeste, und der Fluch meines lästernden Unglaubens wird nie von mir genommen werden. Gehet und traget mit mir.“

Gefenken Hauptes wollten sie ihm gehorchen; in diesem Augenblick aber trat die Tochter des Fürsten in das Gemach und eilte mit ausgebreiteten Armen auf ihren Vater zu. Der stutzte, stutzte lange, staunte bei ihrem Anblick und rief dann: „Wer bist Du?“

„Dein Kind bin ich, mein Vater, mein armer Vater, Dein Kind, das Dich ersehnt hat und Dich lieben will!“

„Mein Kind?“ fragte er, in stetem Wundern befangen; „mit nichten. Du bist erblüht wie die war, die meinen Glauben mit in das Grab nahm, so herrlich, gewaltig in der Reinheit und Würde, wie die, um deren Tod ich meines Lebens har ward.“

Etwas wie Hoffnung rankte sich in ihm empor, gleich Epheu um eine vermorschte Eiche, und abermal rief er: „Seht, Freunde, ich bin gewandert mit wunden Füßen und habe nicht gefunden, was ich suchte, jetzt aber, wo ich diese Jungfrau schaue, die mein Kind ist und meinem Weib gleicht wie ein klarer Sonnenschein dem anderen, da enthüllt sich mir das Rätsel, das ich zu entwirren strebte alle die Pilgerjahre hindurch: ja es gibt eine Hoffnung, hier steht sie, seht! Die Liebliche jauchzt es mir zu: der Frühling, das ewig sich Verjüngende, das ewig Neubelebte ist unser Leben, unsere Osterhoffnung. Wohl an, so laßt die Glocken laut werden über ihren

Strängen und kündet dem Volke, daß wir aufstehen werden im Kreislaufe der Allmutter Natur, daß es nimmermehr einen Untergang gibt. Seid fröhlich gleich mir!"

Sein Auge blitzte wie in Jugendtagen, und Güte strömte daraus hervor, voller Freude aber eilten die, zu denen er gesprochen hatte, und sandten die Botschaft durch das Land: „Unser Fürst hat die Hoffnung wieder gefunden! Nun werden die Osterglocken erklingen, nun kehrt uns das Glück zurück!"

Mit innerem Jubel drängte sich das Volk um die Türme, die Priester flehten, der Fürst lehnte mit seiner Tochter am hohen Fenster, und seine Brust war frühlinggeschwellt. Einsaugen wollte er den wonnigen Glockenklang, der ihm und den Seinen Befreiung gab aus langer osterloser Zeit . .

Aber aller Jubel, aller Frühlingsglaube war umsonst. Die Glocken gaben keinen Laut von sich, die Osterglocken wachten nicht auf . . . Schwer sank der Fürst in die Arme seiner Tochter, sein Auge erlosch. „Also war es nicht die rechte Hoffnung, die ich bei Dir fand, bei dem Ebenbilde meines Weibes. Die rechte Hoffnung finde ich nicht, wir werden nimmermehr Ostern feiern.“ —

* * *

4.

Verzweiflung bemächtigte sich des Volkes in der Enttäuschung. Unmutig schlich einer nach dem anderen hin. Und ob es wieder und wieder Frühling wurde, es kimmerte sie nicht, ob der Fürst gut und gerecht war, er weckte keine Liebe, niemand hatte die rechte Hoffnung und das rechte Leben, und das Evangelium der Auferstehung übte keine Kraft in ihnen, denn sie waren irre und zag geworden mit ihrem Fürsten. Die Tochter zog von hinnen als eines anderen Herrschers Getraute und der Fürst lebte einsam, verschlossen, hoffnungslos, bis die Stunde kam, nach der er sich sehnte, die Stunde des Todes.

Da herief er seine Tochter zu sich und sprach von seinem Lager aus zu ihr: „Meine Tochter, der Tag der Plage naht, und ich fühle, daß ich scheiden werde, zur selben Stunde, da einst Deine Mutter starb. In Trotz habe ich damals den Osterglauben von mir gestoßen, weil mir das irdische Leid zu groß zu tragen war. In Schmerz habe ich festgehalten am Unglauben, denn ich sah nichts über der Erde. Mit Weh habe ich gesucht, den Glauben wieder zu gewinnen, aber es war ein vergebliches Mühen. Nun jedoch werden wir bald wissen, oder doch Du und mein Volk werden wissen, ob ich geirrt habe. Ich bette mein Haupt in die Rissen des Todes, über den ich nicht hinausdrang, weil er sich so furchtbar stellte zwischen mich und Gott. Aber dies mein Sterben ist die Pforte des Wissens. Noch zweifle ich, ob nicht das Böse den Glocken den Mund verschließt, noch empfinde ich nicht das, was die Menschen Seele nennen, noch sehe ich nicht die Seele Deiner Mutter in der Unsterblichkeit, frei von Zeit und Raum. Ist es aber wahr, was sie sagen von dem Unsterblichen, so wird die Seele meines Weibes an meinen Lippen sitzen, wenn mir das Leben verschwebt, und ich werde sie im Geiste erkennen und mich mit ihr einen, wie ich einst so ganz eins mit ihr war. Und dann, wenn ich selbst in die Klarheit gestiegen bin, wenn ich erkannt habe,

daß Gottes Wille und nichts Böses die Osterflänge hand, dann müssen sich die Glocken von selbst lösen, dann wird der Fluch von meinem Volke genommen sein, der durch meine Schuld auf dies Land sank. So harre des Ostermorgens, harre auf mein und Deiner Mutter Zeichen. Und nun verlaß die Stätte, wo sich das Letzte ereignet. Ich will in Einsamkeit sterben.“

Einsam starb der Fürst, wie er gelebt hatte, zu seines Weibes Stunde, da die Sonne sich neigte am Tage der Klage. Als aber dann noch ein Tag vergangen war und der große heilige Sonntag heraufstieg: — siehe, da läuteten von selbst mit Jubelschalle die Osterglocken weithin über das erlöste Land! —

Razzia.

Skizze von J. Diel.

Rund um die Großstadt hält die Polizei Razzia. Denn morgen, am 1. Dezember, ist Volkszählung. In Begleitung von sechs Schutzleuten macht sich der Polizeirat auf den Weg. Tiefe Dämmerung hüllt die Erde ein. Zwar strahlen die Sterne am Himmel, aber ihr Leuchten scheint nur dem blau erglänzenden Firmament zu gelten und hebt es um so feierlicher ab von dem schattenbedeckten Erdenland.

Die Wächter des Gesetzes sind auf ihren Entdeckungsfahrten dem Dunkel freund; eine mondlose Nacht ist ihnen gerade erwünscht. Sie kennen ja den Graben, Zaun und Erdhügel, wo die Vagabunden Posto fassen. Steinbrüche, Erdanbohrungen, verlassene Stollen, Gartenhäuser und einsame Gehöfte, Ziegeleien und große Kloaken, Strohhäusen auf dem Feld und Bänke in den Anlagen sind beliebte Ruhestätten für Obdachlose, und dort muß man diese im Dunkel überraschen, sonst fliehen sie, ehe die Polizei sie fassen kann.

Im Sommer logieren bei Mutter Grün selbstverständlich viel mehr Menschen, als im Winter bei Mutter Grau und Kalt. An der Böschung der Landstraße, wo verdorrte Gräserhalme, breite Krautblätter und halb zerbrochene Dolden und Stengel eine weiche Unterlage geben, war die Suche wie erwartet erfolglos. Denn wenn die Nacht auch nicht gerade frostig war, so wehte über die Landstraße doch eine rauhe Zugluft. Auch die Bänke der Anlagen, auf denen im Sommer namentlich Betrunkene und verdächtige Pärchen nächtigen, waren aus demselben Grunde leer. Die Buschplätze und niedrigen Ziergehölze des Parkes, auch die Weiden und das dürre Röhricht des Bachlaufes erwiesen sich bei dem sorgfältigen durchsuchen gleichfalls unbefest.

Nun wandten sich die Polizisten nach den Gebäuden und Hütten der Ziegelei. Die Arbeiter waren bis auf wenige zur Winterpause entlassen. Nur noch ein hoch aufgeschichteter Brand glühte und dampfte. Die Polizei

sten verteilten sich schweigend, umstellten den Glutofen und schlichen von allen Seiten um ihn herum. Nichtig fanden sie, wie schon des öfteren, wieder einen Heimatlosen im tiefen Schläfe liegen. Der Glanz aus dem Feuerherde spielte um sein noch jugendliches Angesicht und ließ auch die abgetragenen Kleider erkennen, welche die schlanke Gestalt verhüllten. Zeise trat der Polizeirat heran, um den Schlummernden zu wecken und ihn zum Mitgehen aufzufordern. Sein geschulter Blick sagte ihm sofort, daß er es hier mit einem noch besserungsfähigen Menschen zu tun habe.

Schweigend erhob sich der Ueberraschte; aus seinen schlaftrunkenen Augen sprach vergeistertes Entsetzen. Er bat und flehte jämmerlich, sie sollten ihn doch laufen lassen. Er habe noch niemals mit der Polizei ein Zusammentreffen gehabt und sei ein unglücklicher Mensch. Seine Bitte war vergebens, er mußte folgen.

Bei dem großen Strohhaufen auf dem Felde, nur wenige Minuten von dem Weichbilde der Stadt entfernt, geben sich oft Bettelbrüder ein Stelldich-ein. Der Besitzer hat sich schon recht lebhaft bei den Polizeibehörden darüber beschwert, und öfters wurden auch ganze Nester von allerlei Gesindel dort ausgehoben. Außerlich schien dieses Mal rund um den Haufen alles in Ordnung zu sein. Der Polizeirat sah scharf zu. Wo die geschlossene Strohmenge etwas gelockert und gebauscht erschien, da ließ er abräumen und nachspüren. Die Bagabunden machen es wie die Winterschläfer im Tierreich; sie ziehen sich vor der andrängenden Kälte ins Innere zurück. Ein förmlicher Gang führte etwa drei Meter tief in den Haufen hinein. In einem weiten, selbstgefertigten Hohlraum lagen drei Gestalten wie die Mäuse im weichen Nest. Ihr Schnarchen war mehr ein Fauchen; der ausgestoßene Atem noch entsetzlich nach Schnaps.

Der Polizeirat führte den zuerst gefaßten Jüngling herbei. Er drückte auf den Knopf seines elektrischen Taschenlämpchens, wies hin auf die verwilderten Bärte, auf die Lumpen und Fäden der Kleider und den Schmutz, der wie Fettglanz sich darüber gelagert hatte.

„Wir kennen sie alle drei. Der eine stammt aus einer guten Kaufmannsfamilie; das Trinken und die Weiber haben ihn heruntergebracht. Der andere ist ein verlumpter Student. Kam von Heidelberg nach sechs Semestern ins Elternhaus zurück, ging noch sechs nach Berlin, und als er wieder kam, hatte er kein Examen in der Medizin gemacht, aber er war als leichtsinniger Lump einstudiert, wie keiner. Er suchte hier in der Vaterstadt sich in seinem sauberen Handwerk zu ernähren. Wir hatten ihn aber bald am Aragen. Was er jetzt ist, sehen Sie. Der dritte dauert mich. Er fuhr früher mit seinem Gemüsegewagen in der Stadt herum. Als der Jude einst für den alten Gaul am Gemüsekarren sein Geld verlangte, konnte er es ihm gerade nicht geben. Tatsächlich waren damals seine Mutter und seine drei unmündigen Geschwister in Not; er unterstützte sie redlich. Als der Jude am folgenden Tage wiederum erschien, und durchaus befriedigt sein wollte, gab ihm der Bursche mit seiner Faust einen Stieb über den Kopf. Das kostete ihn drei Monate Loch. Als er frei wurde, kaufte ihm niemand mehr Gemüse ab, niemand nahm ihn als Ausläufer, Knecht oder

Lohnfuhrmann an. So wurde er ein Auswurf der Menschheit. Warum? Weil die Menschen ihn auswarfen."

Unterdessen waren die Schläfer von den Schutzleuten bereits gefaßt worden. Man zog weiter zur großen Kunst- und Handelsgärtnerei. Das Besitztum umfaßte ein Gelände von achtzig Morgen; die Einfriedigung rundum bot in ihrer ungeheuren Länge einige schadhaft gewordene Stellen. Obdachlose hatten sich schon öfters durch die Lücken hindurchgearbeitet und waren im Schutz der dichtbestandenen Obstanlagen bis zu den Wärmehäusern, Komposthaufen und Bretterbuden vorgedrungen, in denen die Gartenwerkzeuge, Bastvorräte und Strohecken für die Mistbeete aufbewahrt wurden. In einem Holzverschlag, welcher sich an einen hochgeschichteten Dunghaufen anlehnte, fand die Polizei denn auch einen gewohnheitsmäßigen Bettler mit seinem zwölfjährigen Knaben. Im jahrelangen Vagabundenleben geschult, mit den Vorteilen vertraut, die sich zufällig auf dem Wege finden, hatte der Bettler sein Lager nicht übel gewählt. Als wenn er es den alten Germanen abgesehen hätte, welche nach Tacitus im kalten Winter ihre Misthaufen als Wärmequellen benutzten, lagerten beide dicht an der Bretterwand neben dem Dunghaufen. Strohhalben und Bastabfälle ersetzten die Federn des Unterbettes, und mit Strohmatten hatten sie sich zuge deckt. Neben dem Knaben stand ein Bettlerkorb, noch halb gefüllt mit Stücken Brotes; auch die Schnapsflasche darin war nur zur Hälfte geleeert. Stieren Blickes starrte der geweckte Bettler die Schutzleute an, griff hierauf nach der Schnapsflasche, um schnell noch einige Züge daraus zu erhaschen und folgte dann mit seinem Knaben.

"Der arme Bub kommt jetzt in Fürsorgeerziehung, das will ich Ihnen sagen," begann der Polizeirat sich zu entristen. "Schon zweimal innerhalb vier Wochen hat er draußen mit Ihnen genächtigt, einmal in einer alten Chaise und das andere Mal dort hinten in dem Gewächshaus. So kann es nicht weiter gehen. Ein paar Tage gehen Sie zu einem Bauern in der Umgegend in Arbeit, dann stehlen Sie ihm Hühner oder Gänse, dann wandern Sie ein paar Wochen in Numero Sicher und dann betteln Sie . . . Das ist Ihr Leben. Schämen Sie sich nicht vor Ihrem Kinde?"

Ein höhnischer Blick war die Antwort.

Dann bewegte sich der nächtliche Zug wieder gegen die Landstraße hin, jedoch in weiterer Entfernung von der Stadt. Unterwegs wurden einige Remisen, Heuschöber, Stallungen und ausrangierte Chaisen, die verlassen in den Höfen standen, untersucht. Bei der Ueberschreitung der Eisenbahn geleise besichtigte man mehrere einzeln stehende Waggon. Auch einige außer Gebrauch gesetzte Wagen, die man neben dem Geleise als kleine Zufluchthäuschen für die Straßenarbeiter hingestellt hatte, wurden erfolglos durchstöbert. Wo die Chaussee eine Talmulde überschreitet und die bei heftigen Regengüssen sich bildende Wasserrinne unter einer mannhohen Ueberwölbung durchläßt, teilten sich die Schutzleute. Ein Teil ging über die Landstraße an den jenseitigen Ausgang des Durchlasses, der andere besetzte den diesseitigen Eingang. In der Mitte stießen beide Teile fast gleichzeitig auf eine schlafende Gruppe von vier Personen, zwei männlichen und zwei weiblichen. Selbst die abgebrühten Schutzleute erstaunten über die freche

und höhnischen Blicke, mit welchen sie von den Gemeinden gemustert wurden; das cynische Lächeln der Männer harmonierte mit den Bemerkungen, mit denen die Weiber die Schutzleute als „gute Bekannte“ begrüßten. Hier stand man vor Leuten, denen jedes Scham- und Ehrgefühl abhanden gekommen war.

Die Schutzleute machten sich jetzt mit ihrer lebenden Beute auf den Heimweg nach dem Polizeidirektionsgebäude. In den beiden gemeinsamen Zellen des anschließenden Gefängnisses wurden die Erfassten, nach dem Geschlechte getrennt, für die Nacht untergebracht und mit denjenigen Individuen vereinigt, welche von zwei anderen gleichzeitig ausgerückten Polizeipatrouillen im Innern der Stadt obdachlos aufgefunden worden waren.

Am folgenden Morgen wurden alle Inhafteten, 35 an der Zahl, aufgefordert, die Zählbogen für die allgemeine Volkszählung auszufüllen. Der Polizeirat erbot sich, jedem einzelnen auf Verlangen dabei zu helfen und warnte vor falschen Angaben. Er prüfte die ausgefüllten Bogen der Reihe nach und offenbar absichtlich zuletzt den jenes jungen Mannes, welchen sie zuerst auf der Ziegelei getroffen hatten. Er las seine Angaben sorgfältig: Ludwig Wildhardt, geboren 18. November 1885 zu München, römisch-katholisch, Bayer, Arbeiter. Dann führte er ihn einige Schritte vor, wies mit der Hand auf seine gefangenen Genossen hin und sprach das eine Wort: „Mitgezählt!“ Hierauf wurden alle entlassen mit Ausnahme derjenigen, gegen die hinreichender Verdacht irgend eines Verbrechens vorlag.

Nur den Wildhardt nahm der Polizeirat auf ein Wort zum Abschiede zur Seite.

„Sie sind kein gewöhnlicher Arbeiter, noch weniger ein Verbrecher. Sie stammen von guten Eltern ab. Was Sie in die Ferne trieb, weiß ich nicht. Ich bemerkte Ihren Ekel und Abscheu vor jenen, mit denen Sie diese Nacht zusammengebracht worden waren. Absichtlich wies ich Ihnen keine Einzelzelle an. Sie sollten das Laster sehen in seiner nackten Abscheulichkeit, in seinem entsetzlichen Elend, und ich habe bemerkt, daß Sie davor zuriückschaudern. Haben Sie mir nichts zu bekennen? Kann ich Ihnen einen Freundschaftsdienst erweisen?“

Tränenden Auges berichtete der Jüngling eine ganz gewöhnliche Geschichte. Zu Ostern war er im Abiturientenexamen durchgefallen. Sein Vater fuhr ihn mit harten, erbarmungslosen Worten an, und er floh aus dem elterlichen Hause, von Scham und Zorn getrieben. Zuerst ließ er sich von einer Verlagsbuchhandlung zum Vertreiben eines Romans werben. Aber die Kolportage wurde ihm bald zuwider. Weiter nach Norden wandernd verblieb er mehrere Wochen auf einer Arbeiterkolonie. Als eben dann ein guter Bekannter von ihm ebendort eintraf, floh er weiter und fand endlich niedere Beschäftigung auf jener Ziegelei, bei der man ihn schlafend antraf.

„Haben Sie denn Ihren Eltern während dieser drei Vierteljahre nicht geschrieben?“

„Doch, durch zwei Postkarten meldete ich ihnen, sie sollten sich um mich keinen Kummer machen, ich lebe, sei gesund und schlage mich durch.“

„Sie müssen zu Ihren Eltern zurück. Wohin der Weg schließlich führt, den Sie unerfahren und ahnungslos betraten, haben Sie gesehen. Darin ich Ihre Eltern benachrichtigen?“

Nach hartem Kampfe mit sich selbst, gab Wildhardt seine Zustimmung. Sofort gab der Polizeirat ein längeres Telegramm nach München ab

Mit dem Morgenschnellzuge traf am anderen Tage eine vornehme Dame ein und fuhr in einem Wagen bei dem Polizeirat vor.

Dieser besuchte mit der Dame das Gesellenhaus, in dem Wildhardt aus den Wunsch des Polizeirates wohnte. Mutter und Sohn flogen sich weinend in die Arme und hielten sich lange Zeit umschlungen.

Schon seit dem 4. Dezember ist nun Ludwig Wildhardt in dem angesehenen Eisenwarengeschäft seines Vaters tätig. Ueber Weihnachten hatte er die Hände voll zu tun, und er freut sich seines neuen Berufes. Als einziger Sohn wird er später das Geschäft seines Vaters übernehmen. Und dieser ist es ganz zufrieden.

„Man soll niemand zum Studieren zwingen und drillen; ich tat's aus Stolz. Ich habe Lehrgeld gegeben, das hat mir fast das Herz gebrochen, wenn ich's auch niemand merken ließ.“ So sprach er zu sich selber, während er einen lächelnden Blick zu seinem Sohne sandte, der flink im Laden umherlief, um die Käufer zu bedienen.



Lebenswert.

„Ich hab' oft bei mir selbst gedacht, Doch wenn ich Gottes schöne Welt
Wenn ich den Lauf der Welt be- Den Himmel blau und grün da
tracht't, Feld,
Ob auch das Leben dieser Erd' Die Fluren bunt von Blumen sa
Uns gut sei und des Wunsches wert.“ Und eines Freundes Auge nah.

Denn wenn ich sah der Armen Not Und wenn ich, ob mit schwacher Kraft
Und ihre Sorg' und Müh' um's Im Feld der Kunst und Wissen
Brot, schaft
Der Krankheit und des Kammers Mittäend, bauend, auch ein Korn
Leid, Nahm aus der Ernte vollem Hort
Verkennung und Verlassenheit:

Und sah der Reichen große Pracht, Und dachte dann an Gottes Rat,
Die doch so wenig glücklich macht, Dadurch er uns geholfen hat
Und wilde Lust und eiteln Tand, Zur Hoffnung auf die ew'ge Freu
Und Leidenschaft und Unverstand — Dann hat mein Unmut mich gereu

Wenn ich das sah und sah mich mit, Ich fühle, wie viel Gut's er gab
Wo ich gefehlt und wo ich litt: Und hat ihm meinen Undank ab.
Da fiel mir's, wie dem Hiob, ein, Sein Wille ward mein Augen
Es sei kein Glück, geboren sein. merk,
Da trieb ich froh mein Tagewerk.

Das Geheimnis des Bodenkammerschlösses.

Humoreske von Karl Rode.

Diese vertrackten alten Bodenkammerschlösser, gelt? Verrostet, verbogen, lendenlahm und klapperig sitzen sie an allen Bodenkammertüren herum zum Entsetzen aller Hausbewohner; sie rasseln und knarren, quieken und kreischen, gehen von außen nicht zu und von innen nicht auf, und bringen tagsüber ein Schock und neunundneunzigmal ihr Publikum zur Verzeihung, und doch — — läßt man sie sitzen, läßt sich von ihnen ärgern, die Ohren mißhandeln, die Hände zerschneiden, die Zeit stehlen, kurz alle möglichen und unmöglichen Ungezogenheiten gefallen, anstatt sie zum Teufel zu spedieren. Warum nur?

Sa, warum nur? Das ist das Geheimnis der alten Bodenkammerschlösser. Ein tiefes, ein interessantes Geheimnis.

Auch in dem alten Forsthaus von Buchenwalde gab es solcher alten Bodenkammerschlösser einige, zum blutigen Verzeiheln namentlich des jungen Herrn Heinz, den es allerdings weniger in das Geheimnis der Schlösser, als in das der Kammer selber einzudringen verlangte, die weil all dort seine Mutter, die Frau Oberförster, eine Menge Dinge aufzubewahren pflegte, für welche selbst dreizehn-, vierzehnjährige Pennäler noch eine gewisse Vorliebe haben. Tagein, tagaus gab es deshalb Lamento in allen Tönen, indessen es blieb beim Alten. Sa, als Heinz eines Tages seinem Aerger ein bißchen allzusehr Ausdruck gegeben und so ein altes Schloß, das durchaus nicht schließen wollte, rißte, raze von der Tür losgerissen hatte, da befahl der Herr Oberförster-Vater nicht etwa, daß zum Schloß gesandt und ein neues angebracht würde, behüte Gott, das alte vertrackelte und verrostete Blechgebreck gehörig mit Petroleum einzupinseln und dann wieder anzunageln, befahl er seinem Filius, und der mußte gehorchen.

„Aber warum denn, Papa?“

„Weil ich es haben will!“

„Verstehe ich nicht!“

„Verstehest manches noch nicht, mein alter Heinz!“ Dabei blieb es.

Heinz kam von Hause fort. Da gab es natürlich wichtigeres zu tun, als sich mit alten Bodenkammerschlössern herumzuärgern. Selbstverständlich gab es auch andere Interessen, als die Vorräte der Frau Mutter. Heinz hockte fleißig auf seiner Bude in der Stadt und oßte, daß ihm der Kopf brummte. Der Herr Papa Oberförster liebte nicht nur die alten Bodenkammerschlösser, sondern auch die alten Griechen, Römer und übrigen gelehrten Herren und hatte dabei die Gepflogenheit, seinem Sprossen daheim, während der Ferien, ganz gründlich auf den Zahn zu fühlen, ob der nicht fleißiger an den vollen Schoppen schäumender Hopfentropfen söge, als an den gesegneten Brüsten der Alma mater. Da mußte dieser schon ein

übriges tun, wollte er mit seinem alten Herrn in Frieden durch die Welt. So wurden die lahmen Bodenschlösser daheim und der Aerger mit ihnen, wenn auch nicht gerade vergessen, so doch in den Hintergrund der Erinnerungen gedrängt.

Inzwischen legte sich die Frau Oberförster daheim — als einstweilige Ersatz für ihren wilden Jungen — einen reizenden kleinen Badsich zu. Ein junges Dämchen aus Berlin W., Tochter einer verstorbenen Freundin, die im Forsthaufe die Mutter wieder finden sollte, auch einige Rosen auf den abgehärmten blassen Stadtwangen. Außerdem sollte sie unter der Leitung der „Tante Oberförster“ jene Kenntnisse und Fertigkeiten im Haushalte gewinnen, die einer deutschen Frau allzeit und überall anstehen, mag sie auf dem Lande oder in der Stadt, in einer Strohdachhütte oder in einem Marmpalaste wohnen. Trude hieß die Krabbe.

Dies schrieb Frau Oberförster ihrem Sohne, als sie ihm wieder 'ne neue Futterkiste in sein Studio schickte, und das brachte bei Herrn Heinz den alten verkrakelten Bodenschlösser wieder in Erinnerung. Das heißt, nicht etwa der Inhalt der Futterkiste, jene hartgeräucherten Brat- und Blutwürste, mit denen ein halbwegs armkräftiger Mensch einem Bogtländer Ochsen den Schädel einschlagen kann, und welche die Frau Oberförster auf ihren Bodenkammern aufzubewahren pflegte, sondern die Mitteilung von dem weiblichen Zuwachs der Familie.

„Habt Ihr denn auch wohl die alten Bodenkammerschlösser durch neu ersetzt?“ antwortete er in ritterlicher Rücksicht auf Fräulein Trudes blasse Wangen. Indessen eine Nachricht darauf erhielt er nicht. Er hatte übrigens auch keine erwartet.

Um so erwartungsvoller sah er den nächsten Ferien und der Begegnung mit Fräulein Trude entgegen. Er hoffte sogar mit verdoppeltem Fleiß über seinen Büchern, um dem examinierenden Vater in ihrer Gegenwart keine Antwort schuldig bleiben zu müssen.

Dann kam er nach Haus. Donnerblitz! Ein krankes, stadtblaßes Mädel mit abgehärmten Wangen hatte die Mama geschrieben! Das der hiesigen Waldluft bedürfe, um wieder froh zu werden? Das Gegenteil war der Fall. Kein Rehfischchen draußen konnte frischer und munterer, schlanter und blanker, und die Rose in Mamas Garten nicht rosiger sein, als die Stadtdämchen.

Heinz war im ersten Augenblick so überrascht von der hübschen Erscheinung des jungen Mädels, daß seine Mutter sich eines liebenswürdigen Schmähchens nicht erwehren konnte, und sein Vater mit den etwas derben Worten: „Kannst Du nicht guten Tag zu Trude sagen, Junge?“ in das rechte Geleise schleppen mußte.

Jetzt holte er das Versäumte allerdings nach. Trude lachte und knirschte: „Willkommen daheim!“ Dann gab sie ihm die kleine, weiche Hand, und dann huschte sie davon, den Frühstückstisch zu decken.

In der nächsten Viertelstunde war der Herr Forststudent bis über die Gutschnur in das schmecke Mädchen verliebt, Spaß, bei zweiundzwanzig Jahren, wenn man solche sechzehnjährige Mädchenknospe im Hause seiner Eltern vorfindet.

Aber Fräulein Trude war trotz ihrer sechzehn Lenze schon — ein wir-

lich kleines Dämchen. Je verschoffener Herr Heinz wurde, je kühler gab sie sich. Mit ihr allein zu sein, auch nur eine Minute lang, war ausgeschlossen. Und als er es eines Tages in der Siedehitze der Liebe wagte, sie im Hausflur zu stellen, um sie zu umarmen, da hatte er eine klatschende Ohrfeige weg, noch ehe er sie berührt hatte, und noch ehe er eigentlich recht wußte, was geschehen war, war sie nach der Küche hin entschlüpft.

Nun so eine Ohrfeige, wer sein Lebtag keine solche bekommen hat, der weiß allerdings nicht, wie sie einem bekommt, und dem ist auch darüber nicht zu predigen. Ich beschränke mich deshalb zu sagen, daß sie die Liebesglut des alten Forststudenten keineswegs abkühlte, daß er im Gegenteil die kleine, schlagfertige Hand, hätte er sie nur abfangen können, mit glühenden Rüssen bedeckt haben würde.

Das blieb auch während der nächsten Wochen so.

Da hatte Heinz eines Tages mit einem Unterförster einen Pirschgang auf Rotwild verabredet. Zu diesem löblichen Zwecke müssen die Jagdranzen gefüllt werden. Selbstredend! Ohne Weidmannsfrühstück unter Eichen und Buchen, umsummt von Käfern und umbraust von den Orgeltönen des Waldes sind alle Pirschgänge ledern. Frau Oberförster hatte schon Brot und Butter bei der Hand, Heinz füllte seine Flasche aus des Vaters Rotspornvorrat und dann — „Ich dachte Trudchen sollte Dir eine Bratwurst herabholen, mein alter Heinz,“ meinte Frau Oberförster, „aber sie — scheint Abhaltung zu haben. Vielleicht springst Du selbst 'mal 'rauf. Weißt ja, wo die hängen. Der Schlüssel steckt ein.“

„Das versteht sich, Mamachen!“ Hans führte die Hand seiner Mutter an die Lippen und sprang davon nach der Bodenkammer hinan. Die alte Kammer, in der Frau Oberförster ihre Vorräte an Erbsen, Bohnen und Linsen, an Backobst und Zwiebeln, Thymian und Majoran und tausend anderen Dingen, vornehmlich aber ihre Rauchwürste aufbewahrte, die kannte er nur zu genau noch, und — da saß auch noch das alte Schloß, das er einst abgerissen hatte und wieder annageln mußte damals. Hahaha! Genau so verrostet, verbogen, lendenlahm und krafelich saß es noch da, wie er es wieder festgeklopft hatte. Aber es schloß offenbar nicht mehr. Die Tür war nur angelehnt. Heinz betrat die Kammer. Dort hingen die Würste unter der Decke, lustig, trocken, eine wahre Augenweide. Heinz muß einen Stuhl nehmen, um hinauflangen zu können. Da — ein Luftzug durch die Kammer, die Tür schlägt krachend ins Schloß, sie ist zu. Heinz hat eine der größten Würsten abgeschnitten, steigt vom Stuhl herab und will die Kammer verlassen. Ruchen! Das Schloß schließt fest. Er rüttelt, reißt, drängt, zerrt, daß ihm die Finger weh tun. Es ist vergeblich. Fluchend will er die Tür mit dem Fuße bearbeiten, sie eintreten erforderlichenfalls. Da regt sich etwas hinter ihm. Heinz fährt herum. Poltern dort hinter einem aufgehängten Saatlaken ein paar gebackene Birnen zur Erde. Und just an derselben Stelle gewahrt er jetzt ein Paar allerliebste Stiefelchen unter dem Saatlaken hervorlugen, ein Paar allerliebste Stiefelchen, wie sie nur an einem einzigen Paar Füße in dem alten Försterhause sitzen können. In der nächsten Sekunde schlägt er das Saatlaken zurück. Steht Fräulein Trude vor ihm, das Gesichtchen mit Purpur überzogen, zwei dicke Tränen in den langen, leidigen Wimpern und in dem Schürzchen ein paar Hände

voll Backobst, Zwetschgen, Birnen, Trauben. So, in tödtlichster Verlegenheit, blickt sie ihn flehenden Auges an. Sie hat genascht, das steht fest, ist dabei überrascht worden und schämt sich nun zu Tode. Das sieht ihr Heinz an gibt es heute! Mein Leibgericht, gelt, Fräulein Trude? Sie sind wirklich den Augen ab. Und das läßt ihn plötzlich lustig auflachen: „Ach, Backobst, zu lieb!“ Dann hat er das hübsche Mädcl willenlos im Arm und küßt ihm die Wangen und Lippen blaß, ohne eine einzige Ohrfeige dafür zu bekommen. An die verschlossene Bodentür hat keines von beiden dabei gedacht.

Inzwischen ist Frau Oberförster unten ungeduldig geworden. Sie kommt und öffnet: „Junge, wo bleibst Du denn?!“

„Ach, Mama,“ lacht Heinz übermütig, „das alte, dumme Schloß! Denke Dir, ich bitte Fräulein Trudchen, mir ein paar Hände voll Backobst mit hinunterzunehmen, weißt Du, das ich so gern esse, da — da schlägt die Tür ins Schloß und keine Möglichkeit, sie wieder aufzukriegen.“

Frau Oberförster lächelt: „Mein alter Junge!“ Trude aber blickte ihn an so lieb, so dankbar; durch das Herz und Nieren ist ihm ihr Augensirahl gedrungen. Dann sind alle drei hinabgestiegen und Heinz ist mit dem Unterförster pirschen gegangen.

Seitdem sind einige Mandel Jahre verflossen. Heinzens Eltern schlafen bereits draußen unter den Eibischbäumen des Gartens und Oberförster auf Buchenwalde ist jetzt er selber, Frau Oberförster aber die hübsche Trude. Das alte, verrostete, lendenlahme und verkrakelte Bodenkammerschloß sitzt jedoch noch immer an der Tür und ärgert sein Publikum tagein, tagaus, bis aufs blutige Verzweifeln oft. Frau Trude will, es soll sitzen bleiben, und Heinz mag es nicht fortnehmen.

Warum nicht?

Das ist das Geheimnis des alten Bodenkammerschlosses.

Und die Mutter?

<p>Ja, die jungen Mädchen von heute Sind unabhängige Leute, — So selbstständig wie ein König! Und die Mutter? — Die brauchen sie wenig.</p> <p>Sie streben hinaus, Aus dem Vaterhaus, Um zu lernen, zu wirken, zu leben, Ja, zu leben! — —</p> <p>Und die Mutter daheim geht hin und her, Das Haus so still und die Zimmer so leer.</p> <p>Sie faltet zusammen manch altes Stück,</p>	<p>Das ließ das Kind zu Hause zurück, Es braucht's nun nicht mehr! — Nein, — es braucht das nicht mehr! — Die Mutter weiß das; ihr Herz klopft bang:</p> <p>Braucht es Mutterliebe nicht Lebens- lang?</p> <p>Und findet es einst den Weg zurück, Mit müder Seele und wundem Blick —</p> <p>Und das Haus so still — die Zimmer leer —</p> <p>Und die Mutter, die Mutter, viel- leicht nicht mehr? Lindchen Bülow.</p>
-----------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------	---------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------

Ein Jeder tue seine Pflicht.

Skizze von Alfred v. Hedenstierna.

Nicht einmal in dem kleinen Landstädtchen galt es als ein besonderes Ereignis, als Kassierer Jonszon von der Mühlengesellschaft wegen Altersschwäche den Abschied und fünfhundert Kronen Pension im Jahr erhielt. Die paar kleinen Eisenbahnzüge, die den Verkehr zwischen Krichebo und der Außenwelt vermittelten, verließen nach wie vor das kleine Stationsgebäude, ohne daß es irgend jemand aufgefallen wäre, daß die Frachtzettel der Mühlengesellschaft jetzt mit anderer und sicherer Hand geschrieben waren. In der Mühle selbst wurde man mit einer jüngeren Kraft schneller und besser fertig, und wenn man im Städtchen von der Veränderung auf der Mühle sprach, so war man sich allgemein darüber einig, daß die Gesellschaft sich höchst anständig benommen hatte, indem sie ihrem alten Kassierer eine so hohe Pension zahlte. Die Gesellschaft hat nie mehr als fünf Prozent gegeben, Jonszons Gehalt hatte zwölfhundert Kronen nicht überstiegen und er war nicht länger als siebenzehn Jahre im Dienst gewesen.

Aber zu Hause bei Jonszons rief der Ausfall von siebenhundert Kronen im Jahre eine durchgreifende Umwälzung hervor. Selbst die bescheidensten alten Leute in den einfachsten Landstädtchen vermögen nicht sich und ihren schwachsinnigen, erwachsenen Sohn in 365 Tagen mit 500 Kronen zu ernähren.

Glücklicherweise waren Jonszons übrige Kinder bereits selbstständig. Sie hatten keine weitere Ausbildung erhalten als wie sie die kleine Privatschule des Städtchens vermitteln konnte, die die Knaben im glücklichsten Falle bis zur dritten Klasse vorbereitete. Aber Vater und Mutter Jonszon sowie ihre Kinder waren sich dessen vollauf bewußt, daß sie arme Menschen seien, die sich nur auf Gott und auf sich selbst verlassen durften, und deshalb waren sie redlich bemüht, es zu etwas zu bringen. Axel, der älteste Sohn, war denn auch der geschickteste Schuhmacher in Krichebo. Er unterstützte seine Eltern dadurch, daß er ihnen einen Teil der Miete zahlte, und wenn er am Sonntag mit den seinen zum Essen kam, so pflegte er am Tage vorher einen großen Kalbsbraten, zwei Würste oder ein Pfund Butter zu schicken. Johanna, die einzige Tochter, war Telephonistin in Krichebo. Sie aß zu Hause bei den Eltern, begnügte sich mit dem Allernotwendigsten und lieferte fast ihr ganzes Gehalt an die Mutter ab. Außerdem saß sie noch die halben Nächte und an Sonntagnachmittagen und nähte Blusen für ein Geschäft. Karl, der zweite Sohn, war Schreiber am Bahnhof in Krichebo. Er widerstand erfolgreich allen Verlockungen der Hotelwirte, aß ebenfalls bei den Eltern und bezahlte der Mutter eine für seine Verhältnisse recht hohe Sum-

me für ihr bescheidenes Mittagessen. Schließlich war da noch Johannes, der zweiundzwanzig Jahre alt und halb idiotisch war, mit Epilepsie behaftet und einem Appetit begabt, der sich von Jahr zu Jahr immer mehr ins Ungeheuerliche steigerte.

Als der Abschied und Gnadenbrot kamen, mußte Jonson sich den bescheidenen Genuß seines Tabaks versagen und anfangen, die Zeitungen des Schuhmachers zu lesen, wenn der sie gelesen hatte, so daß die Weltereignisse ihn direkt nichts kosteten, und die drei ältesten Kinder waren bemüht, die Eltern noch kräftiger zu unterstützen als vordem. Der Schuhmacher schickte statt des Kalbsbraten und der Butter große Stücke amerikanischen Rauchfleisches, weil man damit weiter reichte, er verehrte seiner Mutter Zeug zu einem Sonntagskleid und predigte jeden Sonntag Mittag bei Tisch, daß es schwere Zeiten seien und daß ein jeder seine Pflicht tun müsse.

Es kostete unendliche Mühe, sich durchzuschlagen, obwohl die Miete nur hundert Kronen betrug und als Brennmaterial nie etwas anderes verwandt wurde, als Abfälle von der Sägemühle. Aber in mancher Beziehung begann man selbst in Kridabo zu fühlen, daß die Zeiten teurer wurden. Sowohl Karl als auch Johanna erhielten Gehaltserhöhung, die sie ohne Zögern unverfürt an die Eltern abliefern. Die Eisenbahn gab zehn und die Post fünf Kronen im Monat mehr als sonst, und dann wurde der alte Jonson von Zeit zu Zeit von kleineren Geschäftsleuten beim Rechnungsschreiben angestellt, was ihm auch immer ein paar Kronen eintrug. Aber die Schuhfabriken überschwemmten die Welt mit ihren billigen Erzeugnissen, und Meister Axel redete ernster denn je von den schlechten Konjunkturen und davon, daß jeder seine Pflicht tun müsse, worin natürlich alle eifrig einstimmten.

Nur der arme Johannes starrte die Geschwister bei solchen Gelegenheiten blöde an, als wollte er sie fragen, was in aller Welt er denn tun könne. Zitternd zog er das Messer vom Butterteller zurück, wenn der große Bruder etwas Beachtenswertes gesagt hatte, und die Furcht vor Karls Wiken über seinen Heißhunger ließ ihn zuweilen seine Finger beherrschen, wie gierig auch der halberloschene Blick das, was von der Mahlzeit übrig geblieben war, verfolgte. Zuweilen fühlte er dann Mutters sanft streichelnde Hand auf seinem Knie, und es kam vor, daß sie ihn nach dem Essen mit sich in die Speisekammer nahm, um ihm noch eine Butterstulle oder ein Stückchen Wurst zuzustecken. Mit feuchten Augen konnte sie ihm dann zusehen, wie er gleich einem hungrigen Hund die Bissen herunterschläng.

Aber seit er einmal von Schwester Johanna bei solch einer Extraabfertigung ertappt worden war und sie hatte sagen hören: Aber Mutter, es ist ja überhaupt kein Grund und Boden mehr in ihm! seitdem ging er nur noch scheu und widerwillig mit der Mutter in die Speisekammer.

Niemand wußte recht, wieviel Johannes verstand oder nicht verstand und in wie hohem Maße seine Geisteschwäche angeboren war oder durch die ständigen epileptischen Anfälle verursacht war. In seiner Jugend hatte er, wenn auch unvollkommen, Schreiben und Lesen gelernt. Aber nun las er schon lange nichts anderes mehr, als was auf den Heringsdosen stand, und

seit vielen Jahren hatten ihn die Seinen keinen Buchstaben mehr formen sehen.

Dann ließ sich ein zweiter Schuhmacher in Krickbo nieder, der eigentlich nur Schuhwerk flidte und im übrigen das aller schlechteste und billigste Fabrikshuzeug verkaufte. Meister Axel mußte einen Gesellen ablohnen und konnte den Eltern nur noch ein Lönnehen billige Seringe geben, auch blieb er des Sonntags immer häufiger fern. Gleichzeitig wurde der alte Jonsson krank und mußte sich verschiedene kleine Nebenverdienste entgehen lassen.

Wenn man nur wüßte, wie man sich eine Dere absparen oder sich einen Extraverdienst verschaffen könnte! rief der sonst nicht so leicht verzagte Karl eines Morgens beim Frühstück aus.

Ja, es sieht wirklich aus, als könnte es alles nichts helfen, wenn auch ein jeder tut, was er irgend kann! seufzte Johanna.

Die Eltern schwiegen. Beide erröteten leicht. Es war ja nicht zu vermeiden gewesen, daß die Kinder, die täglich immer deutlicher fühlten, daß sie es waren, die die Familie aufrechterhielten, allmählich auch das meiste im Hause zu sagen hatten. Nicht unehrerbietig, nicht mit Streit und harten Worten hatten sie das Scepter an sich genommen, aber als eine Sache, die sich von selbst versteht, hatten sie es betrachtet, nachdem sie es soweit gebracht hatten, daß sie die Brotherren ihrer Eltern waren.

War es wirklich möglich, daß über Johannes' nichts sagendes Gesicht eine plötzliche Blässe huschte, während er sich tiefer auf seinen Teller hinabbeugte? Ach nein, Johannes verstand ja nichts.

Es war im Januar, und die Abende waren dunkel. Johannes hatte wie gewöhnlich Wasser und Holz hereingetragen. Das war ja das einzige, was der arme Junge leisten konnte. Aber dann war er hinausgegangen und nicht wieder zurückgekommen, und erst am anderen Vormittag fand man ihn auf dem Kopf stehend in dem Schlamm neben dem Steg, der unter dem Mühlendamman über die Au führte.

Niemand war erstaunt darüber, Natürlich hatte er einen Anfall seiner Epilepsie gehabt. Und niemand betrauerte ihn, denn er war ja eine Last für seine Familie gewesen. Niemand außer der Mutter. Denn das Mutterherz ist ja so wunderbar beschaffen, daß es das Reichste seiner unendlichen Liebe gerade dem Kinde gibt, das es am meisten braucht, auch wenn dieses Kind nicht im geringsten schön, begabt oder lieb ist, ja selbst dann, wenn es nicht einmal die Fähigkeit hat, von dieser wunderbaren Mutterliebe mehr als einen geringen Bruchteil in sich aufzunehmen.

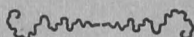
Während all die übrigen Familienmitglieder dieses Ereignis mit einer Ruhe aufnahmen, die schon eher wie Erleichterung aussah, strömten Mutters Tränen so reichlich, als sei es Meister Axel, Karl vom Bahnhof oder Telephon-Johanna, die ihr der Tod entriß, nachdem sie viele Jahre liebevoll für ihre alten Eltern gesorgt hatten.

Als sie Abends in ihrem Andachtsbuch las, was sie in ihrer Angst am Abend vorher seit dreißig Jahren zum erstenmal veräußt hatte, fand sie zwischen den Blättern des Buches einen schmutzigen Papierlappen, griff hastig danach und starrte lange Zeit darauf nieder, während ihre Hand bebte.

Dann zog sie sich aus und löschte das Licht, und als sie dann ins Bett gefrohen war, biß sie in das grobe Laken hinein, damit Johanna, wenn sie mit dem Nähen fertig war und hereintrat, es nicht merken sollte, daß sie weinte, die ganze Nacht hindurch weinte.

Am anderen Morgen stand sie nicht eher auf, als bis sie allein im Zimmer war, warf einen letzten, von Tränen verdunkelten Blick auf das schmutzige Papier und verbarg es dann sorgfältig in der Tiefe ihrer Kommodenschublade. Dort wurde es erst nach ihrem Tode gefunden. Auf dem Papier stand: „ajö Lise Mutter. Johannes.“

Rassierer Jonsson war vorher gestorben. Aber Meister Axel, Bahnhofskarl und Telephon-Johanna begriffen, daß selbst das Sorgenkind der Familie mit seinen stumpfen Gedanken in der schweren Zeit einen Ausweg gefunden, auf welche Weise auch es beitragen konnte, den armen Eltern ihre Sorgen zu erleichtern.



Mir gefällt's.

<p>Ich habe doch das schönste Heim Auf diesem Erdenrund. Hier wurzelt meines Glückes Keim; Und ist es auch nicht flitterbunt, Und fehlt ihm Samt und Atlas gleich, So ist es doch mein Königreich. Nur das Notwendigste enthält's: Doch mir gefällt's.</p>	<p>Ich habe doch die beste Frau Auf diesem Erdenrund: Nicht allzu hübsch, nicht allzu schlau, Doch heiter stets und kerngesund. Und sie regiert mit klugem Sinn In meinem Reich als Königin. Zwar fehlt die Truhe ihr voll Gelds: Doch mir gefällt's.</p>
--------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------	-------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------

Ich habe doch das schönste Kind
Auf diesem Erdenrund:
Die goldnen Bäckchen wehn im Wind,
Vier Zähnchen blitzen aus dem
Mund.
Aus feinen blauen Guckerlein
Da leuchtet's her wie Sonnenschein.
Ein stumpfes Näschen zwar ent-
stellt's:
Doch mir gefällt's.

Paul Kerchhoff.

Kindertränen.

Von Ernst von Wildenbruch.

Wie oft bin ich ihm auf meinen Spaziergängen begegnet, und wie freute ich mich jedesmal, wenn ich ihn von ferne kommen sah, den Rektor der Vorschule zu , den alten Bauer!

Ich war ein eifriger Spaziergänger und wählte fast immer ein und denselben Weg; man lernt dabei jeden Stein und jedes Blatt am Wege kennen, man empfindet doppelt die belebende Wärme des Frühlings, wenn man den Busch, den man im Winter wie einen Besen zum Himmel ragen sah, mit Knospen sich bedecken sieht; man beobachtet, wie von gestern zu heute die Knospen aufgebrochen sind, wie sich Blättchen ansetzen, wie sie immer größer wachsen, immer dunkler sich färben, und so, jeden Tag in die lautlose Werkstatt der schaffenden Natur blickend, liest man von Tag zu Tag wie an einer großen Uhr den rastlosen Wandel der Zeit. Ob diese Empfindungen es waren, die auch ihn bewegten, den Weg, den ich mir zum Spaziergange ersehen hatte, regelmäßig, beinahe täglich zu gehen, ich weiß es nicht; jedenfalls aber mußte der Weg auch ihm gefallen, und er war auch hübsch genug.

Am rechten Ufer des großen Stromes entlang, welcher dort seine grauen Fluten durch den östlichen Teil der norddeutschen Tiefebene der Ostsee entgegenwälzt, war ein hoher Erddamm aufgeworfen, welcher das rechtsseitige, flache Ufergelände vor den Ueberschwemmungen des Flusses schützen sollte, wenn letzterer im Frühjahr mit Hochwasser ging. Der Damm war unabsehbar lang, denn auf Meilen hin ist das rechte Ufer dort ganz flach, während das linke in Abhängen herabsteigt, an deren Fuße die Stadt belegen war, in der wir beide wohnten, der alte Rektor Bauer und ich. An einzelnen Stellen trat der Schukdamm unmittelbar an den Strom heran, seinen Windungen folgend, wie ein Sicherheitswachdamm, dem ein gefährlicher Patron zur Aufsicht anvertraut ist und der ihn nicht aus den Augen lassen will; an anderen Stellen blieben zwischen Wasser und Damm größere oder kleinere Stücke Erdreich, welche man der jährlich wiederkehrenden Ueberschwemmung preisgab. Dies waren verwilderte, wüste Stücke, auf denen nichts gedieh, weil die Sandablagerungen des Stromes keine Frucht aufkommen ließen, und wo nur ein Gestrüpp von Weiden und Erlen wuchs. Der Strom nämlich, wie man in jener Gegend zu sagen pflegte, „hatte es in sich.“ Im Sommer oft so flach, daß die Schiffer ihre Rähne nur mit Mühe und Not auf ihm weiterstoßen konnten, kam er im Frühjahr und manchmal, wenn es in den Gebirgen geregnet hatte, auch später noch, plötzlich wild und toll einhergetanzt. Dann wurde sein mürrisch graues Wasser braun und gelb, Blasen stiegen auf und wirbelten zusammen, und soweit sie vermochten, griffen die Arme des landschleichenden Gesellen über das flache

Ufer hinaus, wie die eines Bettlers, der plötzlich reich geworden ist, und nun gleich alles haben möchte. In solchen Zeiten war es dann auf dem Damme besonders schön: man sah, wie das gierige Wasser an den Erdwällen höher und höher kletterte, und wenn der Nordwind über das flache Land dahergefegt kam und die widerspenstigen Wellen des Flusses zurück und flatschend an die Wände des Dammes warf, wenn dann Sturmesgebrause und Wassergefälle zu einem öden, einförmigen, den ganzen Raum zwischen Himmel und Erde erfüllenden, mächtigen Naturlaute ineinander tönte, dann fühlte man etwas vom Urzustande der Elemente und dem schauernden Dufte der Gefahr.

In einem solchen Tage war es, als wir uns wieder begegneten und zum ersten Male ansprachen, nachdem wir unzählige Male schweigend und heimlich lächelnd an einander vorübergegangen waren. Ich war auf dem Wege hinaus; er kehrte zur Stadt zurück. Indem ich an ihm vorüberschritt, blieb er stehen. „Wenn Sie weiter gehen wollen,“ sagte er mit angestrebter Stimme, denn der pfeifende Wind riß ihm den Schall der Worte vom Munde, „so möchte ich Sie warnen; der Damm hat soeben an der Weidenklinge einen Leck bekommen, und der Racker von Fluß tut das Seinige, um das Uebrige nachstürzen zu lassen; ich bin auf dem Wege, um in der Stadt Lärm zu schlagen.“

Er hatte noch nicht zu Ende gesprochen, als ich bereits mit ihm umgekehrt war und den Heimweg eingeschlagen hatte; der Wind setzte sich uns in den Rücken und trieb uns wie zwei Schiffe mit aufgespannten Segeln vor sich her. Unterwegs erzählte er mir die näheren Einzelheiten: Der Strom ging noch mit vereinzelt Eisflossen; eine derselben, die sich während ihrer Fahrt scharf wie eine Glascheibe abgeschliffen hatte, war gegen die vorspringende Böschung des Dammes getrieben und hatte dieselbe aufgefächert; das Wasser war in das Loch gedrungen, und plötzlich war ein beträchtlicher Teil der Böschung herabgesunken.

„Sie haben es selbst mit angesehen?“ fragte ich.

„Nein,“ erwiderte er, „aber ich weiß das aus Erfahrung; seit dreißig Jahren beobachte ich den Fluß.“

„Und Sie scheinen ihn während der Zeit nicht gerade lieb gewonnen zu haben?“ sagte ich, indem ich seiner Bezeichnung von vorhin gedachte.

„Es ist ein böses, heimtückisches Wasser,“ gab er zur Antwort, „und hat schon viel Schaden und Herzeleid angerichtet.“

Mittlerweile waren wir in die Stadt gelangt und auf das Rathaus gegangen, wo in solcher Zeit eine besondere Stromwache organisiert war; es wurden sogleich Arbeiter hinausgeschickt, und die Vermutung des alten Rektors bestätigte sich vollkommen; es war höchste Zeit, daß Hilfe kam, um einen Dammbruch zu verhüten. Mit Taschinas wurde die Oeffnung gestopft.

So waren wir bekannt, und ich um einen Menschen reicher geworden. Die Art und Weise des alten Mannes, seine besonnene Entschlossenheit, sein gelassenes Sprechen fesselten mich an seine Persönlichkeit, und diese Zuneigung wuchs von einem zum anderen Male, so oft ich nun mit ihm zusammentraf und meine Schritte den seinigen anschloß. Seine Einfachheit hatte nichts mit der Nüchternheit gemein; seine dunklen blaugrünen Augen hat-

ten den scharfen Blick der Menschen, die viel und aufmerksam mit der Natur verkehren, und seine hageren Gesichtszüge jenes nach innen gekehrte Lächeln derer, die viel erlebt haben und deren Herz ein gutes Gedächtnis besitzt.

Er leitete, wie gesagt, die Vorschule des Gymnasiums; seiner Obhut waren die Knaben anvertraut, welche in die ersten Anfangsgründe des Wissens, Lesen, Schreiben und die vier Species, eingeweiht werden sollten, um sodann in die untersten Klassen des Gymnasiums einzutreten, jene Kerlchen, die man des Morgens mit grünen Sammet- und Dachstuhl-Tornisterchen durch die Straßen wandeln sieht. Es begreift sich daher, welche Wichtigkeit der alte Bauer für die Eltern dieser seiner kleinen Schutzbefohlenen besaß, wie oft sein Name in den Familien genannt wurde, und so oft es geschah, hörte man ihn mit Ausdrücken der Hochachtung und Verehrung aussprechen. Geradezu überraschend aber war es, mit welcher hingebender Liebe die Kinder selbst an dem alten Manne hingen. Ich hatte Gelegenheit, mich davon zu überzeugen: Der Damm mündete am Ausgange der Vorstadt und sobald die Kinder, die sich in den Nachmittagsstunden spielend in den Straßen und vor den Haustüren herumtummelten, den Rektor von ferne kommen sahen, entstand ein allgemeines Drängen und Hasten zu ihm hin. Spiele wurden unterbrochen, Streitigkeiten vorläufig vertagt, im Galopp kam es von allen Seiten an, so rasch die kleinen Beine tragen wollten.

Seine Beliebtheit erstreckte sich weit über die Grenzen seiner Vorschule und über die Scheidelinie der Geschlechter hinaus; das ganze Kindervolk, behoste und unbehoste, gestiefelte und barfüßige, Knaben und Mädchen, stürmte heran, um dem „Herrn Lehrer“ den Tribut seiner Liebe darzubringen. So kam es, daß wir jedesmal von einem kribbelnden Schwarme kleinen Menschenvolkes umringt waren, und nie werde ich vergessen, wie die kleinen Hände sich ausstreckten, um sich in seine zu legen, wie die hellen Kinderaugen, süß verschämt und doch glückselig, zu ihm sich erhoben, mit jenem hold vertrauenden Ausdruck, den der Blick des Kindes annimmt, wenn es fühlt, daß der Erwachsene es versteht.

Mitten in diesem Ansturme von Zärtlichkeit stand er nun, den langen Oberleib etwas vorüber geneigt, wie ein alter Kirchturm, den die Schwalben umzwitschern, die Mundwinkeln in schalkhaftem Lächeln herabgezogen, die Augen voll unendlicher Güte; hier und da umfakte er ein lockiges Köpfchen mit seinen gespreizten Fingern; hier und da ward unter ein Kinn gegriffen und das Gesichtchen emporgehoben; gesprochen wurde wenig, aber wenn er eins oder das andere der Kinder anredete, so kannte er sie alle bei Namen. Besondere Freundlichkeit zeigte er den kleinen Wesen, die zu schüchtern waren, bis zu ihm heranzudrängen und die außerhalb des Kreises standen, von ferne ihre Augen auf ihn richtend. Er lockte sie heran und strich ihnen zärtlich über die erglühenden Wangen; und eine gleiche Aufmerksamkeit zeigte er da, wo er ein Kind weinen sah. Er beugte sich tief herab und ließ sich die Ursache des Kummeres wie ein Beichtgeheimnis ins Ohr flüstern, und er ruhte nicht, bis daß die Tränen zu fließen aufgehört hatten und helle Freude wieder eingekehrt war. Und dieses Trösteramt betrieb er mit einer ganz eigentümlichen Wichtigkeit; sein Gesicht nahm während desselben einen beinahe ernststen Ausdruck an.

Eines Tages konnte ich nicht umhin, ihm scherzend meine Verwunde-

rung darüber auszusprechen, daß er eine Sache, von welcher die Mehrzahl der Menschen so wenig Aufhebens zu machen pflege, mit solcher Ernsthaftigkeit behandle. Er hörte mich ruhig an, blieb ganz ernst und nickte anfänglich nur schweigend vor sich hin, wie er zu tun pflegte, wenn ein Gedanke, eine Erinnerung ihn beschäftigte.

„Ich weiß wohl,“ sagte er nach einiger Zeit, „wie die Mehrzahl der Erwachsenen an den Tränen der Kinder vorübergeht, lächelnd, oder ärgerlich und voll Ungeduld. Sie glauben nicht an die Schmerzen der jungen Seelen, weil sie die Kinder nicht kennen. Kinder sind wie die Blumen, sie können nicht zu uns herauf, wir müssen uns zu ihnen niederbeugen, wenn wir sie erkennen wollen. Wer sich die Mühe aber gibt, der wird in ihren Blättern aber nicht immer nur den Tau des Himmels finden, er wird in so mancher von ihnen einen schwarzen, schrecklichen Wurm entdecken, der mit reißenden Niefiern den zarten Kelch zerfleischt. O, es gibt Schmerzen in der Kinderseele, und wer sie gesehen hat, vergißt sie nicht wieder!“

Es war ein sonniger, warmer Frühlingstag, als wir dies Gespräch führten, das Hochwasser hatte sich allmählich verlaufen und bildete nur in den Weidengestrüppen am Fuße des Dammes noch Tümpel und Teiche. Die Ackerbesitzer waren auf ihre Felder herausgekommen und sinnen an, dieselben frisch zu bearbeiten. Indem wir den gewohnten Gang entlang schlenderten, sah ich vor uns, hart an der Kante des Dammes nach dem Flusse zu, ein Bürschchen von etwa sechs Jahren mit dem Gesichte zur Erde am Boden liegen. Es war ein blondhaariger, zarter, kleiner Junge, nur mit einem Hemde und einem Paar Höschen bekleidet, offenbar das Kind armer Leute. Vermuthlich war der Knabe, während die Mutter auf dem Felde unten mit dem Einsetzen von Kartoffeln beschäftigt war, den Damm hinaufgelaufen, hatte sich, gelockt von der Annehmlichkeit des sonnendurchwärmten Erdreichs, auf den Boden niedergelegt und war eingeschlafen.

Das Geräusch unserer Schritte und die laute Stimme des alten Bauern mochten ihn erweckt und gleichzeitig erschreckt haben; denn indem wir jetzt dicht an ihn herangekommen waren, sah ich, wie ein plötzliches, nervöses Zucken den dürftigen, kleinen Körper erfaßte, mit hastiger Bewegung hob er den Kopf von den darunter gelegten Armen empor, im nächsten Augenblick hatte er den Boden verloren und rollte den Abhang des Dammes hinunter. Unmittelbar an der Stelle, wo dies geschah, befand sich eines der erwähnten Gestrüppe, in welchem das Wasser, freilich in nicht mehr beträchtliche Höhe, stand.

Der alte Rektor stieß einen halbunterdrückten Schreien aus und sprang mit zwei, drei Sätzen den Abhang hinunter, dem Kinde nach. Im Augenblick, da letzteres beinahe das Wasser berührte, hatte er es erfaßt und riß es mit krampfhaftem Griffe vom Boden empor. Sobald der Knabe, der von dem plötzlichen Vorgange wie betäubt war, zur Besinnung kam, fing er kläglich zu schreien an. Der Alte setzte ihn auf seinen linken Arm und ließ ihn reiten, und während er langsam die Böschung mit ihm heraufkletterte, zog er sein Taschentuch und wischte dem Kinde die Erde aus den Haaren und dem Gesicht. Der Knabe, der von Natur schwächlich zu sein schien und der nun erst ganz zu dem Bewußtsein gelangte, daß etwas besonderes mit ihm vorgegangen war, fing naturgemäß immer lauter zu schreien an.



Ein alter Seebär.
Gemälde von Max Gaßer.

und nun lief der alte Mann wohl fünf Minuten lang mit ihm den Damm auf und ab, indem er ihn hätschelte, ihm gut zuredete und tausend Bissen mit ihm trieb. Endlich war sein Ziel erreicht, und als er ihn zur Erde setzte, lachte der Knabe vergnügt wie ein Kobold.

Alles dies war unendlich drollig und zugleich rührend anzusehen. Um ein letztes Pflaster auf den erlittenen Schreck zu legen, griff der alte Rektor in die Tasche und holte ein Fünf-Pfennigstück hervor. „Aber Dich nie wieder so dicht am Wasser auf die Erde legen und einschlafen! Verstanden?“ sagte er, indem er das Geldstück dem Kinde vor die Augen hielt.

Ob diese Mahnung allzu aufmerksame Ohren fand, möchte ich bezweifeln; denn sobald der Knabe die Münze in seiner Hand fühlte, drehte er kurz um und schoß wie eine Kugel aus dem Laufe vom Damme herab auf seine Mutter zu, indem er seinen Reichtum in der hocherhobenen Rechten über dem Kopfe schwang. Wir blickten ihm nach, und unwillkürlich mußte ich lachen, als ich sah, welsch' überschwengliche Freude sich in der hastigen Bewegung der laufenden kleinen Beine ausdrückte; sie waren wie zwei Ausrufungszeichen des Entzückens.

„Gebt doch besser Acht auf Euer Kind,“ rief der alte Bauer mit erhobener Stimme der Frau zu, die unterdessen, ohne von den Vorgängen auf dem Damme Notiz zu nehmen, an ihren Kartoffeln weiter gearbeitet hatte. „Euer Junge wäre um ein Haar ins Wasser gefallen,“ fuhr er fort, als sie jetzt, durch das Freudengeschrei des Kleinen aufmerksam gemacht, den Kopf erhob. Was der Knabe ihr erzählte, konnten wir nicht verstehen, indessen war der Eindruck nur ein geringer, denn sie blickte noch einmal flüchtig, mit einem schnellen Kopfnicken zu uns herauf, bedeutete ihren Jungen, sich bei ihr zu halten und kehrte zu ihrer Beschäftigung zurück.

„So sind die Menschen,“ sagte der Rektor, indem er den Hut abnahm und sich den Schweiß von der Stirn abwischte; „erst wenn sie die Kinder verlieren, merken sie, daß sie ein Kleinod besessen haben, das von selber leuchtend ihre Armut mit Licht erfüllt.“

„Glauben Sie aber wirklich,“ fragte ich, „daß das Kind hätte Schaden nehmen können? Das Wasser steht so niedrig, daß ein kaltes Bad, meiner Meinung nach, das Allerbeste gewesen wäre, was ihm hätte begegnen können.“

„Sie haben recht,“ erwiderte er, indem er auf den Tümpel niederblickte; „ich sehe erst jetzt, daß ich mich unnötig aufgereggt habe — es muß daher gekommen sein, daß es gerade hier an dieser Stelle geschah.“

„Wieso gerade an dieser Stelle?“ fragte ich überrascht. Er antwortete nicht, und an dem starren Blick, mit dem er in die Tiefe schaute, gewahrte ich, wie irgend eine Erinnerung von dort emporstieg und ihn mit ihrem träumerischen Netze umflocht.

„Was ist an dieser Stelle?“ fragte ich noch einmal, „ist sie durch ein besonderes Ereignis gezeichnet?“ Ich mußte es getroffen haben, denn er richtete das Haupt auf und sah mir mit einem heißen Blicke in die Augen.

„Sie haben eine Erklärung von mir verlangt,“ sagte er mit feierlichem Tone, „weshalb ich mich zu den Kindern niederbeuge, ihre Schmerzen erforsche und ihre Tränen trockne — ich habe Ihnen ein paar allgemeine Worte erwidert, die Erklärung war nur halb, morgen sollen Sie die ganze ha-

ben — morgen," wiederholte er träumerisch. Er drückte mir die Hand, und ich sah ihn, nachdenklich gesenkten Hauptes zwischen den Häusern der Stadt verschwinden.

Als wir uns am nächsten Tage trafen, erzählte mir der alte Rektor Folgendes:

"Es ist eine Reihe von Jahren her, als zu dem Artillerieregiment, welches hier in Garnison steht, ein Hauptmann versetzt wurde, der aus dem Westen Deutschlands kam.

"Der schwarze Hauptmann", unter dem Namen ging er unter den Soldaten und dem Volke, und wenn man ihn sah, verstand man die Bezeichnung. Alles an ihm war finster und schwarz. Dunkles Haupthaar und ein lang wallender Bart von gleicher Farbe umrahmten das wettergebräunte Gesicht, aus dem die Augen unter buschigen Brauen hervorschauten, dazu kam die dunkelblaue Artillerieuniform, mit dem schwarzen Sammet an Kragen und Mütze, die seine Günstgestalt umschloß.

Es war an einem Winternachmittage, als ich ihn zum ersten Male sah, und ich werde nie vergessen, wie er gleich einem großen, dunklen Schatten an mir vorüber und durch den weiß leuchtenden Schnee dahinschritt. Ich mußte ein sehr verdunktes Gesicht gemacht haben, denn er streifte mich mit einem sflüchtigen Blicke, und dadurch bekam ich Gelegenheit, sein Gesicht zu erkennen. Wenn ich je ein düsteres Menschenantlitz gesehen hatte, so war es dieses. Es war nicht hart, nicht abstoßend, nicht einmal streng, aber von erdrückendem Ernste; das Gesicht eines Mannes, der sich klar geworden ist, daß das Schicksal ihm als Feind gegenübersteht, und der den unerbittlichen Kampf aufgenommen hat, um ihn durchzuführen bis an das Ende. Augen, die nie gelacht hatten, ein Mund, der nicht zum Sprechen geschaffen zu sein schien. Seinem Äußeren entsprach, nach Allem, was ich hörte, sein inneres Wesen, er war ungesprächig, ungesellig, und hauste einsam in seiner Wohnung, die er sich hier in der Vorstadt, in der Nähe der Stallungen seiner Batterie, gemietet hatte. Die Wohnung war viel geräumiger, als ein Einzelter sie für sich braucht, und die Wißbegier der Nachbarn, welche die Gestalt des schwarzen Hauptmanns emsig, wie ein Bienen Schwarm die Blume, umkreiste, hatte denn auch bald herausbekommen, daß er ein Mann mit Frau und Kindern war und daß er seine Familie nachkommen lassen würde, sobald er sich im Orte eingerichtet hätte.

Die erste Nachricht erhielt bald eine Berichtigung durch eine zweite: die Frau lebte nicht mehr. Wann sie gestorben war, konnte man nicht erfahren, aber daß sie gestorben war, das stand fest. Gottlieb Bänisch, der Burse des Hauptmanns, der seinem Herrn beim Einrichten der Wohnung behilflich war, hatte gesehen, wie derselbe beim Schreibtische in seiner Wohnstube ein Bild aufgehängt hatte, eine Photographie in schwarzem Ebenholz-Rahmen, mit einem schwarzen Kreuze in der Mitte darüber, das Bild einer Frau.

"Die muß aber 'mal schön gewesen sein!" hatte Gottlieb Bänisch der kausenden Portiers-Frau anvertraut, durch welche die Nachrichten über den Hauptmann sich dann weiter verbreiteten. Aus einem Futteral, "ganz von schwarzem Sammet", hatte der Herr Hauptmann das Bild "vorgeholt", und einmal, wenn er vom Dienst nach Hause käme, sähe er nach

dem Bilde hin, und Abends, wenn er sich die Lampe auf den Tisch setzen ließe, rückte er sie so, daß das Licht gerade darauf fiel. Und eines Abends, als er wie gewöhnlich seinem Herrn das Abendessen zubereitete, da hatte Legterer, der wieder vor dem Schreibtische saß, sich nach ihm umgewandt und gefragt, ob er mit Kindern umzugehen verstünde? Und als er darauf nicht gewußt, was er sagen sollte, hatte der Herr Hauptmann weiter gefragt, ob er Kinder gern hätte? Und als er darauf geantwortet hatte: „ja, wohl, die könnte er sehr gut leiden,“ da hatte der Herr Hauptmann mit dem Kopfe genickt und dann so das Bild angesehen und gesagt, die Kinder hätten keine Mutter mehr, und eine besondere Wartefrau anzunehmen, das sei sehr teuer, und das paßte ihm auch nicht, und darum wolle er's zuerst mal so versuchen. Und dann wäre der Hauptmann aufgestanden und in der Stube hin und her gegangen, solange bis der Thee ganz kalt geworden wäre: und als er nach einer Weile gefragt hätte, ob der Herr Hauptmann vielleicht Thee zu trinken beföhlen? da wäre er stehen geblieben und es hätte ausgehoben, als ob er jetzt erst merkte, daß der Bursche noch da stand, und hätte gesagt, „ach so — geh' nur zu Bett“ und hätte ihm eine Cigarre geschenkt. Gottlieb Bänisch war zufrieden mit seinem Herrn, „man hätte es ganz gut bei ihm,“ meinte er. —

Dieser Ansicht, daß er gut sein müsse, schloß sich nach dem was sie gehört hatte, auch die Portiers-Frau an, und daß er seine schöne junge Frau verloren hatte und solchen Kummer um sie litt, das erregte ihr Mitgefühl. Ihre energische Zunge sorgte dafür, die empfangenen Nachrichten bei der Nachbarschaft in Umlauf zu setzen, und anstelle der staunenden Neugier, die dem einsamen Manne bisher gefolgt war, trat die mitleidige Scheu, die man dem Unglück entgegenbringt. Mit Spannung erwartete man die Ankunft seiner Kinder.

Der schwarze Hauptmann hatte sich zu Gottlieb Bänisch dahin geäußert, daß er selbst die Kinder abholen würde, daß er dazu aber den Frühling abwarten wollte, denn der Winter sei hierzulande sehr kalt, und sie wären in ihrer Heimat an solche Kälte nicht gewöhnt. Diese Nachricht vermehrte das Interesse; man machte sich im Geiste ein Bild von den Kleinen, die in einer Lande geboren waren, wo es soviel wärmer war und daher so viel schön sein mußte, und man lobte den ernststen Mann, der so viel Sorgfalt für die zarten Geschöpfe zeigte. Der Frühling kam, der Hauptmann reiste eines Tages mit der Eisenbahn ab, und wieder einige Tage später begab sich Gottlieb Bänisch an einem vorher bestimmten Abende, zu später Stunde an den Bahnhof, um seinen Herrn zu empfangen. Bald darauf, als es schon ganz dunkel war, rasselte eine geschlossene Kutsche an dem einsamen Hause vor, Gottlieb Bänisch schwang sich vom Boche und öffnete den Schlag des Wagens, aus dessen Innern er ein Päckchen heraus hob, das, wenn man es genauer betrachtet hätte, sich als ein schlafendes Kind herausgestellt hätte. Dann kamen zwei kleine Beinchen und nach diesen zwei noch andere den Tritt herabgeflattert, nach diesen die lange Gestalt des Hauptmanns selbst, welcher ein gleiches Päckchen wie Gottlieb Bänisch im Arme trug. Die Haustür öffnete sich und schloß sich dann wieder — der schwarze Hauptmann war mit seinen vier Kindern eingerückt.

Und siehe da — am nächsten Tage, als es heller, sonniger

Mittag war, da geschah ein Wunder, ein holdes, liebliches Wunder; die Tür an des Hauptmanns Hause ging auf, und heraus kamen vier Knäblein, eins immer etwas kleiner als das andere, wie Orgelpfeifen, vier entzückende, reizende, kleine Geschöpfe. An der Schwelle der Haustier hatten sie das erste Hindernis zu bestehen, denn an derselben stand die Portiers-Frau, welche beim Anblick der vier Bürschchen in lauter Wonne die Hände zusammenteschlug und sie nicht vorüber ließ, bis sie jeden einzelnen derselben halb tot geküßt hatte.

Dann kam Gottlieb Bänisch, der zum ersten Male seines Amtes als Kinderfrau wartete und dessen gutes, ehrliches Gesicht vor Vergnügen und Eifer ganz rot war. „Die reine Mutter — ja nicht vom Vater, aber auch rein ja nicht,“ sagte er über die Kinder hinweg zu der Portiers-Frau, die noch immer am Boden kniete und sich vor Erstaunen nicht zu lassen mußte. Er ordnete seine kleine Kolonne, indem er das jüngste der Kinder auf seinen linken Arm, das zweitjüngste an seine rechte Hand nahm, die beiden ältesten Knaben von sieben und von sechs Jahren, saßen sich gegenseitig an der Hand und schritten voraus. Mit kleinen trippelnden Schritten kamen sie über die Straße herüber, den Damm herauf, von Gottlieb Bänisch gelenkt, der ihnen durch Zurufe wie „nu links lang“ und „so — nu gerade aus“ die Richtung des Weges angab, und so begegnete ich ihnen an jenem ersten Tage.“

Der Rektor schwieg und wischte sich das Gesicht — war es der Schweiß, den er trocknete? Ich glaube nicht.

„Wie viel Jahre,“ fuhr er nach langer Pause fort, „sind hingegangen seitdem, wie oft hat die Sonne ihren Bogengang von Morgen zum Abend über den Damm hin beschrieben, und immer, so lange es her ist, habe ich ein Gefühl, als sei eine Leere, ein dunkler, nicht zu erhellender Fleck an der Stelle geblieben, wo ich die Kinder damals sah und nun nicht mehr sehe. Der Fleck, ich weiß wohl, ist in meinem eigenen Innern, denn ich kann das Nicht nicht vergessen, das in mir aufging, als ich sie langsam daherkommen sah, diese viere, mit ihren langen, blonden, im leichten Winde flatternden Locken, mit den großen, strahlend blauen Augen, die sich staunend auf die neue Welt ringsumher und auf die fremden Menschen richteten, die an ihnen vorübereilten. Diese Nichtgestalten die Kinder des schwarzen Hauptmanns? Ich vermochte es kaum zu fassen; denn es war, als wenn man aus einem alten, dürren Stamme, den man für abgestorben und tot gehalten hat, plötzlich frisches, duftendes Grün hervorbrechen sähe. Ich blieb vor ihnen stehen und die beiden voranschreitenden Knaben sahen den fremden Mann, der ihnen den Weg versperrte, schüchtern und ängstlich an.

„Wie heißt Du denn?“ fragte ich den Ältesten, und nach einigem Zögern wiederete er, indem er mir groß ins Gesicht sah: „Edmund“; er sprach etwas in breiten Dialekt seiner Heimat, so daß sein Name sich in dem kleinen Munde wie „Edmund“ anhörte, und das klang unendlich reizend und hübsch. Ich wandte mich mit der gleichen Frage an den Zweiten; dieser aber schüttelte sich, ohne zu antworten, ängstlich an den Bruder. Der kleine Edmund erst den verlegenen Bruder und dann mich an und mit einem allerliebsten Lächeln sagte er sodann: „Sermann“ heißt er, was in seinem Munde wie „Seermann“ klang. Er schaute mich jetzt ganz fröhlich

mit den offenen Augen an und schien seine Mengstlichkeit vergessen zu haben. „So gebt mir einmal Eure Hand,“ sagte ich — und die beiden kleinen rechten Hände vereinigten sich in der meinigen.

„Wir werden gute Freunde werden, nicht wahr?“ sagte ich, indem ich mich tief zu den Knaben niederbeugte. Der kleine Edmund nickte mir mit seinem blonden Lockenkopfe energisch zu, das Hermännchen lächelte mich sanft an.

Ich wandte mich zu den beiden jüngsten, welche drei und vier Jahre zählen mochten. „Das ist der Georg,“ erklärte der kleine Edmund, der mit mir zu seinem Brüderchen herangetreten war, indem er die erste Silbe des Namens betonte, und er zeigte auf den Kleinen, welchen der Bursche an der Hand führte. Das linke Händchen des Kindes hing in der großen, schweren Hand des Soldaten, und mit einer Sorgfalt, als fürchtete er, die zarten Finger zu zerbrechen, hielt Gottlieb Bänisch die kleine Hand gefaßt. „Und das ist der kleine Moritz,“ sagte Edmunds helle Stimme, als wir endlich vor dem Kerlchen standen, das auf des Burschen linken Arme saß. Ich wollte seine Hand ergreifen, aber das Kind wurde ängstlich und schlang beide Arme um den Hals des Burschen, so daß sein kleines Gesicht dicht an den Kopf des Letzteren sich drückte.

Gottlieb Bänisch lachte über sein breites, gutmütiges Gesicht. „Sieh doch Händchen,“ sagte er, „so jieb doch Händchen;“ aber seine Ermahnung wollte nicht recht fruchten.

„Er ist noch so klein — er fürchtet sich noch,“ erklärte mir Edmund, um die Unbehilflichkeit des kleinen Bruders zu entschuldigen. Er schien sich seiner Würde und Verpflichtung als „Größter“ vollkommen bewußt, und ich mußte herzlich lachen.

„Und Du also,“ wandte ich mich wieder an ihn. „Du bist der große Edmund?“ Der Knabe schaute mit den klugen schönen Augen so fröhlich zu mir empor, daß ich mich nicht enthalten konnte, ihn unter den Armen zu ergreifen, hoch in die Luft zu schwenken und einen herzhaften Kuß auf das blühende Gesicht zu drücken. Sobald ich ihn wieder zur Erde gesetzt und er sich das Kittelchen zurecht gerückt hatte, schoß er einige Schritte vorwärts, und ich sah, wie er an der Kante des Dammes sich niederbeugte und etwas aus der Erde raufte. Gleich darauf kam er zurück, in dem er mir ein eben aufgebrochenes Weizenkorn entgegenhielt.

„Soll das für mich sein?“ fragte ich, und das liebenswürdige Kind nickte mir stumm zu und errötete lächelnd, während ich die Blume aus seinen, vor der aufgewühlten Erde braun gefärbten Fingern nahm.

Jetzt hatte auch das Hermännchen Mut gefaßt und kam zu mir her.

„Bitte, mich auch fliegen lassen,“ rief es, und so mußte es denn auch emporgeschwungen werden, und als der Georg und der kleine Moritz das Brüderchen so lustig emporflattern sahen, singen sie an, vor Entzückung zu kreischen, und es war ein Lärm von lauter Glück und Seligkeit.

„Na nu sagt adjee und danke auch scheen,“ ermahnte Gottlieb Bänisch, welcher als Kinderführer und Erzieher die bedeutendsten Fortschritte machte.

Edmund und Hermann, oder richtiger gesprochen, Munde u. Männchen — denn ein Kind, das man ohne zärtliche Abkürzung des Namens nennt, ist wie eine Blume, die man nur mit botanischem Latein bezeichnet

— Mundi und Männchen also zogen nunmehr ihre kleinen Filzhüte vom Kopfe und machten gleichzeitig eine Verbeugung nach meiner Richtung hin, die sehr ernsthaft gemeint war und unendlich drollig aussah. Dann faßten sich beide wieder an der Hand, und während die kleine Karawane sich in Bewegung setzte, blieb ich stehen und sah ihnen nach. Einen Augenblick darauf, nachdem sie wenige Schritte weiter gegangen waren, drehte Mundi sich um, Männchen machte es ihm nach, und ich gewahrte an den großen Augen, mit denen Beide zu mir zurückblickten, daß ihnen nachträglich das Staunen über den fremden Mann gekommen war, der so rasch mit ihnen Freundschaft geschlossen hatte. Sie machten wieder Kehrt und setzten ihren Weg fort, und so wie ich sie damals sah, mit kleinen Schritten den Damm entlang trippeln, um dem höchst merkwürdigen Gebahren irgend eines Schmetterlings zuzusehen, so sind sie in meinem Gedächtnis geblieben, so sehe ich sie immer und immer noch, vor mir hergehend, immer weiter von mir fort, bis daß sie kleiner und kleiner werden, wie winzige leuchtende Pünktchen, einen langen, langen Weg, der in das Jenseits mündet. —

Es dauerte nicht acht Tage, so wußte die ganze Stadt, welch' niedliche kleine Mitbürger sie gewonnen hatte, und noch acht Tage weiter, und das vierblättrige Kleeblatt war der Liebling der ganzen Stadt. Die Frauen, die ihnen begegneten, herzten und küßten sie, die Männer erwiesen ihnen kleine Gefälligkeiten, indem sie ihnen den verlorenen Ball suchen halfen, oder beim Steigenlassen von Papierdrachen behilflich waren. Und alles dieses entwickelte sich unter den Augen von Gottlieb Bänisch, der in sein Amt als Kinderfrau immer mehr hineinwuchs und für dasselbe die mannigfachsten Fähigkeiten, vor allem die beste, ein gutes Herz, entwickelte.

Er zeigte sich äußerst sinnreich in der Erfindung und Herstellung von allen möglichen Spielsachen, schnitzte den Kindern Pfeifen aus Holz und Kalmusblättern, machte ihnen Fließbogen, Helme von Goldpapier mit Quasten, ja dem Mundi verfertigte er aus einem alten Lederriemen sogar ein Wehrgehänge und für dasselbe einen hölzernen Säbel. Man konnte nichts Possierlicheres sehen, als wenn er auf der Wiese drunten, wo die Kinder ihre Spiele trieben, mit ernstester Mine diesen Beschäftigungen oblag, und die vier kleinen Burschen mit staunenden Augen um ihn her standen, des Augenblicks harrend, da die neue Herrlichkeit fertig sein und in ihre Hände gelangen würde.

Den schwarzen Hauptmann sah man bei diesen Spaziergängen niemals mit seinen Kindern zusammen, und das schnell arbeitende Gerücht war denn auch bald mit seinem Urteile dahin fertig, daß er sich aus denselben nichts machte.

Ich konnte schon damals nicht an die Richtigkeit dieser Behauptung glauben; denn Kinder, die von ihrem Vater nicht geliebt werden, sehen nicht so aus, wie diese, nicht so glücklich und nicht so wohl gepflegt, sind nicht artig und zutunlich gegen die Menschen, wie diese waren, tragen nicht so fein und sauber gearbeitete Kittelchen, so prächtig sitzende Schuhe und Stiefeln, wie diese trugen. Ganz dieser Ansicht war auch Gottlieb Bänisch, der sich dahin äußerte, daß der Herr Hauptmann „den Kindern sehr jut wäre,“ „er könnte es man nich so von sich jeben.“ Ich sollte bald Gelegenheit zu tieferem Einblick in das Verhältnis zwischen Vater und Kinder erhalten; denn

als die Ferien gekommen waren, mit deren Schluß das neue Schulsemester begann, klingelte es eines Tages an meiner Tür, und als ich öffnete, stand der schwarze Hauptmann davor, Mundi und Männchen an der rechten und linken Hand führend. Er begrüßte mich mit gemessener, aber freundlicher Höflichkeit, und während wir am Tische Platz nahmen, teilte er mir mit einer tiefen Bassstimme seinen Wunsch mit, „seine beiden Söhne“ in die Vorschule aufgenommen zu sehen.

„Sie haben so früh ihre Mutter verloren,“ sagte er, „und ich habe nicht die genügende Zeit, mich so mit ihnen zu beschäftigen, wie ich möchte.“

Unterdessen hatten sich die beiden Knaben im Zimmer umgesehen und während der kleine Hermann träumerisch am Fenster lehnte und herausblickte, studierte Edmund mit größtem Eifer die Titel der Bücher, die in meinem Repositorium aufgestellt waren.

„Versteht Du denn, was hier steht?“ fragte ich, indem ich herantrat und ein Buch herabnahm. „Dies mir das einmal,“ und ich hielt ihm den Titel des Buches hin.

„Daniel's Lehrbuch der Geographie,“ las er, ohne zu stocken.

„Weißt Du denn, was Geographie ist?“ forschte ich weiter.

„Geographie oder Erdbeschreibung,“ schnurrte das Bürschchen wie ein Uhrwerk herunter.

„Sieh, sieh,“ sagte ich lachend, „Du bist ja schon ein ganz gelehrter kleiner Mann,“ und mein Blick fiel auf den Hauptmann, dessen Augen auf dem Knaben ruhten. Ich mußte plötzlich, woran ich war; denn an der schweigenden Glut dieser Augen erkannte ich, mit welch' leidenschaftlicher Gewalt die Seele des Mannes den Knaben umschlossen hielt. Das kleine Gramen, das ich mit Letzterem angestellt, hatte den Vater offenbar viel tiefer erregt, als den Knaben selbst; das nahm ich an dem beinahe unmerklichen Zittern seiner Nasenflügel und an dem Anfluge stolzen Lächelns wahr, das sein Gesicht umspielte, indem er jetzt den Knaben an sich zog und die Hand auf seinen blonden Kopf legte.

„Was willst Du denn einmal werden?“ fragte ich den Kleinen.

„Ein Professor,“ antwortete er, und das Wort kam wie aus der Pistole geschossen.

„Das hat er sich einmal in den Kopf gesetzt,“ sagte der Hauptmann, und diesmal lächelte er wirklich — es war ein glückliches Lächeln. Welch' ein Gebäude stolzer Hoffnungen mochte vor seiner Seele aufsteigen, während er so auf sein kluges, aufgewecktes Kind herabschaute.

„Nun, Du da, komm' Du auch einmal heran,“ wandte er sich jetzt an Männchen, der noch immer am Fenster stand. Das Kind trat heran und schaute den Vater mit seinen sanften Augen treuherzig an — ich habe nie einen weicheren Blick in Kindesaugen gesehen. —

„Was soll denn aus Dir einmal werden?“ fragte der Hauptmann und der Ton seiner Stimme klang etwas barscher.

Männchen sah den Bruder an.

„Auch ein Professor,“ sagte er mit seiner dünnen kleinen Stimme.

Mundi lachte hell auf und der Hauptmann strich mit der Hand wie mit einer Bürste über das Haar des Kleinen. „Du würdest einen schönen Professor abgeben,“ sagte er.



In der Klosterküche.
Gemälde von E. Grützner.

Ich weiß nicht, wie es kam, aber ich fühlte ein Bedürfnis, für das Kind einzutreten; in der Art, wie der Hauptmann mit ihm sprach und verkehrte lag etwas Geringschätziges, was mich verdroß und in der Seele des harmlosen Geschöpfes fränkte, das mit einem so sanft vertrauenden Blicke zum Vater empor schaute, als könnte von da nur Gerechtigkeit, Liebe und Güte kommen.

„Gewiß,“ sagte ich beschwichtigend, „wenn Männchen fleißig ist, wird es Alles lernen, was Mundi gelernt hat, und dann kann er auch einmal Professor werden.“

„Mundi kann auch schon schreiben,“ sagte der Kleine, indem er voller Bewunderung zu dem älteren Bruder hinüber sah, der vor Vergnügen und Stolz erröthete und wie eine frische Rose am Stöcke aussah.

Die Augen des Hauptmanns gingen wieder zu seinem Ältesten zurück und blieben an ihm hängen — ich sah wohl, daß der Andere gegen ihn nicht aufkommen würde. —

Beide Knaben traten nun in die Vorschule ein; Mundi kam in die oberste Klasse und ging vorwärts wie ein junges, feuriges Füllen, Männchen kam in die Klasse darunter und war ebenso fleißig, aber freilich nicht so begabt wie der Bruder, welch' Letzterer sich in der That als ein Kind von seltener Befähigung zeigte. Pünktlich mit dem Glockenschlage rückten sie des Morgens zu Schule an, und wenn die Schule zu Ende war, dann sah man am Ausgangstore Mundi stehen, der auf Männchen, oder Männchen, der auf Mundi wartete, und Hand in Hand pendelten sie dann nach Hause, ein liebliches Bild brüderlicher Eintracht und Liebe.

Das ging so seine Zeit fort, es wurde Winter; an die Stelle der leichten Sommerkittelchen traten dicke, warme Ueberzieher, die kleinen Beine tröteten in Kanonenstiefeln den Weg zur Schule, und die blonden Köpfe waren mit Pelzkappen bedeckt, unter denen die kleinen Gesichter rot und frisch wie Borsdorfer Äpfel hervorschauten. Den kalten Winter löste ein warmes Frühjahr ab, und nach diesem kam ein glühend heißer, trockener Sommer. Zum ersten Male geschah es in dieser Zeit, daß Mundi während des Unterrichts unaufmerksam und teilnahmslos war. Ich sah den Knaben an und bemerkte in seinen Augen einen Ausdruck, den ich noch nie darin gesehen; sie waren müde und mit einem Schleier überzogen.

„Fehlt Dir etwas?“ fragte ich, indem ich ihn unter dem Kinn faßte und ihm ins Gesicht sah. Die Haut war trocken und heiß. „Tut Dir etwas weh?“ Er nickte leise. „Wo tut es weh?“ fragte ich. „Im Kopf,“ erwiderte er. — „Geh' an den Brunnen hinunter,“ sagte ich, „trink ein Glas frisches Wasser und dann komm wieder.“

Das Kind erhob sich, ging hinaus und kam nicht zurück. Ich trat an das Fenster und sah ihn auf einer Bank des Hofes sitzen, den Kopf an die Mauer des Hauses zurückgelehnt. Eine plötzliche Unruhe überkam mich: ich rief Männchen aus seiner Klassenstube.

„Dein Brüderchen ist unwohl geworden,“ sagte ich zu ihm, „lauf' nach Hause und sage Gottlieb Bänisch, er solle ihn holen kommen.“

Als Männchen den Bruder so kläglich auf der Bank sitzen sah, stürzte er auf ihn zu, ihn zu umarmen. Mundi erwiderte die Liebkosung nicht,

und der Kleine blieb einen Augenblick ganz ratlos stehen, indem er die Arme herabhängen ließ.

„Lauf' nur,“ sagte ich, „lauf'!“ und er schoß mit Windeseile davon.

Eine Viertelstunde später erschien nicht Gottlieb Bänisch, wohl aber der Hauptmann selbst, und ich werde den Ausdruck angstvoller Besorgtheit nie vergessen, mit dem er auf den Knaben zueilte. Er hob das Kind von der Bank, riß es an seine Brust und trug es an die Droschke, die er mitgebracht hatte, und welche vor dem Tore wartete. Der Knabe ließ Alles teilnahmslos mit sich geschehen. Männchen war mit vor die Türe getreten und blieb ganz traurig stehen, während das Gefährt davon rasselte; der Vater hatte nur für Mundi Blicke und Gedanken gehabt.

Und heute zum ersten Male ging Männchen einsam von der Schule nach Haus. —

Am nächsten Tage kam Mundi nicht mehr zur Schule, und als ich den kleinen Bruder, der stumm, verstört auf seinem Plaze saß, nach ihm befragte, erfuhr ich, daß er zu Bett läge; und als ich am Nachmittage Gottlieb Bänisch mit den anderen Kindern begegnete, teilte mir derselbe mit — und sein Gesicht war voll Kummer und Sorge — daß der Arzt gemeint hätte, es könnte „janz schlimm“ werden, und der Herr Hauptmann hätte die ganze Nacht bei ihm gesessen und ginge gar nicht weg von dem Bette des Kindes. Der Arzt hatte recht vermutet, und Gottlieb Bänisch recht gehört, es wurde schlimm. —

Wieder machte der alte Rektor eine lange Pause; dann erschien auf seinem Antlitze ein bitteres, zorniges Lächeln. „Die Alten,“ sagte er, „hatten es bequemer als wir; wenn ein brutaler Streich des Schicksals ihnen ein teures Gut entriß, dann hieß es einfach: Die Götter sind neidisch geworden — wir Christen sollen unserem Gotte Alles zum Besten auslegen, wenn wir ihn auch manchmal gar nicht verstehen; nein gar nicht, wirklich gar nicht!“

Er hatte den Hut vom Kopfe gerissen und schlenkerte ihn hin und her, und der Schmerz, den ihm die Erinnerung bereitete, schien heiß und gewaltig zu sein wie an dem Tage, als alles das geschah, was er mir heute nach Jahren erzählte. „Denn wie soll man es begreifen,“ fuhr er fort, „und warum mußte es sein, daß plötzlich in all' diese blühende Kinderherrlichkeit, die nur da war zu der Menschen Glück und Freude, plötzlich das Verderben einbrechen durfte, das Verderben in seiner grauenhaftesten Gestalt, in Gestalt jenes Ungetüms mit glasigen Augen, brandgeröteten Wangen —“

Er brach im Satze ab, da er meinen erstaunten Blick wahrte. „Zieh merke,“ sagte er, „daß ich zu phantasieren beginne, anstatt zu erzählen; das was ich meine, war das Scharlachfieber.“

Woher es plötzlich gekommen war, da in der ganzen übrigen Stadt kein Fall der Krankheit sich gezeigt hatte, ob die Kinder den schnellen Wechsel der Temperatur nicht vertragen konnten — alle diese Fragen blieben ungelöst vor der furchtbar gewissen Tatsache stehen: es war da. Wie ein Dieb in der Nacht war es in das Haus des unglücklichen Hauptmanns eingebrochen und hatte sich mit teuflischer Gewalt auf den kleinen Edmund geworfen. Vierundzwanzig Stunden hatte das arme Kind bereits ohne Besinnung in Fieberdelirien geschmachtet, als auch der kleine Moritz und der

Georg sich niederlegten, und nachdem Männchen, blaß wie ein Schatten, noch an drei Tagen zur Schule gekommen war, blieb am vierten Tage auch er aus. Die Krankheit hatte auch ihn ergriffen. Und dann kam ein Tag — die Menschen hielten einander auf der Straße an, flüsterten sich etwas zu, leise und heimlich, als schwebte in Lüften über ihrem Haupte eine furchtbare, tyrannische Macht, die man nicht wecken durfte durch lautes Sprechen, die Frauen schlugen die Hände zusammen und die Männer schüttelten den Kopf, und man schaute hinüber zu den verhangenen Fenstern an des Hauptmanns Hause, mit dem scheuen Blicke, mit dem man auf ein namenloses Unglück, auf einen von Gott geschlagenen Menschen sieht.

„Alle Biere tot?“ hörte ich, als ich den Damm entlang ging, eine Frau neben mir fragen.

„Dreie,“ war die Antwort, „und das Vierte liegt im Sterben.“

Als ich das vernahm, mußte ich mich an einen Baum lehnen, denn ich fühlte, wie mir das Blut in den Adern stockte, und während ich so mit zitternden Knien stand, erlebte ich eine schreckliche Sinnesstörung: ich sah, wie das Laub der Bäume, das Gras auf den Wiesen, alles was grün im Bereiche meiner Augen war, sich in rostiges, trockenes Gelb verwandelte, nicht in das warme Gelb des Herbstes, sondern in das tote Gelb der Wüste.

Der Rektor wandte sich zu mir: „Glauben Sie nicht,“ sagte er, „daß ich Ihnen hier Phantasterei erzähle; ich war meiner Sinne Meister wie in diesem Augenblicke, und darum eben war es so entsetzlich. Ich fühlte nur ein einziges dumpfes Bedürfnis: Näheres, Genaueres zu erfahren, und deshalb ging ich hinüber in das Haus des Verderbens. Aus ihrer Kellermwohnung blickte, als sich mir die Haustür öffnete, die Portiers-Frau mit Augen, die rot und gedunsen waren, und als sie meiner ansichtig wurde, setzte sie sich auf den Stufen der Treppe nieder, drückte die Schürze ans Gesicht und brach von Neuem ein lautes, flgendes Weinen aus. „Gehen Sie nicht 'rauf,“ sagte sie, „es ist zu schrecklich; Gott hat seine kleinen Engel zu lieb gehabt und hat sie wieder bei sich haben wollen.“ Ich hörte ihr zu, ohne einen Laut von mir zu geben; nur der kleine Hermann war noch nicht dahingerafft, aber auch für sein Leben hegte der Arzt die schwersten Besorgnisse.

Wie zerschlagen wandte ich mich zurück und verließ das Haus. „Gott hat seine Engel zu lieb gehabt“ — wie ein Echo des tötlichen Ereignisses klangen diese Worte in meinem Innern nach.

Lassen Sie mich hinweggehen über den Tag, da wir sie zu Grabe trugen, und da eine unermessliche Schar freiwillig Leidtragender sich dem trostlosen Zuge anschloß. Blumen ohne Zahl bedeckten den Hügel, unter dem sie gemeinschaftlich gebettet wurden, ein dichter Hollunderbusch streckte seine Zweige darüber her.

Zum ersten Male seit dem Beginn dieser Ereignisse sah ich an dem Tage den Hauptmann wieder. In seinem Antlitze suchte keine Miene, aus seinen Augen floß keine Träne; aber der Ausdruck seiner Züge war derartig, daß Niemand ihm ein Wort zu sagen wagte. Als ich mich trotzdem zu ihm herandrängte und seine Hand ergriff, sah er mich einen Augenblick starr an, dann begannen seine Augen zu rollen, daß ich das Weiße darin sah, und mit einer jähen, beinahe wilden Bewegung riß er seine Hand aus der meinen und wandte sich von mir ab.

Anders war es mit Gottlieb Bänisch. Ich hatte ihn anfänglich nicht bemerkt, weil er ganz im Hintergrunde stehen geblieben war; als ich ihn jetzt entdeckte, sah ich ihn, den Helm in der Hand, mit dem Rücken gegen das Grab und die Versammelten gewendet, lautlos vor sich hin weinen, daß ihm die Tränen an der Nase entlang liefen.

Der Eindruck, welchen der plötzliche Tod der Kinder hervorgebracht hatte, war ein so dumpf betäubender, daß zuerst Niemand daran dachte, daß eins derselben noch am Leben war. Ich gestehe, daß auch ich das arme Kind vollständig vergaß, und als ich mich dann nach ihm erkundigte, geschah es in der schweigenden Voraussetzung, daß ich seinen bereits erfolgten, oder doch nahe bevorstehenden Tod erfahren würde. Das Gegenteil war der Fall: der kleine Hermann hatte die Krankheit überwunden, er erholte sich.

Es war einige Wochen später, als ich ihn zum ersten Male wieder an der Hand von Gottlieb Bänisch begegnete. Hängenden Hauptes, schwankenden Ganges kam er daher, als wenn ihm das Gehen noch Mühe machte; die Tränen traten mir in die Augen. „Guten Tag, Männchen,“ sagte ich, indem ich vor ihm stehen blieb und ihm die Hand bot.

Das Kind hob die Augen zu mir empor; sie waren noch größer geworden als früher und blickten aus einem abgemagerten, blassen, kleinen Gesicht hervor. Es war ein kläglicher Anblick. „Kennst Du mich denn nicht mehr?“ fragte ich, als er keine Anstalt machte, meine Hand zu ergreifen und als ich seine Augen mit einem Ausdruck auf mich gerichtet sah, als erblickte er mich zum ersten Male. Der Knabe drängte sich lautlos an den Soldaten, scheu und ängstlich, als wenn er sich hinter dessen Rock verstecken wollte.

Gottlieb Bänisch legte seine Hand auf des Knaben Kopf und klopfte ihn leise. „Fürchte Dir doch nicht,“ sagte er begütigend, „er ist ja gut zu Dir.“ Sein Zureden half nichts, und mit trübem Kopfschütteln blickte Gottlieb Bänisch auf den Kleinen nieder.

„Er ist wohl noch nicht ganz wieder hergestellt?“ fragte ich.

„Gesund ist er schon,“ erwiderte der Bursche, „aber—“ er vollendete den Satz nicht und blickte langsam vor sich hin. Ich sah, wie er sich grämte und es schien mir, als ob er noch etwas zu sagen hätte, was er sich nicht zu sagen getraute.

„Wirst Du denn nun bald wieder zu uns in die Schule kommen?“ wandte ich mich noch einmal an Männchen.

„Das wäre schon das Beste,“ erwiderte Gottlieb Bänisch für ihn; „denn sehen Sie,“ und er sprach leiser, als wollte er von dem Kinde nicht verstanden sein — „meine Zeit ist nu nächstens um, ich gehe nach Hause, und ich weiß doch gar nicht, was denn mit dem Kinde werden soll.“

Ich sah ihn erstaunt an. „Was soll denn werden?“ meinte ich, „er bleibt bei seinem Vater?“

Gottlieb Bänisch nickte wieder gedankenvoll wie vorhin. „Da, lauf mal an den Sandhaufen,“ indem er ihm eine kleine Karre und einen Holzspaten in die Hand gab, die er für das Kind mitgebracht hatte, „schippe ein bißchen Sand, ich werde gleich nachkommen.“

Der Kleine befolgte die Weisung und karrte vom Damm herab dem

Sandhausen zu, wo ich ihn frühen so manches Mal in harmlosem Spiel mit seinen Brüdern gesehen hatte.

Als er sich entfernt hatte, wandte Gottlieb Bänisch sich wieder zu mir „Der Hauptmann“, sagte er, „was das mit dem jetzt ist — man weiß ja nicht, was man dazu sagen soll. Den ganzen Tag geht er 'rum und redet kein Wort; und das Kind da, sehen Sie, das ist, als wenn's gar nicht da wäre für ihn.“

Ich dachte an den Vorgang, der sich in meiner Wohnung abgespielt hatte. „Ich glaube“, sagte ich, „daß er den ältesten Knaben am liebsten hatte?“

„Ach Gott“, entgegnete der Bursche, „ich jlobe, die andern hätten alle miteinander sterben können, wenn er man bloß den Ältesten behalten hätte.“ Er blickte zu Männchen herab, der sich mit seiner Karre beschäftigte. „Es ist ja wahr“, sagte er, „der andere das war ja ein Staatsjunge; aber was kann denn das kleine Barm dafür, daß es alleine übrig geblieben ist.“

Er ging dem Knaben nach, und sicherlich ahnte er nicht, welcher schauerlichen Eindruck seine einfachen Worte auf mich gemacht hatten. —

Wir befanden uns am Ausgange des Sommers, es kam der Herbst, und mit ihm die Entlassung der Reservisten. Zu den Letzteren gehörte Gottlieb Bänisch, dessen dreijährige Dienstzeit abgelaufen war. Ich brauche Ihnen das Bild nicht zu beschreiben, das die Stadt zu solcher Zeit bietet: der Soldat freut sich der wieder erlangten Freiheit und sucht seinem Freiheitsbewußtsein entsprechenden Ausdruck zu verleihen. Einzelnen und in Gruppen sieht man sie durch die Straßen ziehen, Infantristen, Kavalleristen und Artilleristen, in dem alten Uniformrock, den sie in die Heimat mitnehmen, die Mütze, die bisher vorschriftsmäßig grade gewesen, jetzt auf der Seite gerückt, ohne Seitengewehr, aber dafür mit Stöcken ausgerüstet. Diese Wahrzeichen des bürgerlichen Lebens, in welches sie nun wieder eintreten, gehört wie ein unumgängliches Attribut zum preussischen Reservisten; mit allem Stolz, den der Gedanke verleiht, daß man jetzt tun und tragen darf, was bis dahin verpönt gewesen wäre, wird der Stock gehandhabt, und an seiner verschiedenartigen Form erkennt man noch die Charaktereigenschaften der verschiedenen Waffengattungen. Der Stock des Kavalleristen ist der eleganteste und dünnste, der des Infanteristen stärker und dicker, die dicksten Knüppel führen die Artilleristen. Mit einem Stocke dieser Art erschien Gottlieb Bänisch an dem Tage, da er entlassen ward.

Es geschah an einem umwölkten Septembernachmittage, und ich befand mich auf dem Bahnhofe, wo ich einem abreisenden Freunde Lebewohl gesagt hatte, als ich Gottlieb Bänisch des Weges daher kommen sah.

Schaaren von anderen Reservisten, die zugleich mit ihm in die gemeinsame Heimat befördert werden sollten, zogen lärmend, jauchzend und singend vor und hinter ihm die Straße entlang; er ging abgesondert von ihnen ganz still und ganz ernst. In seiner Rechten trug er seine geringen Habseeligkeiten, in einem rothbaumwollenen Taschentuche zusammengebündelt, zu seiner Linken lief Männchen.

Ob der Knabe wußte, daß er Gottlieb Bänisch heute zum letzten Male begleitete? Der Bursche hatte ihm seinen großen, dicken Stock anvertraut und das Kind benutzte ihn als Stedenpferd, indem es mit den kleinen Händen

den den gebogenen Griff desselben umfaßte und neben dem Soldaten einherritt. Auf dem Eisenbahnperron angelangt, nahm Gottlieb Bänisch den Knaben etwas zur Seite, und während er den bereit stehenden Zug mit sinnenden Blicken musterte, blickte Männchen zu ihm empor, in schweigendem Staunen, als nähme er eine Veränderung an ihm wahr. Ich stand dicht hinter Beiden. Gottlieb Bänisch neigte sich zu dem Kinde nieder, und klopfte es leise auf die Wäddchen, indem er ihm vorsichtig den Stock aus den Händen nahm.

„Siehst Du,“ sagte er, indem er auf den Eisenbahnzug hindeutete, „da steigt ich nu ein und fahre nach Hause, und hier hab' ich Dir noch 'was Süßes mitgebracht.“ Aus seiner Rocktasche zog er eine kleine Holzflöte, die er dem Kinde einhändigte: Offenbar hatte er sie von seinen mageren Ersparnissen gekauft.

Männchen nahm das Geschenk in Empfang, ohne die Augen von Gottlieb Bänisch zu verwenden. Ich trat hinzu. „Wollen Sie nicht eine Cigarre nehmen?“ wandte ich mich an den Burschen und hielt ihm meine Cigarrentasche hin.

„Danke och schön,“ versetzte er, indem er mit seinen dicken Fingern in die Tasche griff und eine Cigarre herausnahm.

„Nehmen Sie doch mehr,“ sagte ich, und ich schüttete den ganzen Inhalt der Tasche in seine Hand.

„Ich danke, ich danke,“ erwiderte er, indem er verlegen schmunzelte und die Cigarren zwischen die Knöpfe seines Uniformrockes schob. Ich bot ihm die Hand zum Abschied und er drückte sie, indem er seine Mütze rückte. Wie hart war diese Hand, wie ungeschlachtet die Finger, und wie weich war sein Herz, wie zartfühlend und gut!

„Wenn Sie doch so jut sein wollten,“ wandte er sich leise an mich, „und das Kind nachher von dem Bahnhofe mitnehmen; er hat partout mitlaufen wollen, und ich hab's doch nich über's Herz bringen können, ihn zu Hause zu lassen.“ Ich nickte ihm schweigend meine Zusage.

Die Glocke mahnte zum Aufbruche, und als Gottlieb Bänisch sich zum Einsteigen in Bewegung setzte, hing Männchen sich mit beiden Händchen an seine Hand.

Der Bursche machte sich sanft von ihm los, als er aber das Coupé erstiegen hatte, setzte der Knabe den Fuß auf das Trittbrett und streckte die Arme nach ihm aus. „Mitfahren, auch mitfahren!“ rief er, indem er angstvoll zu Gottlieb Bänisch emporschaute.

Die anderen Soldaten, die im Coupé saßen, fingen an zu lachen. „Rief' mal den kleinen Reservisten,“ hieß es, „der will och mit.“

Gottlieb Bänisch aber kam noch einmal herabgeflattert, legte seine beiden großen Hände um des Kindes Gesicht, so daß Letzteres ganz darin verschwand; er beugte sich tief zu dem Knaben herab, klopfte ihm leise den Rücken und wollte lachen — plötzlich aber liefen ihm die Tränen über die Wäddchen herunter. „Es jeht ja nich, Männchen,“ sagte er schluchzend, „es jeht ja nich,“ dann riß er sich los und sprang mit einem Satz in das Coupé zurück, dessen Tür hinter ihm zuschlug. Der Eisenbahnzug setzte sich in Bewegung und rollte unter einem donnernden „Hurrah“ der Reservisten aus der Halle des Bahnhofes hinaus.

Verloren unter der Menschenmenge, welche sich auf dem Eisenbahn-Peron drängte, blieb das Kind stehen und blickte wie betäubt dem Zuge nach, der sich schneller und schneller entfernte; die Holzflöte, die ihm Gottlieb Bänisch geschenkt hatte, umklammerte es mechanisch mit seiner kleinen Hand. Ich hielt mich in seiner Nähe, und der Anblick des einsamen Kindes schnürte mir das Herz zu. „Na, Männchen,“ sagte ich, indem ich herantrat und seine herabhängende Hand in die meinige nahm, „gib mir die Hand, wir wollen nach Haus gehen.“

Der Knabe hob das blasser Gesichtchen zu mir empor. „Kommt er bald wieder?“ fragte er. Der Bursche hatte ihm verschwiegen, oder das Kind hatte nicht verstanden, daß der Abschied für immer sei, und auch mir versagte der Mut, ihm völlige Aufklärung zu geben.

„Komm nur,“ sagte ich, „sei ein artiges Kind, dann wird schon alles gut werden.“

Meine Aufforderung war überflüssig, denn es hat nie ein gefügigeres kleines Geschöpf gegeben, als dieses arme Kind. Er ließ seine kalte, kleine Hand in der meinigen, und so wie er mit Gottlieb Bänisch zum Bahnhofe gekommen war, ging er nun an meiner Seite davon. Unterwegs überlegte ich, was ich mit ihm machen sollte; ich mußte ihn zu seinem Vater zurückbringen, das war mir klar; unwillkürlich jedoch überkam mich bei dem Gedanken ein gewisses unheimliches Gefühl.

Wir kamen bei einem Zuckerbäcker vorbei, und ich trat ein, um eine Düte voll unschuldiger Mäscherei für ihn zu kaufen; ich empfand ein Bedürfnis, das gramvolle kleine Herz mit Trost und Licht zu erfüllen.

Ich hielt ihm die geöffnete Düte vor die Augen. „Sieh' mal die schönen Bonbons,“ sagte ich, „wollen wir ein paar davon essen?“

Der Knabe blickte schweigend in die Düte und hob keinen Finger; ich mußte ihm selbst die Zuckerspläschen in den Mund stecken.

So unscheinbar dieser Vorgang war, so machte er dennoch einen tiefen Eindruck auf mich: bisher waren mir Kindertränen wie ein Gewitterregen erschienen, der rasch niederfällt und rasch verdampft — hier sah ich ein Kind, das nicht weinte und bei dem der Trost, mit dem man die Schmerzen des Kindes so leicht zum Schweigen bringt, nichts fruchtete. Ich konnte mich nicht entschließen, ihn jetzt schon zu seinem Vater zurückzubringen; ich nahm ihn nach meiner Wohnung mit und ließ ihm eine Tasse Milch vorsetzen. Bis daß sie gebracht wurde, zeigte ich ihm die Bilder in meiner Stube, die Bücher und versuchte ihn durch Redereien zur Heiterkeit zu bewegen. Er sah und hörte lautlos zu. Dann setzte ich ihn auf das Sopha, und wie ein kleiner Vogel nippte er den Inhalt der Schale, die ich vor ihn gestellt hatte, mit kleinen, langsamen Schlucken aus. Mittlerweile wurde es dunkel, und ich mußte ernstlich daran denken, ihn nach Hause zu schaffen. Komm, Männchen, sagte ich, „mach' Dich fertig, nun wollen wir zum Papa nach Hause gehen.“

Gehorsam rutschte er vom Sopha herunter; er griff nach seinem kleinen Stute, dann blieb er mitten in dem Zimmer stehen.

„Nun?“ fragte ich, indem ich an die Türe trat, um sie zu öffnen. Als ich jedoch die Klinke berührte, fing das Kind, das bis dahin ohne Tränen, ohne Laut gewesen war, plötzlich an, kläglich zu weinen. Es hob nicht das

Haupt, er regte kein Glied; wie in sich zusammengesunken stand es da und weinte — weinte —

Dem Rektor brach die Stimme ab, seine Brust arbeitete schwer, und er strich mit der flachen Hand zweimal und dreimal über beide Augen.

„Seit jener Stunde,“ fuhr er fort, und er streckte die Hand feierlich empor, „kann ich nicht mehr vorübergehen, wenn ich ein Kind weinen sehe — denn in jener Stunde erfuhr ich, wie Kinder weinen können, und daß ihre Tränen schrecklich sein können, schrecklicher als die aller Erwachsenen.“

Ich ließ die Tür fahren und war mit einem Schritte neben ihm. „Männchen?“ — sagte ich.

Und nun schlang der Knabe beide Arme um mich her, indem er sich mit den Händen an den Falten meines Rockes festklammerte, und während ein Schluchzen seine Brust erschütterte, das ihm, so schien es, das Herz sprengen wollte, drückte er sein Gesicht an mich, als ob er sich zu verstecken strebte.

„Ich fürchte mich so,“ rief er, „ich fürchte mich so.“

Wie ein eisiger Schauer drangen mir diese Worte ins Herz, wie ein jäher furchtbarer Schreck. Ich wagte nicht, zu fragen, was es sei, wer es sei, vor dem er sich fürchtete; ich wagte nicht, ihm Trost zuzusprechen, denn ich ahnte, daß der Naturlaut der Verzweiflung, der aus dieser Kindesseele hervorbrach, aller meiner Weisheit unendlich überlegen und viel, viel klüger war, als alle meine Vernunftgründe.

Ich setzte mich auf einen Stuhl und hob das Kind auf meinen Schoß; ich nahm seine beiden, kleinen, eiskalten Hände in meine Hand und lehnte sein von Tränen überflutetes Gesicht an meine Brust; und so saß ich mit ihm in dem dämmernden Raume, lange, lange Zeit, und die Stille um uns her ward nur durch das Schlucken und Schluchzen des Knaben unterbrochen, welches allmählich leiser zu werden und zu verhallen begann. Ich sprach kein Wort, ich drückte die gebrechliche kleine Gestalt an mich, und so leicht ihr Gewicht auf meinen Knien ruhte, so hatte ich doch ein Gefühl, als hielte ich die ganze unermessliche Last des menschlichen Jammers und Leides, verkörpert in diesem Kinde, auf meinem Schoße.

In jener Stunde lernte ich meinen Beruf, Kinder zu leiten und zu erziehen, zum ersten Male in all' seiner Größe und Heiligkeit erkennen. Ich hatte ihn zu kennen geglaubt, weil ich gelernt hatte, was man äußerlich dazu eben gelernt haben muß; jetzt, im Angesichte dieses Kindes, dessen Seele nach Liebe schrie und dem die Welt zur Einöde ward, weil es keine Liebe fand, erfuhr ich, daß ich im Dunkeln getappt hatte, und ich lernte plötzlich die ganze Weisheit meines Amtes verstehen, die sich in das Wort zusammenfaßt: „gebt dem Kinde Liebe!“

Endlich, als der erste, heftigste Anfall der Verzweiflung sich gemäßigt und der Knabe zu weinen aufgehört hatte, setzte ich ihn vorsichtig von meinem Schoße herab und stellte ihn auf die Füße. Ich strich ihm das blonde Haar glatt, setzte ihm den Hut auf und ohne weiter etwas zu sagen, faßte ich ihn an der Hand. Geduldig wie immer überließ er sie mir, und ohne fürderen Widerstand zu leisten, ging er neben mir her durch die dunkelnden Straßen der Stadt, dem Hause seines Vaters zu.

Der Hauptmann saß, als wir bei ihm eintraten, an seinem Schreibtische, das Haupt in die aufgestützte Hand gesenkt; die Lampe stand neben ihm

und ließ sein hageres Profil scharf aus der schwarzen Umrahmung von Bart und Haar hervortreten. Ein Buch lag aufgeschlagen vor ihm, seine Augen aber gingen über dasselbe hinweg und haften an einem Bilde, das über dem Tische an der Wand hing; ich erkannte es nach der Beschreibung, es war das Bild seiner Frau. Seine Gedanken schienen ernst und schwer zu sein, und sein Blick war so starr, daß, als er das Haupt nach der klappernden Türe wandte, es so aussah, als müßte er ein Band durchreißen, das von jenem Bilde ausging und seine Augen daran gefesselt hielt.

Als er mich erkannte, stand er auf und begrüßte mich, ich sah den erstaunten Blick, mit dem er den Knaben an meiner Seite musterte. „Wo kommst denn Du her? so spät?“ fragte er, indem er auf den Knaben niederblickte.

Der Knabe gab keinen Laut von sich. Ich erklärte ihm, wohin der Knabe gegangen war, und daß ich ihn auf dem Bahnhofe getroffen und mit mir genommen hätte.

Der Hauptmann nickte schweigend mit dem Kopfe. „Ich bin Ihnen dankbar,“ sagte er dann, „bitte, nehmen Sie doch Platz.“ Während ich mich setzte, ließ er sich wieder vor dem Schreibtische nieder.

„Komm her,“ wandte er sich an Männchen, der an der Stelle stehen geblieben war, wo er neben mir gestanden hatte. Das Kind warf einen scheuen Blick auf den Vater, tat einen halben Schritt auf ihn zu und blieb wieder stehen.

„So komme doch, ich tue Dir ja nichts,“ sagte der Hauptmann ungeduldig. Er streckte den Arm aus und zog den Knaben zu sich, so daß Letzterer zwischen seinen Knien zu stehen kam.

„Bist Du hungrig? willst Du Abendbrot essen?“ fragte der Hauptmann, indem er dem Kinde über die Haare strich. Männchen schüttelte schweigend den Kopf; dann verzog er das Gesicht, als ob er zu weinen anfangen wollte.

„Du sollst ja nicht immer weinen,“ sagte der Vater; das Kind fuhr zusammen, schluckte die Tränen hinunter und stand, ohne den Vater anzusehen, starr und regungslos da; sein kleines Gesicht war leichenblaß. Plötzlich bog der Hauptmann sich herab und mit einer beinahe wilden Bewegung riß er den Knaben auf seinen Schoß, an seine Brust. Mit beiden Armen hielt er ihn umschlungen, sein Gesicht neigte sich so tief zu ihm nieder, daß sein schwarzer Bart wie eine dunkle Wolke über dem Antlitz des Kindes lag, und so gewaltfam preßte er den Knaben an sich, daß derselbe wie erstickt an seiner Brust lag.

Alles dies geschah in tiefem, lautlosen Schweigen; des Knaben Haupt war hinten über gesunken, er hatte die Augen geschlossen und sah einen Augenblick aus, als wäre er tot; auch der Hauptmann sprach kein Wort, nur ein dumpfes Stöhnen rang sich aus seiner Brust hervor, und indem er den Knaben wie eine Puppe handhabte, sah es aus, als würde er vom Krampfe der Verzweiflung regiert. Endlich ließ er sein Haupt tief, bis auf die Brust des Kindes niedersinken und verharrte eine Zeit lang in dumpfer Apatie.

Der ganze Vorgang war herzzerreißend und schaurig zugleich. Die Worte fielen mir ein, die Gottlieb Bänisch gesagt hatte: „er ist den Kindern sehr gut, er kann es nur nicht so von sich geben“ — und ich staunte von Neu-

em über die Fähigkeit des Volkes, welches mit seinen schlichten Ausdrücken Dinge beim Namen trifft, die wir mit unserer geschulten und gebildeten Sprache vergeblich zu bezeichnen streben. Er konnte seine Liebe nicht von sich geben; wie ein unterirdischer Strom arbeitete sein Gefühl sich stumm und wühlend in sein Inneres hinein, und wenn es einmal aus ihm hervorbrach, dann geschah es mit so rasend leidenschaftlicher Gewalt, daß es den Gegenstand, den es umfaßte, mit Vernichtung bedrohte. Der Hauptmann erhob den Kopf, reckte sich auf, und mit derselben Heftigkeit, mit der er vorhin den Knaben an sich gerissen hatte, setzte er ihn jetzt wieder auf den Boden. „Geh' zu Bette,“ sagte er.

Der Knabe stand mitten im Zimmer, als wenn er von dem Erlebten nicht zu sich kommen könnte; ich erhob mich, trat zu ihm und als ich ihn berührte, fühlte ich, wie er am ganzen Leibe zitterte. „Schlaf' wohl, Männchen,“ sagte ich, „nun kommst Du wieder zu uns in die Schule, und ich zeige Dir schöne Bilder und Bücher.“ Das Kind sah mich mit weit offenen, angst-erfüllten Augen sprachlos an.

Der Hauptmann klingelte, und als der Bursche über die Schwelle trat, suchte der Kleine auf und lief ihm entgegen. — Aber es war nicht mehr Gottlieb Bänisch, und den Blick, mit dem das Kind zu dem Fremden empor sah — ich werde ihn nie vergessen, denn er war jammervoll kläglich in seiner hilflosen Not.

Als er hinausgegangen war, wandte ich mich an den Hauptmann. „Ich glaube,“ sagte ich, „daß das Kind noch angegriffen von der überstandenen Krankheit ist, und daß es sich empfehlen würde, ihm heftige Gemütsbewegungen zu ersparen.“

Der Hauptmann hielt den Blick zur Erde gesenkt, dann sprang er auf, indem er den Stuhl mit einem Ruck zurückstieß. Mit weit aussholenden Schritten durchmaß er das Zimmer von einem zum anderen Ende, hin und her und immer wieder hin und her, dann blieb er stehen, ich sah in seine rollenden Augen, und wie an jenem Tage, da man die Kinder begrub, sah ich nur das Weiße darin.

Er schwang die geballten Fäuste zum Himmel. „Wenn er einmal ein Genfer sein will,“ sagte er mit einer vor Wut und Verzweiflung ächzenden Stimme, „warum treibt er sein Handwerk dann so stümperhaft? Warum mußte er mir den Einen lassen? Warum nicht alle nehmen? alle miteinander? Es wäre mir lieber gewesen! ja, wahrhaftig, ja! dann wäre es aus gewesen und ich hätte mich totschießen und mit meinen Zungen zusammen einscharren lassen können!“

Ich vermochte kein Wort zu erwiedern, auch schien er es nicht zu erwarten. Er warf sich wieder auf den Stuhl vor dem Schreibtische, ergriff ein Bild, welches dort vor ihm auf dem Tische in braunem Rahmen stand und hielt es mit beiden Händen vor sich hin. Es war ein Knabenporträt, das Bild des kleinen Edmund. Mit stieren Blicken hing er an den Zügen des geliebten Gesichts, dann legte er das Bild auf den Tisch, seine Arme breiteten sich darüber hin, sein Antlitz sank in die Arme, so daß der Mund über dem Bilde zu liegen kam, und indem ich sah, wie ein furchtbares Schluchzen seinen ganzen Körper durchschütterte, erschien er mir wie ein Baum, den die Art ins Mark getroffen hat und dessen Zittern den nahenden Sturz verkündet.

Geraume Zeit verging, endlich gab ich ein Lebenszeichen. Er fuhr empor und sah sich um. „Entschuldigen Sie,“ sagte er, indem er aufstand.

„Hier ist nichts zu entschuldigen,“ erwiderte ich, „aber wenn ich Sie um eins bitten darf: vergessen Sie nicht, daß das unglückliche Kind Niemanden mehr auf der Welt besitzt als Sie.“

„Das ist es ja eben —“ versetzte er dumpf; „hier ist es aus“ — und er schlug sich an das Herz — „und wer nichts mehr hat, kann auch nichts mehr geben.“

Seufzend schüttelte ich das Haupt — hier war nichts mehr zu sagen. Ich verließ ihn, und als ich aus dem Hause trat, hatte ich ein Gefühl, als stünde hinter mir in dem dunklen Flur der Tod und schlänge die Pforte des Hauses wie den Deckel eines Totenschreines zu. —

Der Winter kam, und bald nach Beginn desselben erschien Männchen zum ersten Male wieder in der Schule. Ich ließ ihn wieder in seine frühere Klasse eintreten, ich setzte ihn auf die Bank, auf der er gesessen — der Platz war derselbe, aber der Knabe, der darauf saß, war es nicht mehr.

Schwer war ihm das Lernen auch früher schon geworden, aber er war fröhlich und fleißig gewesen, vielleicht hatte ihm auch das ältere Brüderchen geholfen, und so war er mit seinen Aufgaben fertig geworden — jetzt war das anders; Niemand war mehr da, ihm zu helfen, und auf ihm selber lag es wie ein allgemeiner Druck, der seine Fähigkeiten und Kräfte lähmte.

Ich hatte den Lehrern äußerste Schonung ihm gegenüber empfohlen und ich weiß gewiß, daß er kein böses Wort in der ganzen Zeit zu hören bekommen hat — wer hätte es auch über's Herz gebracht gegenüber dem blaffen Kinde, dem man ansah, wie gern es wollte und wie schwer es vermochte. Aber man kann eine Blume wohl vor Frost und Hitze, vor allem äußeren Ungemach schützen, nicht aber vor der Krankheit, die von der Wurzel aufsteigen ward und unsichtbar von Zelle zu Zelle emporsteigt, bis daß sie den Organismus zerstört. Das Leid, vor dem wir ihn zu schützen strebten, wuchs aus ihm selbst heraus, aus der ihm angeborenen verschlossenen Natur, die er von seinem Vater geerbt hatte, wie er die blonden Haare und lichten Augen der Mutter verdankte.

Dies Alles ist mir erst später klar geworden, als die Dinge sich bis zum Ende entwickelt hatten und wie ein zusammenhängendes Bild vor mir lagen, als ich zurückblickend, mit Schrecken inne ward, welche Qualen das unglückliche Kind in jener Zeit erlitten hat. Das was ich damals bemerkte war, daß er von Tag zu Tage scheuer ward und immer träumender in sich selbst versank. An keinen seiner Mitschüler schloß er sich an, vor seinen Lehrern fürchtete er sich, der einzige Mensch, dem er noch Vertrauen zeigte, war ich. Allmählich aber nahm auch das ab. In den ersten Tagen war er, wenn er zur Schule kam, an mich herangetreten und hatte mir die Hand gereicht, das hörte auf; im Bogen ging er um mich herum und schlich sich in das Klassenzimmer, ich sollte ihn nicht mehr sehen.

Des Nachmittags, wenn ich meinen gewohnten Gang machte, sah ich manchmal eine kleine Gestalt, die auf der schneebedeckten Wiese drunten einsam umherlief und Schneehaufen zusamenschaukelte — das war er, der sich wie ein kleiner Wildling dort umtrieb. Einmal, den Damm entlang schreitend, gewahrte ich ihn, wie er sich hinter einem Baume versteckt hielt

und mich von fern beobachtete. Ich rief ihn an, er trat aus seinem Versteck hervor; es sah aus, als wollte er auf mich zukommen, dann drehte er plötzlich um und wie von unsäglicher Angst gejagt, huschte er vom Damme hinunter fort, weit fort von mir.

So ging der Winter hin und es kam Ostern, die Zeit, der so manches Schülerherz sorgend entgegen schlägt, weil sie die Entscheidung über Versetzung und Nichtversetzung bringt. Den Knaben zu versetzen, war nicht möglich, und ob es mir gleich ein Gefühl bereitete, als geschähe mir selbst ein tiefes Leid, mußte ich mich entschließen, ihn sitzen zu lassen. Ich kam selbst in die Klasse und teilte es ihm und seinen Mitschülern so schonend als möglich mit, indem ich alle Schuld auf seine Krankheit schob und ihm für die Zukunft Trost und Hoffnung zusprach. Der Knabe saß regungslos auf seinem Sitze und sah nicht empor zu mir.

Nachher, als die Schüler das Tor verließen, sah ich ihn, der gesenkten Hauptes unter den anderen davonschlich. Ich hielt ihn an und heischte, daß er mir die Hand geben sollte; er tat es, ohne den Kopf zu erheben. „Sieh mich doch einmal an,“ sagte ich; er tat es, und ich blickte in ein Gesicht voll hoffnungsloser Traurigkeit. Es war mehr als Trauer, es war jener herzzerreißende Ausdruck, den man in den Augen kranker Kinder wahrnimmt, die plötzlich wie Erwachsene aussehen, als ahnten sie, daß sie dicht vor der Lösung des Rätsels von Sein und Nichtsein ständen und bald weit mehr wissen würden als alle die Erwachsenen, von denen sie bisher gelernt.

„Bist Du krank, Männchen?“ fragte ich — er schüttelte schweigend den Kopf.

„Weißt Du, daß ich Dir gut bin?“ fragte ich. Er nickte langsam mit dem Kopfe, aber es sah nicht aus wie „ja“, sondern als wollte er sagen, „laß nur gut sein. — ich weiß schon wie es steht.“

Zum Sprechen war er nicht zu bringen.

Am Morgen eben jenes Tages hatte der Frühling Nacht bekommen über den Winter. Das Eis war auf dem Strome gebrochen, und die Fluten des Letzteren kamen, von Stunde zu Stunde wachsend, ihren tobenden Gang daher. Ein heulender Wind, der um die Mittagsstunde aufgesprungen war, begleitete das Wassergebrause, so daß es war, als hätten die beiden Naturdämonen sich verschworen, den geängsteten Menschen einen schreckensvollen Tag zu bereiten. Und in der Tat entsinnete ich mich nicht, vorher oder später einen gleichen erlebt zu haben. Es wurde kaum hell; die Sonne schien erstickt von den schwarz-grauen Wolken, die aus der Südwestecke des Himmels wie aus einem unerlöschlichen Born hervorquollen und in sinnloser Hast tief niederhangend, über dem Flusse dahinjagten; das graue Wasser unten, das immer gurgelnder an dem Damme emporstieg, immer donnernder seine Schollen an die Brücke warf, als müßte heute aufgeräumt werden mit dem verhassten Eindringling in sein Gebiet, der graue Himmel darüber — es war ein Bild der denkbar furchtbarsten Bede.

Dazu die wunderfamen Töne, mit denen sich der Sturm, der keine menschlichen Laute aufkommen ließ, an tausend Ecken und Kanten brach und mit denen er die Ohren der Menschen täuschte und äffte. Noch heute fühle ich den eisigen Schreck, der mich plötzlich überlief, als ich über die zitternde, schwankende Brücke zur Stadt zurückging und jählings stehen blieb, weil ich

den schrillen Schrei einer Kinderstimme zu hören glaubte. Ich erkannte bald, daß ich mich getäuscht hatte, daß es nur der Wind gewesen war, der in dem Lauwerk der Schiffe rüttelte, die am Fuße der Brücke lagen, und der von den straffen Tauen wie von pfeifenden Sägen durchschnitten ward — aber noch einmal wiederholte es sich, noch einmal bannte mich der Schreck an die Stelle, über die ich ging, denn wieder glaubte ich einen fernen, klagenden Schrei gehört zu haben. Es war auch diesmal eine Täuschung — hoch über mir gewahrte ich eine Krähe, die vergebens dem Winde entgegen zu streben versuchte und die endlich, wie ein Fetzen schwarzen Papiers herumgewirbelt und zurückgeschleudert ward — von ihr ging der heiser klagende Schrei aus, den ich vernommen.

Trotzdem verließ mich von dem Augenblick an ein dumpfes, unheimliches Gefühl nicht mehr, eine drückende Beängstigung, deren ich nicht Herr zu werden vermochte, obschon ich mir nicht klar darüber werden konnte, was es war, wovor mir graute.

Mit zunehmender Dunkelheit wuchs dieses Gefühl; es duldete mich nicht mehr in meinen vier Wänden, denn es lag über mir wie die Ahnung eines schweren Unglücks, das in dieser, allem Menschlichen verfeindeten Nacht geboren werden mußte. Ich ging noch einmal auf die Brücke, ich wollte noch einmal hinüber auf den Damm — was ich dort suchte, ich hätte es nicht zu sagen vermocht. Man ließ mich aber nicht mehr hinüber, denn die Brücke drohte jeden Augenblick mit den Wellen abzugehen. Ich blieb eine Zeit lang bei den Männern stehen, welche die Brückenwache hielten, und sah ihnen zu, wie sie beim düsterroten Scheine von Pechfackeln das Steigen des Wassers an den Pfeilern der Brücke untersuchten.

„Was schwimmt denn da?“ rief plötzlich einer der Männer, indem er mit der Fackel so tief wie möglich herableuchtete, und als ich das hörte, stürzte ich an das Geländer der Brücke und ich glaube, ich stieß einen Schrei aus.

Es war wieder ein unnötiger Schreck gewesen, denn was dort unten angerauscht kam, war nichts weiter als ein junger Birkenbaum, den der Sturm irgendwo aus dem Boden gerissen und mitgenommen hatte. Seltsam freilich war es zu sehen, wie die Zweige der jungen Krone aus dem Wasser ragten, daß sie von ferne beinah' wie ausgereckte, hilfesehnde Arme erschienen. Ich schämte mich meiner Schwäche vor den Leuten, obschon sie alle wohl zu erregt gewesen waren, um weiter darauf zu achten, und ging nach Haus.

Die Nacht verlief, ohne daß ein Unglück geschehen wäre; so rasch das Wasser gestiegen war, so schnell begann es wieder zu sinken, und als es Morgen ward, war die Gefahr vorüber. In den Vormittagsstunden aber, denn die Schule hatte ja Ferien, machte ich mich auf, um zu sehen, wie mein alter Damm draußen dem Hochwasser widerstanden hatte. Als ich ein Stück Weges hinausgelangt war, sah ich etwa zweihundert Schritt vor mir eine Gruppe von Menschen, die an der Kante des Dammes standen und auf etwas hinunterblickten, was sich dort am Fuße des Dammes zu befinden schien. An der Stelle war ein Gestrüpp von Erlen und Weiden. „Der Damm hat wohl ein Beck bekommen?“ fragte ich einen Arbeiter, der mir von dort entgegenkam.

„Rein,“ antwortete er, „es ist ein Kind.“

„Ein Kind?“ — aber er war schon an mir vorüber.

Alles Blut floß mir plötzlich vom Herzen, und mir war, als ob der Damm unter meinen Füßen zu wogen begann. Ich weiß nicht mehr, ob ich rasch, ob ich langsam ging; ich weiß nur noch, daß ich unter die Leute trat, die sich dort sammelndrängten, daß ich hinunterschaute und daß ich mich, ohne ein Wort zu sagen, auf die Kante des Dammes niedersetzen mußte, weil es mir schwarz vor den Augen ward.

„Es ist dem Hauptmann seines,“ hörte ich die Leute um mich her einander zuflüstern — ja es war des Hauptmanns Kind — sein Leibes.

Unten im Gestrüpp, zwischen zwei Weiden geklemmt, das Haupt eben wieder auftauchend, den übrigen Körper noch vom Wasser überströmt, lag Männchen — und war tot.

Wie er dorthin gekommen — ob es ein Ausgleiten gewesen, was ihn hinuntergeschleudert hat — Niemand hatte es gesehen — Niemand weiß es und wird es jemals erfahren. Manchmal aber, in schlaflosen Nächten, da höre ich ihn wieder weinen, da sehe ich, wie sein Köpfchen mir zunicht mit dem trostlosen Ausdruck: „ich weiß schon, wie es steht“ — und dann erhebt sich eine schreckliche, flüsternde Stimme in mir, die mir einreden will, daß es kein Zufall, kein Ausgleiten, daß es etwas anderes war, was ihn dort hinunterflüchten ließ, von dieser Erde hinweg, wo Niemand mehr etwas von ihm wissen wollte, von dem Kinde, dessen Schuld darin bestand, daß es als Leibes übrig blieb von seinen Geschwistern.

Als wir die von der Kälte des Wassers und des Todes verflaminten und erstarrten Glieder des Knaben aus dem Gestrüpp gelöst hatten und mit ihm auf den Damm hinaufgestiegen waren, sah ich durch die Gärten der Häuser, welche dort in der vom Damme geschützten Niederung lagen, einen Mann herangelaufen kommen. Es war der Hauptmann. Er war ohne Kopfbedeckung, so daß ihm der Wind das schwarze Haar durchwühlte, ohne Säbel, nur im Ueberrock, und der Rock war halb zugeknöpft. Er kam geradenwegs auf uns zu, quer durch die Gärten der Häuser hindurch, die zwischen dem Garten seines Hauses und dem Damme lagen; er schwang sich über die Stäbete hinweg, welche die Gärten von einander trennten, über die Beete, über die Pflanzen ging es dahin, und als die Gitterpforte des letzten Gartens, die zu hoch war, um sich darüber zu schwingen, nicht gleich sich öffnen wollte, warf er sich dagegen, daß sie aufbrach.

Indem er den Damm heraufkam, vernahm ich seine Stimme: „Wo? Wo? Wo?“ rief er.

Im nächsten Augenblick hatte er den Körper des Knaben, den ich in meinen Armen hielt, an sich gerissen, mit wütender Gewalt preßte er denselben an seine Brust, und dreimal, viermal nach einander küßte er das todesblasse, schweigende Gesicht. Das Haupt des Kindes lag an seinem Herzen, das wasserschwere blonde Haar hing lang herab — vor meiner Seele erschien das Bild, wie das Kind, da es noch lebte, in seinen Armen gelegen und ausgelesen hatte, als wäre es schon tot.

Die Männer standen lautlos, zu einer scheuen Gruppe zusammengedrängt, und brachten dem ungeheuren Menschenleide, das sich vor ihren Augen entrollte, den Tribut schweigender Ehrfurcht dar.

Der Hauptmann wandte keinen Blick auf uns, er schien kaum mehr zu wissen, daß wir da waren; mit öden Augen schaute er über sein Kind hinweg

in den grauen Himmel, an dem die Wolken in zersehten Haufen dahinzo gen. Dann riß er den Uniform-Ueberrock auf, schob den Körper des Knaben so weit als möglich hinein, als sollte der tote Leib an seinem Leibe erwärmen, und so machte er sich mit ihm auf den Weg. Niemand wagte, ihm zu helfen; Niemand, ihm dreinzureden. Wir ließen ihn gewähren und gehen; denn wir sahen, daß wir es mit einem Verzweifelden zu tun hatten.

Ich blickte ihm nach, wie er mit seiner Last dahin schritt, blind für die Schaa ren von Neugierigen, die sich unterdessen gesammelt hatten, taub für das Gemurmel und Geflüster rings umher, und indem ich ihn dahinwanken sah, kam mir der Gedanke, er sei ja nun so weit, wie er es damals gewünscht, als er gegrollt hatte, daß er sich nicht totschießen und mit seinen Zungen einscharren lassen könnte. —

Ich war so an Schreckliches gewöhnt, so auf Schreckliches vorbereitet, daß ich nicht gestaunt haben würde, wenn man mir die Nachricht gebracht hätte, daß er seinen Kindern nachgegangen wäre. Vielleicht hegten seine Vorgesetzten ähnliche Befürchtungen; denn unmittelbar nach diesem Vorgange erhielt er ein Kommando, welches seine ganze Kraft in Anspruch nahm und ihn auf mehrere Monate aus unserer Stadt hinwegführte. Als er von demselben zurückkehrte, war soeben die Mobilmachung der Armee ausgebrochen, der Krieg mit Frankreich stand vor der Türe.

Nun gab es Chassepot-Gewehre und Mitrailleusen, die Liebesdienste zu erweisen bereit waren, wie er sie sich wünschte. Die Reservisten wurden eingezogen, und unter ihnen erschien ein bekanntes Gesicht, Gottlieb Bän sch. Er wurde wieder in die Batterie des schwarzen Hauptmanns eingestellt und zog mit ihr ins Feld. Wenige Wochen später war er schon zurück, mit einem Gewehr schuß im Beine, den er auf den Spicherer Bergen erhalten hatte und der einen dicken Strich unter seine militärische Laufbahn machte. In meinem Hause wurde er, auf mein Bitten, untergebracht; ich pflegte ihn und darf es sagen, ich pflegte ihn recht.

Auf der Verlustliste, die nach dem blutigen Tage wie ein düsteres Echo des ruhmvollen Waffenklanges zu uns gelangte, stand als Erster der Gefal lenen der schwarze Hauptmann. Seine Batterie war eine derjenigen gewesen, die das Unmögliche möglich gemacht, die Spicherer Berge erklommen und die siegreiche Entscheidung der Schlacht herbeigeführt hatten.

„Wir hatten ja nich jeglaubt, daß wir's fertig kriegen könnten,“ erzählte mir Gottlieb Bän sch; „aber der Hauptmann war immer vorne weg und schrie immer „feste Kinder, es geht“.“

Im Augenblick, als er das Abproben der Geschütze betahl, hatte er drei Chassepotkugeln auf einmal in die Brust bekommen. Gottlieb Bän sch hatte ihn aus dem Feuer tragen wollen, aber er hatte gesagt: „Daß man sein Gottlieb, es is nich mehr nötig.“ Und so zufrieden wie in dem Augenblick meinte Gottlieb Bän sch, hat er sein ganzes Leben nich ausgesehen. „Denn is er schwach jeworden,“ erzählte Gottlieb Bän sch weiter, „und denn hat er mir an die Hand gekriegt und gesagt: „Gottlieb,“ sagte er, „id danke Di auch, daß Du so jut zu meine Zungens jewesen bist — und wenn Du nach Hause kommst, denn jeh' da 'raus, wo sie liegen und sieh' nach die Gräber — und denn““ — Gottlieb Bän sch machte eine Pause — „und denn war' aus.“ --

Da hinaus, an die Stätte unter dem Hollunderbusche, wo einst drei gelegen hatte und jetzt viere lagen, war denn auch sein erster Gang, als er so weit genesen, daß er an meinem Arme humpelnd den Weg unternehmen konnte. Als wir zurückkehrten, fanden wir eine Vorladung für Gottlieb Bänisch, am nächsten Vormittage auf dem Gerichte zu erscheinen. Der schwarze Hauptmann hatte ein Testament dort hinterlassen, das war eröffnet worden — Gottlieb Bänisch mußte etwas damit zu tun haben, aber wir wußten nicht, was.

Am nächsten Tage sollten wir es erfahren. Das Testament, in welchem der schwarze Hauptmann über sein geringes Vermögen letzte Verfügung traf, enthielt diese Worte: „Meinem ehemaligen Burschen, dem Kanonier Gottlieb Bänisch, vermache ich zum Danke für Alles, was er an meinen Kindern getan hat, die Summe von Eintausend Talern. Ich wünsche ihm, daß er selbst dereinst Kinder haben und daß Gott ihn segnen und ihm vergelten möge an seinen Kindern, und ich bitte ihn, zuweilen an seinen alten Hauptmann und die Kinder seines Hauptmanns zurückzudenken.“ —

Als der Soldat das hörte, legte er seine breite Hand über die Augen, und zwischen seinen Fingern hindurch sah ich seine Tränen herabtröpfeln.

Es dauerte lange, bis er sich gefaßt hatte, und er stützte sich schwer auf meinen Arm, als er sich erhob. Draußen zog er sein baumwollenes Taschentuch und wuschte sich die Augen. „Ja,“ sagte er, „er konnte es nicht so zeigen; aber ich hab's immer jenußt — es war ein guter Mann.“



Tag und Nacht.

1.

Auf grauen Flügeln schwebt die Nacht
hernieder,
Umfängt den müden Tag mit ihren
Schwingen,
Und singt ihm traulich leise Schlum-
lieder,
Die Ruhe und den Frieden ihm zu
bringen.

Und ihre traute Weise süß und linder
klingt auch zum Herzen hin dem
Menschenkinde.
Und schmeichelnd zaubert ihm der
Dämm'ru'g Walten
Der liebsten Träume lieblichste Ge-
stalten.

2.

Still flieht die Nacht, und wie ein
junges Glück
Erscheint der Tag und spricht ein
neues Wort!
Ins Dunkel flieh'n die Träume scheu
zurück,
Und Tatkraft wird Beherrscherin der
Erde.

Schön ist der Tag trotz aller grauen
Sorgen --
Ein Gottgeschenk ein jeder junge-
Morgen
Mit seinem Ruf zur Tat, zum Küh-
nen Zwingen,
Zu frischem Kampf und selbstbewuß-
tem Ringen!

Humoristisches.

Aus der Kinderstube.

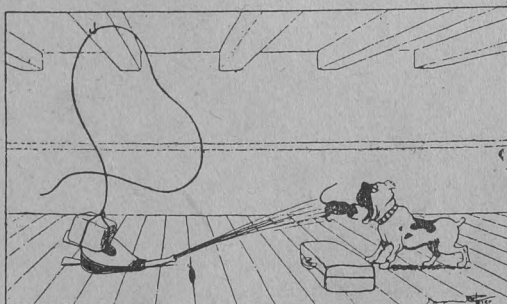
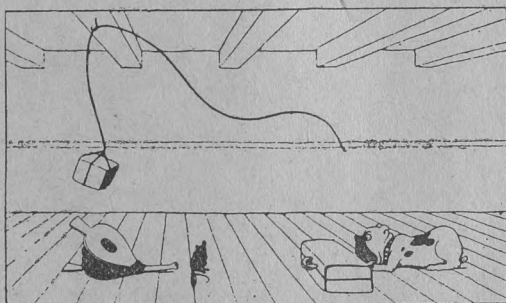
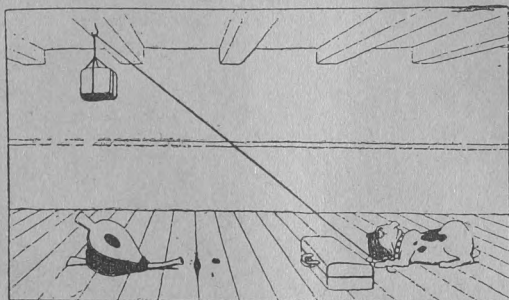
„Aber, Kinderchen, wie blaß Ihr doch ausseht — Ihr seid gewiß recht oft krank?“
„Ja, krank sind wir schon oft, aber sterben tun wir fast nie!“

Im Zweifel.

Studiosus (der sich 200 Mark von seinem Onkel geborgt hat und auf der Postanweisung liest: „Auf Wiedersehen!“): „Meint der jetzt mich oder die 200 Mark?“



Der schlaue Mops.



❧ **Druckfehlerteufel.** ❧

Artur warf der Gräfin noch einen
Handkäs zu und verschwand..

Der Hering lacht nur einmal im
Jahre.

Das Kamel soll das einzige Tier sein, welches nicht schwimmen kann;
kommt es in's Wasser, so legt es sich auf den Rücken und singt.

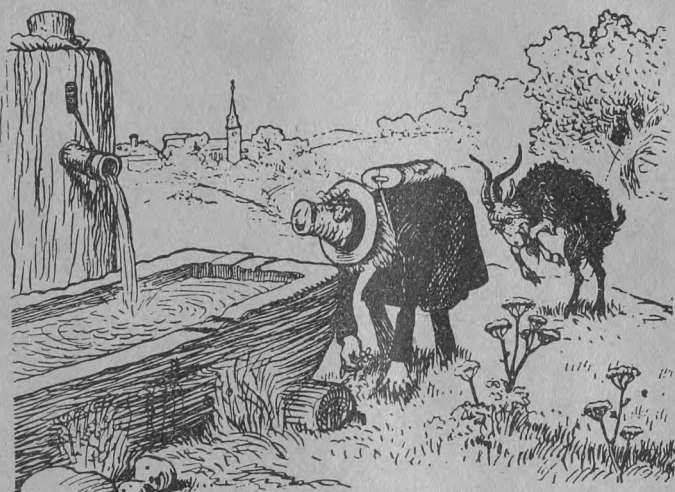
(Aus einem Roman.).... An Elvira
fand die alte Wahrheit ihre neue
Bestätigung: daß Eifersucht blond
macht.

... Immer und immer wieder
mußte der nach Amerika ausge-
wanderte Sohn an die väterliche
Schelle denken.

❧ **Der Glücksflee.** ❧



„Ahhh, ein vierblätt'riger Klee!.. Da wird mir ja, wie



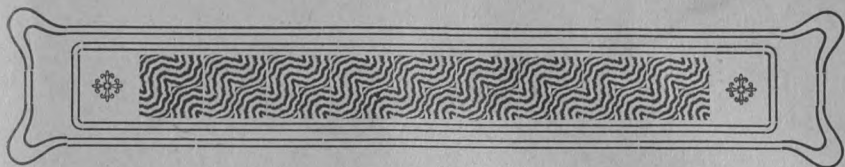
der Volksmund sagt, etwas — Angenehmes passieren !"





(Talentvoll.) „Nun, Frau Nachbarin, Ihr Peperl geht ja jetzt in die Lehre! Wie macht er sich denn?“ — „O, ganz gut! Denken Sie sich nur, gestern hat er schon einen Brief nach Madrid in Spanien auf die Post tragen dürfen!“ — „Was Sie nicht sagen — schon so weit!“

(Pessimistisch.) „Papa, warum begleitet man eigentlich den Besuch bis an die Tür?“ — „Um sich zu überzeugen, ob er auch wirklich geht!“



Auf Schlitten durch Nord-Sibirien.

Als kaiserlich russischer Postillon. — Von Werchojansk nach Sredne-Kolymsk. —
Die Gastfreundschaft der Jakuten. — Heiligabend unter den Verbannten.

Am nächtlichen Himmel flackerte das Polarlicht auf. Feurige Farben schossen unaufhörlich gleich Raketen zum Zenith. Ein prächtiges Farbenspiel. Blau, rot, grün, orange. Und dann die ungezählten Sterne, die ihr bläulich flimmerndes Licht auf die schlafende Erde sandten. Ich befand mich innerhalb der Zone des asiatischen Kältepol, innerhalb der aus wenigen Jurten bestehenden Stadt Werchojansk.

Elende Hütten aus roh behauenen Stämmen mit Schnee- und Eisbeschlag; ein Friedhof könnte nicht trauriger stimmen. Ein leichter Dunst aus Eiskristallen wogte leise zitternd durch die wenigen Straßen. Der Atem ging schwer und verursachte Beflemmung; der Thermometer zeigte — 56 Grad.

Trotz alledem, ich hatte den Ort lieb gewonnen, und heute, wo ich ihn verlassen sollte, erschien er mir in seiner Merkmlichkeit doppelt wert.

Langsam schlenderte ich durch den tiefen, glitzernden Schnee die breite Hauptstraße entlang. Eine Grabesruhe umfing mich. Nur in langen Zwischenräumen ließ sich ein Polarhund mit seiner kläglich, winselnden Stimme vernehmen, offenbar durch einen bösen Traum aufgeschreckt.

Außer dem Hause des Polizei-Präfecten, der mir bei meiner Abfahrt ein letztes Lebewohl zurufen wollte, und der sich deshalb mit seiner Rosakabefazung und seinem Rock noch wach hielt, lag alles in tiefstem Schläfe. Nur der Mond, der eben aufging, warf sein bleiches Licht an die aus Eisblöcken bestehenden Fenster der zu beiden Seiten der Straße sich hinziehenden Behausung russischer Staatsverbrecher. Doch nein, noch in einem anderen Hause war man in Bewegung. Die Postagentur, die am Ende der Hauptstraße lag, zeigte Licht. Schellengeläute und vereinzelte Stimmen erreichten mein Ohr. Ich wußte, man stellte die für Sredne-Kolymsk bestimmte Post, die als Postillon nach dort zu bringen ich mich verpflichtet hatte, zusammen. Ich trat darum in beschleunigter Gangart meinen Rückweg an, um meine wenigen Gabseligkeiten bereit zu halten und meinem Gastgeber „Valet“ zu sagen. Eine Sternschnuppe fiel. Nur der Bruchteil einer Sekunde, und doch hatte ich mir, noch bevor sie die glitzernde Schneedecke erreichte, instinktiv gute Weiterreise gewünscht.

Raum hatte ich das Haus des Präfecten erreicht, da kam's auch schon

him, him, him, him den Weg herauf. Zwölf leichtfüßige Rentiere zogen, von einem Kutscher geführt, den Schnee zu beiden Seiten der Straße aufwirbelnd, sechs schmale, mit großen Lederballen beladene Marten hinter sich her.

Mit scharfem Rucke blieben sie vor unserem Hause stehen und im Augenblick war alles auf den Beinen. Nikolai, der Kutscher, übergab mir die Posturkunde, welche besagte, daß ich 3000 Pfund Post-Packete, 1 Ballen Briefe und 3500 Rubel bares Geld unter meiner Verantwortlichkeit zu den Ufern der Kolyma, einem Wege von etwa 1200 englischen Meilen, zu führen habe. Ich quittierte den Empfang und prüfte dann die großen Lederfäcke sorgfältig auf ihren Verschuß. Es war alles in Ordnung. Auf jedem klebte das kaiserlich russische Postsiegel. Jetzt kam auch noch die siebente Marten, welche mich aufnehmen sollte, herangerast. Es war eine ziemlich alte Fregatte, mit Heu ausgefüllt und mit einem Dach aus Segeltuch, zum Schutz gegen Schneestürme, versehen. Jedenfalls wurde sie aber von zwei kräftigen Rentieren gezogen, was meine Bedenken etwas abschwächte, obgleich ich mir sagen mußte, daß ich mit diesem Gefährt nicht weit kommen würde.. Leider sollte meine Befürchtung nur gar zu bald sich bestätigen.

Freundes Hände brachten meine Utensilien, als da war ein Sack mit Lebensmitteln, Butter, Fleisch, Cotelettes, Fischpasteten, Reis und Dörrgemüse. Ferner ein Sack gefrorene Fische; außerdem ein Kasten mit Thee, noch ein Lederkoffer mit meinen Dokumenten, Büchern und anderen Kram. Zucker, Tabak und einige Delikatessen wie Sardinen in Öl, etc. Die Kaufleute von Werchojansk hatten sich schon am Tage vorher kenntlich gezeigt, und mich durch Uebersendung von einigen Flaschen alten französischen Cognaks besonders geehrt.

Alles wurde bestens verstaut; dann reichte mir der Präsekt noch ein kleines Ledertäschchen, ein Manifest des Kaisers enthaltend, welches verschiedenen „Politischen“ im äußersten Norden Sibiriens die langersehnte Freiheit wiedergeben sollte. Ich hing es um den Hals und trat in die Stube zurück, in der nun alle versammelt waren, denen ich nähergetreten und in der zum letztenmal der mit „Wodka“ gefüllte Silberbecher kreiste. Es war ja eventuell ein Abschied auf Nimmerwiedersehen. Alle verneigten sich vor dem Heiligenbild, bekreuzigten sich dreimal und jeder gab mir nach alter, russischer Sitte mit dreimaligem Kußwechsel seine Glückwünsche mit auf den Weg. Den alten, wetterharten Sibiriaten, die teilweise in der Wildnis geboren waren, ging der Abschied doch nahe. Ich glaube sogar in den Augen des Polizeichefs ein paar große Tränen gesehen zu haben. — Der Lustigste war zweifelsohne ich selbst. Ich kannte ja die Gefahren noch nicht, welche draußen in der furchtbaren Eiswüste meiner harreten, wo der Tod in tausend Gestalten am Wege lauert, und wo nichts weiter zu finden ist, als ein endloses, weites Grab.

Ich mußte nur, daß ich durch diese Fahrt meinem Ziel, der Behring-Straße, wieder um ein Bedeutendes näher kam, und das allein genügte schon, mich fröhlich zu stimmen, wenigstens für den Augenblick.

Man legte mir den schweren, warmen Rentierpelz an, noch ein fester Gändedruck und ich vergrub mich in das Heupolster meines Schlittens, der

freilich jetzt schon durch ein bedenkliches Krachen ein Zeichen seiner Altersschwäche gab.

Eben trat auch Nikolai, mein Kutscher, aus dem Hause, nachdem er in stilltem Gebet Nikolai den Wundertäter, seinen Schutzheiligen, um gute Fahrt angefleht hatte.

Ein Schlitten war an dem anderen befestigt, meine Fregatte kam zuletzt, damit ich so das mir anvertraute Gut immer im Auge behalten konnte. Noch ein letztes „do swidanje“ — „auf Wiedersehen“, dann zogen die Renttiere an und uns umfing die lautlose, eisige Nacht.

Der 67. Breitengrad lag hinter uns. Vor uns die unermessliche Tundra mit ihren verkrüppelten Lärchenbäumen.—

Hatte ich versucht, in fröhlicher Stimmung zu bleiben, so wollte mir das doch nicht recht gelingen. Ein sonderbares „Etwas“ schnürte mir die Kehle zu, während die Renttiere in großen Sähen dahineilten. Ein leichter Nord-Ost blies uns entgegen und hinterließ auf den Wangen rote Flecke, die wie das leibhaftige Fegefeuer brannten.

Kleine Eispartikelchen setzten sich an die Augenwimpern, und jeder Versuch, sie zu entfernen, verursachte nur um so größere Schmerzen. Die Finger wurden trotz der sorgfältig ausgefüllten Handschuhe bedenklich krumm und auch die Füße begannen nicht gerade angenehm zu kribbeln. Der Bart hatte sich schon längst in große und kleine Eiszapfen eingehüllt. Auch in der Brust schien etwas vorzugehen. Der eisige Wind, der mit jedem Atemzuge Einlaß fand, begann in den inneren Organen Schlupfwinkel zu suchen und es schien mir fast, als wenn ungezählte Messerklingen an der Arbeit wären, um meine Lunge in kleine Atome zu zerlegen. Die entsetzliche Kälte schläfernte mich bald ein. Bilder des vergangenen Tages zogen an mir vorüber.

Nichtig, wir hatten ja noch zuguterletzt Michael zu Grabe getragen. Drei Tage hatten sie angestrengt gearbeitet, um der stahlharten Erde eine Grube abzutrozen, die tief genug war, um die Ueberreste des „Erfrorenen“ aufzunehmen. Hatte ich nicht im bloßen Kopfe an dem offenen Grabe gestanden; gesehen, wie der einfache schwarze Sarg in die dunkle Tiefe rauschte und wie unter dem ungeschulden, dabei doch ergreifenden Gesang der Chorknaben glißernde Eisschollen als letztes Zeichen der Pietät polternd das Grab, die letzte Ruhestätte eines Menschen schlossen, den hier, fern von der Heimat, die ewig gleichgestellte Uhr des Dienstes bis zum letzten Atemzuge im Geleise hielt? Keinen Kranz, keine Blume konnte man ihm mitgeben; Eis, nichts als Eis. — Wie das Leben, so der Tod.

Ein langer, klagernder Ton ließ mich erwachen. Wir waren rechts und links von Wölfen umgeben, die freilich keine Miene machten, uns zu belästigen, sondern sich damit begnügten, in respektvoller Entfernung uns auf weite Strecken hin zu begleiten. Nur grüne, unheimlich flimmernde Augen, die zu beiden Seiten des Weges aufstachten, und hin und wieder ein klägliches Heulen verrietten ihre Gegenwart.

Die Zugtiere schienen nicht sonderlich von ihnen Notiz zu nehmen. Nur, wenn einer gar zu dreist wurde und näher an den Schlitten kam, sprangen sie erschreckt zur Seite. Manches Hindernis mußte genommen

werden. Bald zwang ein umgestürzter Baumstamm, bald ein gewaltiges Schneeloch zum Halten. Wir rasten gerade einen mit Lärchenbäumen besetzten Abhang hinunter, als ich in elegantem Bogen aus meiner Fregatte flog. Hinter mir her noch einige Utensilien, die ich neben mir verstaute hatte. Eine Flasche Rognak zerschellte an einem Baume und ich selbst landete auf einem aus dem Schnee hervorragenden Wurzelstock. Bevor ich mich wieder aus dem Schneelabyrinth befreit hatte, waren Kutscher und Schlitten verschwunden. Nikolai, der auf dem vordersten Schlitten saß, hatte von dem Unfall nichts bemerkt, und war weitergezogen. In atemloser Hast ging's nun hinter den Gefährten her. Der tiefe Schnee und Baumstämme, die ich in der Morgendämmerung noch nicht genau unterscheiden konnte, brachten mich oft erneut zu Fall. Endlich konnte ich mich durch unaufhörliches Rufen bemerkbar machen.

Nikolai kam zurück. Aber guter Gott, wie sah mein Schlitten aus. Die rechte Rufe war gebrochen. Das Segeltuch-Dach vollkommen zerseht. Also wieder Halt: Entsetzlich, wo wir schon in der Nähe von Jakuten-Gurten sein sollten. Der Morgen brach an, ein undurchsichtiger Nebel legte sich zwischen die Bäume. Die Hände wollten absolut nicht arbeiten. Nur mit großer Mühe gelang es mir, zusammen mit Nikolai, die gebrochene Rufe wenigstens notdürftig zu verbinden. Das Schutzdach konnte vorläufig nicht ausgebessert werden. Weiter ging's. Raum fünf Minuten unterwegs, wieder halten. Ein Postsaß hatte sich von seiner Umschnürung befreit und rollte in den Schnee. Also wieder aus der verfluchten Fregatte heraus und mit angefaßt. Wieder weiter. Ueber Berge und durch Täler, an Abgründen vorbei und durch Weidenbüsche, die mit ihren langen, eisüberzogenen Zweigen das Gesicht peitschten und überdies große Massen Schnee in den Schlitten bugfierten.

Endlich, nach zweitägiger Reise, an der rechten Seite eines Bergsees, einige kleine Block-Häuschen, die Jakuten-Niederlassung Kureliach, zugleich kaiserlich russische Poststation.

Nikolai hält vor der Tür des größten Gebäudes an, schirrt die Rentiere aus, hängt jedem von ihnen einen ansehnlichen Holzpflock um den Hals und überläßt sie dann sich selbst. Den Reitbock voran, verschwinden sie schnell im anstoßenden Walde. Ich selbst begeben mich inzwischen ins Haus. Eine angenehme Wärme und zugleich auch eine egyptische Finsternis umgibt mich. Polternd falle ich in die Stube. Ich hatte nicht berechnet, daß der aus gestampftem Lehm bestehende Fußboden drinnen tiefer liegt als draußen. Beim Emporrichten fächelt mir irgend jemand mit einer Quaste das Gesicht. Da ich nichts sehen kann, greife ich beherzt zu. Vollkommen harmlos. Ein Ruchschwanz, nichts weiter. Die erstaunte Besitzerin desselben läßt ein lautes „M—u—u—h“ ertönen. Sie hat offenbar mehr Rücksicht von meiner Seite erwartet. Endlich Licht. Schlaftrunken schauen mich die Einwohner, die im Adam-, bezw. Eva-Kostüm längs den Wänden auf Holzpritschen liegen — und mit Renttierfellen nur höchst mangelhaft zugedeckt sind, an. Ein freundliches Grinsen und ein gedehntes „Do-ro-wa“ — „guten Tag“, — gibt mir ihre Freude über mein Eintreffen kund. Ermuntert durch den Zuruf eines Greises, erhebt sich ein junges Frauenzim-

mer, um ihr lustiges Morgenkleid überzuwerfen, durch meine Gegenwart nicht in mindesten geniert. Ich wende mich währenddessen diskret zur Seite und mustere inzwischen die Uebrigen. Alles freundliche Physiognomien. Flache Gesichter, proportionierte Nase, schlichte, schwarze Haare, blendend weiße Zähne und leichtbrauner Teint. —

Schnell hat eine andere junge Schöne Feuer angefaßt und bald schmort in einem gewaltigen Eisenkessel ein ansehnliches Stück Pferdefleisch. Nikolai richtet unterdessen mein Lager her, damit ich für einige Stunden der Ruhe pflegen kann. Die Schlafstätte ist bald fertiggestellt. Ein kleines Bund Heu auf eine Holzpritsche, darüber zwei Renntierfelle; nichts weiter. Die Einwohner haben sich inzwischen alle angekleidet und nun geht das Ausfragen und Besichtigen los. Jeder will darin den anderen übertreffen. Wer bist Du? Woher kommst Du, wohin gehst Du? Wieviel Frauen besorgen Dein Haus? Handelst Guer Knäs, in diesem Sinne „Kaiser“, auch mit Tabak und Schnaps? Dann werden die Kleidungsstücke untersucht. Von der Mütze angefangen bis zu den Hosen. Die letzteren scheinen den Weibsleuten besonders zu gefallen, da die meinigen aus blauem Tuch und die übrigen nur aus gewöhnlichem Renntierleder sind.

Man klopft mir vertraulich auf die Backen und ergeht sich in Schmeichelausdrücken darüber, wie schön fett ich sei. Dann bittet man zu Tisch. Ein großer, rußiger Eimer nimmt die Suppe auf. Eine umfangreiche Holzmulde, die verteilte Ähnlichkeit mit einem Schweinstroge hat, muß als Bratenschüssel dienen. Jeder setzt sich mit untergeschlagenen Beinen auf die Erde, bekommt dann ein mehr als faustgroßes Stück Fleisch und ohne Teller, Messer und Gabel geht unter gewaltigem Schmagen und noch größerem Redeschwall die Mahlzeit vor sich. Nikolai fungiert als Dolmetscher. Er führt selbstverständlich das große Wort. Erzählt, daß ich ein Abgesandter des Zaren sei, 10 Frauen mein Eigen nenne und eben auf der Suche nach No. 11 wäre. Selbstverständlich habe ich auch ungeheuer viel Tabak mit auf den langen Weg genommen, obwohl ich in natura nur 20 Pfund von dem armfeligen Kraut mitführe. Die Augen meiner Gastgeber werden immer größer und größer. Man nötigt beständig, mehr zu essen, und scheint absolut nicht zu bemerken, daß ich nur mit Hängen und Würgen ein kleines Stück Fleisch vertilgt habe. Pferdefleisch ist eben niemals meine Spezialität gewesen.

Als ich dann nach Beendigung der Mahlzeit meine Gastgeschenke ausstelte, etwas Tabak, eine Kleinigkeit Thee, zwei Stück Zucker und einige Nähadeln, findet der Jubel kein Ende. Die Hausmama betrachtet mich alsbald als ihren Schwiegersohn und führt mir auch gleich die Braut zu. Da hilft kein Protest, ich muß mich noch zu einem Brautgeschenk verstehen. Und so gebe ich denn meiner „Matuschka“ schweren Herzens ein buntes Taschentuch, das sich in ihren Händen alsbald in ein Kopftuch verwandelt. Der Schwiegervater erhält ein großes Paket Tabak. Die Schwiegermutter begnügt sich mit einem kleinen Taschenspiegel und einer Rolle schwarzen Zwirn. Dafür habe ich nun freilich das Recht erworben, die schlitzäugige Matuschka als meine Frau zu betrachten. Nachdem ich mich gründlich aus-

geschlafen, ziehe ich es aber am nächsten Morgen vor, den Heiratskandidaten wieder mit dem Postillon zu vertauschen.

Ich hatte gut geschlafen. So gut, daß ich gar nicht bemerkt hatte, daß auf meiner Pritsche während der Nacht noch ein zweites Wesen Platz gefunden hatte, — Matuschka, meine mir durch den Segen der Schwiegereltern angetraute Gattin. Die gegenseitige Ueberraschung beim Erwachen war groß gewesen, und ich mußte beim Ausbruch wiederholt versprechen, so bald als möglich zurückzukehren, damit man die offizielle Hochzeitsfeier ausrüsten könne. Ich mußte lachen. Trotz der Kälte, die mich umgab und die mich scheinbar zu einem Eisgözen umgestalten wollte. Was man nicht alles erlebt auf solch' einer Fahrt. — Su, das Wetter! — Nikolai war trotz alledem fröhlich und heiter. Der Herr Postmeister von Kureliach hatte ihn scheinbar für seine Kuppplerdienste reichlich belohnt; wenigstens deutete das sein freundliches Grinsen an, mit dem er mich von Zeit zu Zeit beglückte. — Wir waren wieder den ganzen Tag unterwegs gewesen; über Stoch und Stein in rasender Eile, und von neuem brach eine Nacht herein. Diese Nächte, die haßte ich. Denn dann schienen die grünen schillernden Augen der Wölfe unheimliche Größe anzunehmen und mehrmals schon hatte ich um die mitternächtliche Stunde ein recht verdächtiges „Brummen“ in unmittelbarer Nähe vernommen. Meister Pek schien uns auf den Fersen zu sein. Geschlafen habe ich wohl auf der ganzen Fahrt Werchojansk-Sredne-Kolymsk sehr wenig, aber ich nickte im Schlitten doch hin und wieder ein. Wohl mehr infolge der Kälte, als durch Müdigkeit, denn die Angst, die furchtbare Angst um das mir anvertraute Gut versetzte mich in eine Nervosität, die weder Hunger noch Schlaf kannte.

Gegen Mittag des zweiten Tages seit unserer Abfahrt von Kureliach erreichten wir Tseliach, wo Rufscher und Renttiere gewechselt wurden. Alles ging in geschäftsmäßiger Eile. Nur wieder zwei kleine Gebäude aus Eis und Schnee. Immerhin ein ganz passables Unterkommen. Nikolai, der mich hier verließ, stellte seinen Nachfolger Zwan vor, der ebenfalls ein gutmütiger Bursche zu sein schien. Es gab hier schon — „stroganin“, das heißt „gefrorener Fisch“. Ein Zeichen, daß wir in der Nähe der Indigirka waren. Mein Interesse für die Jakuten, welche fast ausnahmslos diese furchtbaren Einöden bevölkern, wurde von Tag zu Tag größer. Alles freundliche, liebe Gestalten, wenig gesprächig, denen das harte Leben aus den Gesichtszügen zu lesen war. Ich glaube, es sind wohl die treuesten Vasallen der russischen Krone und ich habe mich ihnen denn auch gefällig gezeigt, wo und wie ich nur konnte. Selten habe ich noch einen ehrlicheren Volksstamm gesehen. Ernst, wie für sie das Leben ist, sind sie für jeden kleinen Freundschaftsdienst zu haben, ohne irgend etwas anderes als einen dankbaren Blick dafür zu fordern. Es war für mich ein oft wiederkehrendes, erfreuliches Bild, wenn ich sah, wenn die Kleinen dieses kaum dem Christentum gewonnenen Stammes, durch Mund- und Handfuß den Eltern und Großeltern „guten Morgen“ wünschten, und wie diese dann, glücklich lächelnd, segnend ihre Hände auf ihre kleinen Lieblinge legten. Still und ernst. Jeder weiß, daß der Tod beständig vor der Tür lauert. Allen ist es in die Herzen wie auf die Grabkreuze geschrieben: „Dein Wille geschehe.“ —

Nachdem ich einen kurzen Imbiß eingenommen hatte und die sich stets gleich bleibenden Fragen wie: *Зжамм касс кӧс?* — Wieviel Werst nach der nächsten Station? *Касс-таба-бар?* — Wieviel Renttiere? — erledigt waren, ging's unter beiderseitigen Glückwünschen weiter.

Immer schärfer wurde die Luft. Immer größer die Eiskrystalle, die sich an die Augenlider festsetzten. Es war mir unmöglich, bei dieser Witterung beständig im Schlitten zu sitzen, ich wäre sonst wohl innerhalb kürzester Zeit dem Eisgotte zum Opfer gefallen. So versuchte ich denn streckenweise nebenher zu laufen, was bei dem hohen Schnee nicht leicht war, jedenfalls aber warme Füße brachte.

Gatten wir bis jetzt so ziemlich klares Wetter, so setzte nun schwerer, grauer Nebel ein, der die Fahrt ebenso schwierig wie gefährlich machte.

Wir näherten uns immer mehr und mehr der *Зндигирка*, jenem ansehnlichen Flusse, an dessen hohen Ufern die wilden Schwäne und Gänse ihr Familienglied begründeten. Zwan erzählte mir, daß die *Зндигирка* in der Mitte ihres Laufes an 1800 Fuß breit, und daß die Länge des Stromes auf 200 Meilen geschätzt sei.

Nach vierundzwanzigstündiger Fahrt, während welcher weite *Lundra*-Strecken mit dürrstigen Wäldern und reichen Gebirgsketten abwechselten, hielten wir vor einem hohen Felsenufer der *Зндигирка*. Die Renttiere wurden nun ausgespannt und von Zwan vorsichtig den steilen Abhang hinabgeführt. Die Schlitten selbst bekamen einen freundlichen Stoß und kugelten ohne Führung nach. Wir waren gerade wieder mit dem Einspannen beschäftigt, als sich am jenseitigen Ufer Schlitten zeigten. Es war, wie sich bald herausstellte, die aus *Sredna Kolymsk* kommende Post und in ihrem Gefolge befanden sich zwei Staatsgefangene a. D., die ihre Strafzeit verbüßt hatten und sich nun auf dem Wege zur fernen Heimat befanden. Da gab's nun ein Gändeschütteln und Ausfragen, und als die beiden Freiheitskämpfer in Erfahrung brachten, daß ich ein neues Manifest des Zaren, ausgegeben anläßlich der Geburt des Thronfolgers, mit mir führe, und daß durch dieses wieder einige der politischen Freunde in Freiheit gesetzt wurden, fand der Jubel kein Ende. Die zwei Herren sprachen deutsch, was für mich ein doppelter Genuß war. Uebrigens, wir mußten uns beiderseitig zugestehen, daß unser Aeußeres wenig an die Kulturwelt erinnerte. Jeder hatte sich eben so gut als möglich vor der höllischen Kälte verbarrikadiert, und dabei wenig auf Eleganz gesehen. — Mein Kutscher hatte indessen direkt auf dem Eise ein respektables Feuer angezündet und bald sah der dampfende Theekessel uns in gemüthlichem Kreise. Noch niemals hat wohl die *Зндигирка* eine fröhlichere Gesellschaft gesehen. Ich opferte eine halbe Flasche Cognak und drei große gefrorene Schwarzbrote, während meine neuen Freunde frischen, gefrorenen Fisch von der *Kolyma* mitbrachten. Erst die einbrechende Nacht sah uns scheiden, und, obwohl ich niemals mit den radikalen Elementen der russischen Nation sympathisierte, — jenen unglücklichen Verbannten wünschte ich von Herzen: „Gute Reise.“

Die eiserstarrete Wildnis, die jedem Eindringling beständig das „*memento mori*“ vor Augen hält, bringt die Menschen näher. Gleichgültig, was man sich sonst im politischen und öffentlichen Leben ist.

Der Nebel hatte tieffster Dunkelheit Platz gemacht. Die Polarnacht mit all ihren Schrecken hielt uns umfassen, seit wir das jenseitige Ufer des eben verlassenen Flusses hinter uns hatten. Es war mir unmöglich, bis zum zweiten Schlitten zu sehen; nur ein gelegentliches Aufblitzen von Raubtieraugen war zu bemerken, nichts weiter. Durch gelegentlichen Zuruf: „Tür-gannik“ — schneller, — trieb ich den Rutscher zur Eile an. Sechs lange Stunden schlängelten wir uns durch Weidendickicht, dann erreichten wir die ersten großen Seen, welche die Nähe von Chathgnach, die Grenze des Kreises Werchojansk verkünden, und welche sich viele, viele Meilen weit durch das Land hinziehen. Um den Tieren ein wenig Ruhe zu geben, rasteten wir am Ufer des ersten Sees, bis die Morgendämmerung anbrach. Die Nebelschwaden zogen noch über die spiegelglatte Fläche, als ich, frosterstarrt und übernächtigt, Befehl gab, mit dem Uebergang über das Eis zu beginnen. Die Renttiere folgten nur unwillig ihrem Führer Zwan, der mit einem langen Stock bewaffnet, vorausging und das Eis untersuchte, da sich fast beständig infolge von warmen Quellen Löcher im Eise bilden, die durch die intensive Kälte allerdings alsbald wieder gefrieren, aber kein genügend festes Eis haben, um sie mit Lastschlitten passieren zu können. Es war schrecklich, anzusehen, wie die armen Renttiere sich auf der glatte Fläche mit ihrer schweren Last abmühten. Fast beständig lagen einige von ihnen am Boden. Zu alledem setzte wieder furchtbarer Nebel ein. Ich war bisher zu Fuß gegangen und hatte mich eben auf Zwans Anweisung wieder in den Schlitten begeben, als ich durch einen Schreckensruf darauf aufmerksam gemacht wurde, daß wir mit unserem Schlitten in offenes Wasser geraten seien. Ich beugte mich aus meiner Karte. Großer Gott! Unsere Schlitten schwammen, und die Renttiere mit ihnen. Zwan rettete sich durch einen Sprung aufs Trockene. Meine kleine Persönlichkeit saß im Schlitten gefangen. Ich merkte wohl, daß das Wasser, welches beim ersten Eintauchen meinen Rücken netzte, bereits meine Kleider am Körper gefrieren ließ, aber ich empfand nicht den physischen Schmerz, sondern beobachtete nur das seltene Schauspiel, wie die Renttiere mit ihrer schweren Bürde versuchten, schwimmend festes Eis zu gewinnen. Und es gelang ihnen. Bitternd und schnaufend arbeiteten sie sich förmlich mit allen Vieren zugleich wieder auf das rettende Eis. Die Zugtiere sowohl wie mein eigenes „Ich“ waren vollkommen in glänzende Eiskruste eingehüllt.

Zwan standen bei meinem Anblick Tränen in den Augen. Er sagte nichts, aber ich konnte es seinem Gebahren anmerken, daß er mich bereits für eine Beute des Sensemannes hielt. So schnell die erschöpften Tiere laufen konnten, ging's nun bis zum Rande des Sees und von dort nach Chathgnach, wo uns ein neuer gräßlicher Anblick erwartete. Ein Bär hatte zwei Stunden vorher ganz in der Nähe der Niederlassung und nicht weit von dem Wege, auf welchem wir eben gekommen, eine Jakutenfamilie beim Holz sammeln überrascht, Vater und Mutter getötet und den zur Hülfe herbeieilenden Sohn schwer verwundet.

Vor uns auf dem Schnee lagen noch blutüberströmt die Leichen. Ich ließ in aller Eile meine Medikamente auspacken und versuchte dann mit meinen wenigen Kenntnissen von Medizin und Heilkunde, dem Schwerverwun-

deten zu Hülfe zu kommen. Die linke Wange fehlte, der Unterkiefer war zerschmettert und außerdem der linke Arm in übler Weise zugerichtet. Der Kranke selbst lag im Delirium. Ich stillte zuerst, so gut es unter den obwaltenden Umständen möglich war, die Blutung, reinigte sodann die Wunden und legte Rotverband an. Alles, was ich als Laie eben tun konnte. Dann legte ich mich selbst zur Ruhe, da sich infolge des unfreiwilligen, kalten Bades bei mir Fieber eingestellt hatte.

Der nächste Morgen sah mich jedoch wieder frisch, auch der Patient war am Leben. Ein Zeichen, wie zähe die Natur dieser Leute ist. Als Dank für meine ärztliche Hülfe packte man mir einen Sack gefrorene Milch, 20 Pfund Butter und ein großes Stück Renttierfleisch auf die Schlitten.

Dann ging's über Verdighstiach und Schlgghytar nach der letzten Schutzhütte vor Sredne Kolymsk, Tschitschée. Zum letzten Male suchte ich auf dem eisigen, glitzernden Lager für wenige Stunden Ruhe, denn ein „Powarnaja“, d. i. Schutzhütte, hat keine Bewohner und keinerlei Einrichtung, außer einem meist vollkommen verfallenen Kamin, einer Holzpritsche und einem Tisch. Sie ist lediglich eine Zufluchtsstätte, und wenn man sich in ihr zum Schlafe niederlegt, kann man sicher sein, mit gefrorenem Kopf- und Barthaar wieder zu erwachen.

Der andere Tag, der letzte, brachte nichts Abnormes. Pabel — ich hatte in Verdighstiach wieder den Kutscher und die Zugtiere gewechselt — sang lustige Jakutenweisen, wohl in Erwartung, daß er nun bald wieder in der „Großstadt“ sein würde, und sein Bräutchen Mä-äm-mä sehen könne. Unterwegs hielt er plötzlich an und stellte die sehr ernsthafteste Frage, ob es in meiner Heimat auch Jakuten gäbe. Als ich dies verneinte, wurde er ganz traurig und behauptete, überall in der Welt, wo er gewesen sei, hätte er Landsleute angetroffen. Seine Welt war eben der Weg Verdighstiach Sredne Kolymsk. — Glückliche Menschen, deren Welt nicht größer ist. Sie sind wenigstens zufriedener als wir „Globetrotter“.

Es wurde Abend. Die Formen versanken langsam in ungewissem Dichte und nahmen gigantische Größe an. Sredne Kolymsk mit seinem langen, glitzernden Bunde, der von der nördlichen Fortsetzung des Stanowoj-Gebirges kommenden „Kolyma“, lag vor uns. Aus den Eisfenstern der wenigen Furten, welche die seltsame Stadt bilden, drang nur matter Lichtschein auf die Straße. Eine weisevolle Stille lag über dem kleinen Ort, die Stille der — Verbannung.

Erst als ich mit Schellengeläute durch den Ort fuhr, wurde es lebendig. „Die Post, die Post!“ Ueberall derselbe freudige Ausruf.

Und als ich dann am Amtshause vorfuhr, umstand mich eine dichte Gruppe Menschen. Jeder wollte Neuigkeiten haben, der Präsekt sowohl wie die Geistlichen und die Verbannten. Und was brachte ich ihnen für Nachrichten? Niederschmetternde Nachrichten vom Kriegsschauplatz. Ich konnte ihnen nur erzählen, daß tagtäglich Tausende die Schlachtfelder mit ihrem Blute nekten, daß das Stöhnen der Sterbenden die Luft erfüllte, und daß sich ein Grabhügel nach dem anderen schloß. — Eine Bewegung ging durch die Menge, aber nur einen einzigen Augenblick, dann hatten sich alle wieder

gefaßt, obwohl mancher von ihnen einen Toten zu beklagen hatte. Die stoische Ruhe der Slaven machte sich geltend. —

Ich war noch mit der Uebergabe der Post beschäftigt, als ein Abgesandter der „Politischen“ zu mir trat und mich im Namen der Genossen einlud, während der Dauer meines Aufenthaltes in Sredna Kolymsk ihr Gast zu sein. Gleichzeitig überbrachte er mir eine Einladung, der morgigen Weihnachtsfeier der Verbannten, welche in Sredne Kolymsk lebten, beizuwohnen. Ich sagte unbedenklich zu, und will hier versuchen, den für mich unvergeßlichen Abend zu schildern:

Bei Einbruch der Nacht des folgenden Tages hatte ich mich von der mir zugewiesenen, am äußersten Ende des Ortes gelegenen Behausung ausgemacht, um „Heilig Abend“ bei meinen Gastgebern, den Verbannten, zuzubringen. In Gedanken versunken, ging ich durch die dunklen, nur vom Schnee erleuchteten Straßen. Seltsam, damals in der Christnacht erschienen mir die kleinen, nur mit Eis und Schnee beworfenen Häuschen noch kleiner, noch elender. Ein unterdrücktes Hüsteln drang hie und da an mein Ohr. Ja, ich wußte ja, daß Krankheit und Sorge auch während der heiligen Nacht nicht aus dieser weltentlegenen Ansiedlung weichen würden, aber es preßte mir doch das Herz zusammen, als ich beim Weiterschreiten an die Heimat dachte, im Geiste den im Lichterglanz erstrahlenden Tannenbaum und fröhliche Gesichter sah. Und hier — nichts dergleichen.

In licht- und lustleeren Räumen stumme Ergebenheit, dumpfes Singbrüten. Raum ein flüsternd fortgetragenes Wort. Raum ein flüchtiges Lächeln auf den fahlen Wangen. Der trübe, glanzlose Blick auf das veräucherte Heiligenbild, vor dem die mit Fischtran genährte ewige Lampe flackert, gehestet.

Auf dem Tisch die übliche Festspeise, gefrorener, in Spähne geschnittener roher Fisch in einer Essigtunke und schwarzes Brot, 10 Cents das Pfund, vielleicht auch noch Chajak, d. i. gefrorene, gesäuerte Milch. Und auch das nicht überall. Meist nur roher Fisch.

Ich näherte mich der Kirche, deren Türen trotz der Kälte weit offen stehen. Blendender Lichterglanz; große goldumwickelte Kerzen. Vater Bladimir in seinem silbernen, mit goldenem Kreuz gestickten prächtigen Priestergewande. Diakon und Psalmist in festlichen Chorröcken und glänzendem Brokat. Das unaufhörliche Schwenken des Weihrauchfassers; unzählige Heiligenbilder inmitten imitierter Edelsteine. Dazu das „Christ ist geboren“ andachtslos von den jugendlichen, ungeschulten Stimmen der Chornaben vorgetragen. Und die nach ihrer Weise geputzten Kirchgänger mit fettigen Haaren und übler, nur zu deutlich an Lebertran erinnernder Ausdünstung, wie sie ihre Finger beim Bekreuzen fest an Stirn, Schulter und Magen pressen. Weiber mit bunten Kopftüchern, Männer in Fellstiefeln und abgeschabten Renntierröcken, über allem eine dunstige Fischtran-Atmosphäre, nur gemildert durch die Weihrauchstäubchen.

Doch weiter. Am Kirchhof vorüber, dessen kleine Holzkreuzchen gleich Gespenstern weite Schatten über die glitzernde Schneefläche werfen, dann die schwankende Brücke über den Anfutin, welche die Stadt in zwei Teile schneidet; zuletzt noch eine kleine Anhöhe, und ich bin am Ziel. An der Wib-

Lothek, wo sich heute die Staatsgefangenen zu gemeinsamer Weihnachtsfeier versammeln. Ein kleines Schneehaus, den übrigen gleich; 3 Meter hoch, vielleicht 10 Meter im Geviert. Man hatte schon auf mich gewartet. Ich bin der zuletzt Angekommene; alle Uebrigen sind bereits versammelt. Etwa 24 Personen, mit den Gästen.

Manche in hellgrauer Interimsjoppe mit blauer Verschnürung, ehemalige Besucher der „Alma mater“ verratend, dann, in groben Kitteln, einige Arbeiter aus Odessa, ein Mediziner nebst Frau, ein Elektriker, ein Armenier und mehrere andere Gelehrte.

Dunkle, blickende Augen mustern mich. Derbe, sehnige Hände strecken sich mir entgegen. Es sind wohl sechs Damen anwesend. Die Unterhaltung wird vorzugsweise in russischer und deutscher Sprache geführt, doch hört man auch französisch, polnisch und armenisch. Eine dumpfe, drückende Luft wälzt sich durch die kleinen, unventilierten Räume. Im Kamin lodert ein prasselndes Holzfeuer. Iwan Petrovitch, seines Zeichens Naturforscher, leitet die Feier ein. Er begrüßt uns und entwickelt dann mit kernigen Worten das politische Programm seiner Partei. Er wird mit jedem Satz leidenschaftlicher, drohender, und endet nach etwa 20 Minuten mit den Worten: Konstitution, Rede- und Gewissensfreiheit. Dröhnend fällt seine Rechte auf die Festtafel nieder. Er schüttelt das ins Gesicht gefallene lange Haar zurück und gibt dann einigen Genossen, welche begnadigt sind und demnächst heimkehren, noch einige Anweisungen für das Exekutiv-Komitee.

Seine Rede hat augenscheinlich Eindruck gemacht. Die Blicke Aller heften sich nun auf mich, gleichsam als sollte ich das soeben Gehörte bestätigen. Aber mir tanzt es vor den Augen. Ich weiß, daß hier in der Christnacht das Todesurteil für viele unschuldige Opfer gefällt ist. Ich weiß auch ebenso gut, daß die Genossen, welche in 2—3 Tagen abreisen, fürchterliche Aufträge haben.

Und drüben über der Straße wohnt der Polizei-Präpekt. Er hört und sieht nicht, was unter seinen Augen vorgeht.

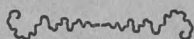
Man setzt sich in zwangloser Reihenfolge zu Tisch. Eine Genossin spielt die Wirtin. Aufgetragen wird Fischpastete, Hasenbraten, Wildente und Brathuhn. Große Flaschen enthalten Schnaps und eine billige Sorte Rum. Alles unter großer Mühe noch kurz vor dem Feste beschafft. Es wird viel getrunken, wenig gegessen. Die Arbeiter-„Marseillaise“ ertönt. Alles erhebt sich. Im Nebenzimmer dreht sich Marie Pawlowna mit einem kleinen Arbeiter aus Odessa nach den Klängen einer leidlich gut gespielten Fidel im Tanze. Frenetisches Beifallklatschen. Ausgelassenste Heiterkeit.

Vera Zefremobna, eine kleine, hübsche Jüdin, trägt sodann ein die Terroristen verherrlichendes Gedicht vor. Es werden Süßigkeiten gereicht, Bonbons billigster Sorte. Dann wieder Schnaps, Schnaps und Schnaps, an dessen Vertilgung sich auch die Damen fleißig beteiligen.

Noch ein Mandolinspiel und man setzt sich schläfrig zum Theetisch. Eine allgemeine Erschöpfung ist hereingebrochen. Der Ofen prasselt mehr als zuvor; die heiße, unventilierte Luft in den staubdurchzogenen Räumen ist fast unerträglich geworden. Durch den Qualm, der sich in Wellenlinien durch die Stuben schlängelt, sehe ich an der einen Wand ein wohlgelungenes

Portrait von Karl Marx, darunter einen schlechten Kupferstich, „die Arbeit“, in allegorischen Figuren dargestellt. Man stellte noch mehr Schnaps in Aussicht, der irgendwo herbeigeschafft werden soll: ein Genosse ist schon unterwegs. Ich ziehe es aber vor, mich zu verabschieden und verspüre eine wohlthuende Erquickung, als der kalte Nachtwind meine Schläfen berührt. Ich höre noch, wie man drinnen mit heiserer Kehle brüllt: „Nieder mit der Regierung!“ Dann umfängt mich die Nacht und ihr eifiges Schweigen.

Ustar Jden-Zeller.



Da steht ein Kreuz.

Der Vater nahm zum ersten Mal
Mich mit ins wilde Waldestal,
Erzählte mir von allerlei,
Vom Auckucksruf, vom Habichtschrei.
Da plötzlich zeigte seine Hand
Empor zur steilen Felsenwand:
„Da steht ein Kreuz—das Mützchen
ab!

Dem Kreuz bleib treu bis an das
Grab!“

Vorüber zog die Jugendzeit;—
Der Meilenzeiger zeigte weit!
Ich überstieg die Felsenwand,
Ich schritt durch sonn'ges Sommer-
land,

Doch ging es grade, ging es quer,
Mir war's, als summt' wer nebenher:
„Da steht ein Kreuz—den Hut nimm
ab,

Dem Kreuz bleib treu bis an das
Grab!

Des Schicksals Pfaden traue nie.
In tausend Gleisen ziehen sie;
An Plätzen, wo die Rosen blüh'n,
Sieht man sie meist vorüberzieh'n.—
Sie führten mich aus Sonnenschein
Gar schnell ins Schmerzenskammer-
lein.

Da hängt ein Kreuz, den Hut nimm
ab,

Dem Kreuz bleib treu bis an das
Grab!

Und sind die Straßen noch so viel,
Sie führen all zu einem Ziel,
Sie enden all zu einer Stund,
In dem bekannten kühlen Grund,—
Gehst du einst durch der Gräber
Reih'n,

Dann halt an einem Hügel ein,—
Da steht ein Kreuz — den Hut nimm
ab,

Ein Vaterunser auf das Grab!

Wilh. Donner.

Robbenjagd und Robbenindustrie in Neufundland.

Von Rudolph Bach.

Wenn in der guten alten Hauptstadt der Insel Neufundland, St. Johns, die paar Kirchenguhren Mitternacht schlagen, damit den Anbruch des 10. März verkündend, dann erhebt sich auf der Rhede ein Höllenlärm. Er kommt von den 5000 Mann, die auf etwa 20 Dampfern einquartiert sind und in der ersten Stunde des 1. März gemeinsam abfahren, um an den Küsten Neufundlands bis hinauf nach Labrador, im St. Lorenz-Golf, in der Straße von Belle-Isle etc. die Jagd auf Robben zu beginnen, eine Jagd, wie sie in ihrer Eigenartigkeit, in ihrem bedeutenden Umfange wohl nur von den Neufundländern betrieben wird.

Es handelt sich bei dieser Jagd, oder, um das Kind beim rechten Namen zu nennen, bei diesem Massenmorde und -Totschlage, natürlich nicht etwa um die ihres Pelzes wegen bei den Damen so beliebte und wertvolle Robbe des Stillen Oceans, der Beringsee, der Pribylow-Inseln etc., sondern um den viel communeren Better, den nordatlantischen Seehund, welcher in der Hauptsache nur wegen der unter dem Felle befindlichen Fettschicht verfolgt wird, obgleich in den letzten Jahren auch die Felle selbst an Wert nicht unbeträchtlich zugenommen haben und jetzt, außer der Verarbeitung in der Heimat zu Stiefeln, Röcken, Schuhen, Tabaksbeuteln etc., auch viel nach England exportiert werden.

Die neufundländische Robbenjagd und -Industrie ist, als eine im Großen und Geschäftsmäßigen betriebene, noch jungen Datums, sie besteht etwa seit Anfang des vorigen Jahrhunderts, während die Kabeljaufischereien schon seit 400 Jahren florieren. Nur diesen widmete man alle Aufmerksamkeit; der Robbenfang, welcher freilich schwieriger und gefährlicher ist, blieb vernachlässigt, man beachtete damals die reichen Delschätze gar nicht, welche sich auf den an den Küsten vorbeitreibenden Eisfeldern befanden und so konnten sich denn die zahlreichen großen Robbenherden jahraus, jahrein vermehren, ohne durch die Menschen gestört zu werden. Aber dieser paradisiäische Zustand mußte eines Tages ein Ende nehmen. Man war auf den Wert der Tiere mit der Zeit doch aufmerksam geworden, lernte Fangmethoden kennen und da dauerte es denn nicht mehr lange, bis sich die großen, friedlichen und eifrigen Kinderstuben, in denen die Robbenmütter ihre Babies aufzogen, bis diese sich selbst in ihrem naßkalten Elemente frei bewegen konnten, in wahre Schlachthäuser verwandelten, in welchen nun alljährlich Hunderttausende der Tiere, alte und junge, getötet werden.

Die ersten Robben wurden noch in Netzen gefangen; man spannte diese zwischen der Küste und einer nahen Insel oder einem Felsen aus und die Tiere ließen sich auf ihren Wanderungen darin auch zahlreich erbeuten.

In Labrador ist diese Methode heute noch in Gang, während in Neufundland, wie wir weiter unten sehen werden, fortwährend bessere Fangarten eingeführt wurden, bis es denn heute zu dem Massenfang durch starke, dem Eisdrucke gut widerstehende Dampfer gekommen ist.

Als ein Exportartikel findet sich das Robbenöl zum ersten Male im Jahre 1749 verzeichnet; nach Angabe der neufundländischen Handelskammer wurden damals für 1006 £ nach England gesandt. Der Betrag wechselte dann alljährlich, erreichte den Höhepunkt 1773 mit 26,388 £ und kam 1792, in welchem Jahre die amtlichen Aufzeichnungen aufhören, auf 11,920 £.

Dem Neßfischen folgte das Töten der Robben durch Schießen. Große Boote wurden ausgerüstet, die ungefähr Mitte April abfuhren — natürlich viel zu spät, denn zu dieser Zeit waren die jungen Tiere schon so weit entwickelt, daß sie sich vor dem Feinde sichern konnten. Diese neue Fangart bewährte sich demnach gar nicht, bis man denn auf den vernünftigen Gedanken kam, kleine, stark gebaute Schooner von 30 bis 50 Tons auszurüsten, jeden mit einer Bemannung von 12 bis 13 Jägern zu versehen und mit denselben die Robben zur richtigen Zeit in ihrem eigenen „Heim“ aufzusuchen. Die Ausrüstung stellte sich auf etwa 75 £ für das Schiff. Die Abfahrt wurde zunächst auf den 21. März (wie sich bald herausstellte, auch noch zu spät!) festgesetzt, man wollte die Aequinoctial-Stürme, besonders den „St. Patrick-Feger“ (17. März), erst gern vorbeilassen; bald aber wurde der 1. März als Tag der Abfahrt bestimmt, und heute ist der 10. März der von der Regierung angeordnete früheste Termin, an welchem die Robbendampfer ausfahren dürfen, und spätestens innerhalb 8 Wochen müssen sie, der dann einsetzenden Schonzeit wegen, wieder zurück sein!

Die neue Methode bewährte sich bald glänzend. Hunderte von Schiffen erwähnter Art gingen alljährlich auf die Robbenjagd. St. Johns, Carbonear, Harbour Grace, Brigus etc. lieferten die meisten Jäger, die hier draußen Körper und Nerven stählten und bald erfahrene Kämpfer der vielen Gefahren, welche die Jagd und besonders das Eis mit sich brachten, wurden. Zu jener Zeit erzählte man sich Wunderdinge von den „mächtigen Robbenfängern“, die schweres Geld verdienten, ihren Leuten aber ihren gemessenen Anteil zukommen ließen.

Es ist zweifellos, daß damals, d. h. Anfangs des vorigen Jahrhunderts, die Robben bedeutend zahlreicher als jetzt für die Jäger zugänglich waren und daß sie auch näher an Land und südlicher zu kommen pflegten. Bis 1815 blühte das Geschäft in hohem Maße, dann brachte die Beendigung des Krieges zwischen England und Frankreich einen vollständigen Stillstand, bis mit dem Jahre 1820 wieder eine Steigung eintrat. Aus den Jahren 1805—1862 (mit 1863 setzte die Jagd vermittelst Dampfer ein) mögen folgende einzelne Fangresultate angeführt sein:

1805	81,088	Robben
1815	126,315	„
1826	222,007	„
1830	558,942	„
1840	631,375	„

1855	298,083	"
1860	444,202	"
1862	268,624	"

Im Jahre 1857 waren 400 Schiffe mit dem Robbenfange engagiert, ihre Besatzung betrug etwa 13,000 Mann und der jährliche Ertrag schwankte zwischen 1 und 1¼ Millionen Dollars. —

Ungefähr von der Stelle ab, wo sich die Labrador-Strift vom Polarstrom trennt und sich an den Küsten Labradors und Neufundlands entlangzieht, da ist der von der Natur geschaffene immense Nahrungs- und Geburtsplatz für die commercieell bewerteten Tiefseefische sowie für eine Anzahl Luft atmender Tiere. Gerade dieser kalte Strom im Atlantischen Ocean mit seinen zahllosen Eisbergen und Eisfeldern, welche die Atmosphäre der nahegelegenen Länder so durchkälten, ist die Urquelle jenes so unendlich großen Fischreichtums, aus welcher die Menschen nun schon seit Jahrhunderten unablässig geschöpft haben, ohne sie indessen zu erschöpfen. Würde dieser kalte eisige Strom fehlen, würde er einmal plötzlich verschwinden, so würden damit auch zugleich seine vielen Bewohner, der Kabeljau, die Robbe, der Hering und die Seilbutte, die Makrele u.s.w. sofort verschwinden, da ihnen die Lebensbedingungen dann fehlen würden; Alles, was sich an Götter daselbst herumtummelt, von dem kleinsten Schalthiere bis zum plumpen Walroß und dem Riesenwal, hätten dem kalten Strome unbedingt zu folgen.

Unter den vielen Tieren, welche sich in den eisbeladenen Gewässern wohlfühlen, ist die Robbe vielleicht eines der interessantesten. Von der Natur mit einem dicken Fell ausgestattet, welches noch mit einer starken Fettschicht versehen ist, fühlt sich das Tier in seiner Umgebung äußerst wohl, ist ihm das Klima auf das günstigste angepaßt — hier auf den Eisfeldern, welche aus dem stärksten Polareise gebildet sind, vermehrt es sich in unglaublich großem Maße, hier werden seine Jungen geboren, in die Eiswiese gelegt und von der Mutter gesäugt, aber hier schweben sie gerade zu dieser Zeit auch in der höchsten Lebensgefahr, denn dann sind die Jäger auf der Suche nach den Robbenherden; die Leute spotten aller sich ihnen entgegenstellenden Gefahren dieser Eiswüste, wenn es sich darum handelt, eine in sicherer Aussicht stehende Beute zu erlangen; sie arbeiten sich durch die riesigen Eiswälle, mit denen die allgütige Mutter Natur diese hilflosen und unschuldigen Tiere umgeben hat, hindurch, und ist erst einmal die richtige Stelle erreicht, so wird Stück für Stück niedergeschlagen — von irgend welchem menschlichen Erbarmen ist da natürlich keine Rede.

Wir haben unter den an den Küsten von Neufundland und Labrador vorkommenden Robben vier Arten wohl zu unterscheiden, nämlich die Bay-, die Garp-, die Good- und die Square-Flipper-Robbe.

Die Bay-Robbe ist sesshaft, sie zieht nicht und lebt, wie ihr Name anzeigt, meistens in den zahlreichen Baien und an den Mündungen der Flüsse. Auf dem Eise wird sie niemals angetroffen und ihr Fang erfolgt deshalb in Netzen, doch ist sie nur von geringem commercziellen Werte, ihre Jagd ist keine lohnende und wird mehr als Sport betrieben.

Die Garp-Robbe ist die eigentliche Handels-Robbe, mit der wir uns hier ausschließlich zu beschäftigen haben. Zum Optimismus veranlagte Gläubige haben es zuwege gebracht, sich aus den verschiedenen Streifen und Flecken, welche das Fell des Tieres zeichnen, das Bild einer Garpe zu konstruieren; ich muß gestehen, daß schon eine ganz gehörige Dosis von Einbildungskraft dazu nötig ist, um in dem Felle diese Garpe herauszutüfteln, aber — das Volk hat gesprochen, das starke irländische Element Neufundlands findet in der Garpe (dem irischen Symbol) eine glückliche Vorbeutung und so ist denn diese Robbe als „Garpe“ überall populär geworden, wird sie ausschließlich unter diesem Namen eingeschätzt und gehandelt — nomen est omen!

Die Hood-Robbe, ein bedeutend größeres Tier als die Garp, verdankt ihren Namen dem Männchen, Dog-Hood genannt. Dasselbe ist nämlich an der Nase mit einem eigentümlichen Fleischack oder einer Fleischkappe versehen, und wenn es in Wut gerät oder angegriffen wird, bläst es diese Kappe so auf, daß sie das Gesicht und die Augen beschützt. Schrotschüsse prallen an diesem Bollwerk wirkungslos ab und das Tier kann in solchen Fällen nur durch einen Schuß ins Genick getötet werden. Der Dog-Hood ist ein höchst gefährlicher Gegner für den Jäger, er kämpft verzweifelt für Weibchen und Junge, und wenn er diese getötet sieht, dann wird er wütend, er bläst die Kappe auf, seine Nasenlöcher vergrößern sich, daß sie wie ein paar große Blasen erscheinen, ein fast grauenerregender Anblick — ohne Besinnen springt er in unbehilflichen Sätzen auf seine Feinde los und es ist öfter als einmal vorgekommen, daß fünf bis sechs Männer eine Stunde lang mit dem wilden, aufgeregten Tiere zu kämpfen, sich ihrer Haut ernstlich zu wehren hatten, ehe sie es zur Strecke bringen konnten. So manchmal wird ein Jäger übel zugerichtet, in einzelnen, aber seltenen Fällen wurde er sogar getötet, er erlag den fürchterlichen Wunden, welche ihm das Tier in seiner wilden Wut zugefügt hatte.

Die Square-Flipper-Robbe endlich ist anscheinend identisch mit der Grönländer Robbe, sie ist 12—16 Fuß lang, kommt aber in den neufundländischen Gewässern nur gelegentlich vor.

Nach den Wanderzügen der Robben muß sich natürlich die Jagd ganz genau richten; man hat die Zeiten ihrer Aufenthaltsorte zu den verschiedenen Perioden scharf berechnen müssen, um ein befriedigendes Jagdresultat erzielen zu können. Diese Wanderzüge vollziehen sich mit derselben Regelmäßigkeit wie die Flut des Polarstromes — ungefähr um Mitte Februar herum werden die Jungen auf den Eisfeldern an der nordöstlichen Küste Neufundlands geboren, die Babies werden dann von den Müttern etwa sechs Wochen gesäugt und können gegen den 1. April dem Wasser übergeben werden, sie sind nun schon selbständig genug, um sich selbst schützen zu können. Zeitig im Mai ziehen Alte und Junge nordwärts, sie wenden sich nach den grönländischen Gestaden, wo sie sich drei Monate aufhalten, und da der arktische Winter dort oben schon im September einsetzt, treten sie ihre Wanderung dann nach Süden an, es stets so einrichtend, daß sie vor dem sich dann bildenden Eise schwimmen. Sie bewegen sich der Küste Labrador's entlang, wo sie in den zahllosen Fjorden und Baien reichliche Nahrung finden, und immer läßt sich konstatieren, daß eine kleine Abteilung

vorangeht, gleichsam als Avantgarde den Weg sichert, dann erst kommt die eigentliche Armee angerückt — und was für eine Armee! Steht man an einem bestimmten Punkte, so nimmt es Tage in Anspruch, bis das gewaltige Heer vorbeipassiert ist; so weit das schärfste Auge auch reicht, Robben, nichts als Robben, und so erst kann man sich einen ungefähren Begriff von dem riesigen Robbenmaterial machen, welches diese kalten Ströme als sein Heim betrachtet, von den ungeheuren Fangresultaten, welche die Robbenjäger aufweisen könnten, wenn sie an solche unendlich scheinende Herden zur richtigen Zeit herankommen könnten, was zum Glück nicht der Fall ist, da man endlich ein Schongesetz erlassen hat, welches diese nützlichen und hübschen, mit ihren treuherzigen, klaren und klugen Augen so sanft aussehenden Tiere den bei weitem größten Teil des Jahres schützt! Natürlich wäre ja auch schlimmstenfalls die Jagd auf die sich frei im Wasser bewegenden Robben eine bei weitem schwierigere und weniger lohnende, als die auf dem Eise.

Nachdem der große Zug von Labrador aus die Straße von Belle-Isle, welche dieses von Neufundland trennt, erreicht hat, teilt sich das Heer in zwei genau geregelte Divisionen: die eine geht in den St. Lorenz-Golf und strebt, stets sich in südlicher Richtung haltend, den bekannten „Neufundland-Bänken“ zu, die andere Division zieht, ebenfalls südlich, die Küste Neufundlands entlang; gegen Ende des Jahres treffen dann beide Divisionen an den „Bänken“ wieder zusammen. Diese sind für alle das südliche Hauptquartier, hier gibt es Fische in Unmasse, an denen sich die Robben eine Zeit lang gütlich tun, und hier bleiben sie auch bis Anfang Februar, um dann wieder die Reise nordwärts zu beginnen, jedenfalls zur Wochenbettzeit Mitte Februar wieder auf den Eisfeldern an der nordöstlichen Küste Neufundlands pünktlich einzutreffen. Die alljährliche Rundreise ist damit beendet, sie vollzieht sich stets in genau derselben Form, wie hier angegeben — der Instinkt der Tiere ist sicherlich einbewundernswerter.

Den Robbenjägern liegt daran, vor allen Dingen an die White Coats, die „Weißfelle“, d. h. die Baby-Robben, welche noch ein weißes Fell tragen und sich noch nicht selbst retten können, heranzukommen, denn ihr Fett ist bei weitem wertvoller, als das der alten Harps. Die Muttermilch, mit welcher die Zungen aufgezogen werden, ist eine dicke, rahmige Masse, gelblich in Farbe und außerordentlich reich und nahrhaft, was schon durch das auffallend schnelle Wachsen der Zungen bewiesen wird: sie wiegen bei der Geburt 6—7 Pfund und haben es innerhalb dreier Wochen schon auf 40—50 Pfund gebracht; die dünne ölige Lage unter dem Fell, mit welcher sie auf die Welt kommen, ist nach 10 oder 12 Tagen bereits 3 bis 4 Zoll stark, gewiß eine rapide Zunahme!

Wir kommen nun zur eigentlichen Jagd — oder Morderei. Nichts ist vielleicht trüglischer, als anscheinend „beste Aussichten“ auf ein reiches Resultat. Die weiten Eisfelder sind oft 100 bis 200 Meilen breit, aber wie tief, wie lang sie sind, läßt sich niemals vorausagen; auch der in seinem „Vogelkäfig“ hoch oben am Vordermaße sitzende Kapitän, welcher mit seinen Adleraugen und mit einem scharfen Fernrohr Ausschau nach Robbenherden hält, weiß das nicht zu bestimmen; Wind und Eis bedingen den Aufenthaltsort der Robben — es ist mit einem Worte alles Glückssache,

wenn ein Kapitän z. B. sein Schiff bis obenhin mit 42,000 Fellen beladen heimbringt, und ein anderer kommt fast leer, mit wenigen Hunderten Fellen zurück.

Endlich meldet der Kapitän von oben eine große Robbenherde in Sicht; unter allgemeiner Aufregung wird vorsichtig weiter gefahren, bis die erfahrenen Ohren der Jäger das Schreien der Jungen in der Nähe deutlich hören können, dann wird sofort beidreht und die 200 bis 300 Männer stürzen sich auf das Eis; alle sind mit starken, oben mit Eisen beschlagenen Stöcken, wenige außerdem noch für den Notfall mit Gewehren bewaffnet. Dieses Geschrei der Jungen, welches an das Weinen von an Schmerzen leidenden Kindern auf das lebhafteste erinnert, führt die Jäger unschwer auf die richtige Spur, mitten hinein in das friedliche Familienleben — nun beginnt die Schlächtereier. Ein Schlag auf den Kopf der jungen Tiere tötet diese sofort, nur in wenigen Fällen werden sie Schmerzen leiden; das Messer wird herausgezogen und im Nu haben gewandte Hände das Fell mit der darunter liegenden Fettschicht abgezogen. Der Körper selbst wird auf dem Eise gelassen, er scheint noch zu leben, doch ist dies nur eine mechanische Bewegung der Muskeln, die mit dem Eise in Contact kommen. Die Felle werden in kleinere Haufen zusammengepackt und über das unebene Eis nach dem Dampfer geschleppt.

Weiter geht die Mörderie, die Jäger verteilen sich auf dem Eise und entfernen sich oft meilenweit vom Dampfer, überall sieht man auf dem Eise die Blutlachen, die abgehäuteten Körper der Robben — an Bord schwimmt Alles in Blut, die Decks werden schlüpfrig, der Geruch wird immer unausstehlicher, die Jäger sind mit Blut beschmiert, kurz, es ist kein appetitlicher Anblick, den man da zu genießen bekommt! Welche entsetzlichen Szenen, die sich hier in der eisigen Einsamkeit unter einer strahlenden, Tausende von Eisbergen köstlich beleuchtenden Sonne abspielen! Und nun dazu noch das klägliche Wehgeschrei der armen Robbenmütter, welche ihren Kopf vorsichtig durch die kleinen Löcher im Eise stecken, nach ihren schneeweißen Kindern suchen und nicht glauben wollen, daß die herumliegenden blutigen Körper Alles sind, was von ihren Lieblingen übrig geblieben ist! Mit einem fast menschlichen Klageklänge stürzen sie sich dann wieder ins Meer, um dem nahenden Jäger zu entgehen.

Der mütterliche Instinkt der Robben, die Liebe und Zärtlichkeit, mit welcher sie ihre Jungen bewachen, sind geradezu rührend und den Nichtjäger mit tiefer Wehmut erfüllend. Solange die Jungen sich noch auf dem Eise in ihren Wiegen befinden, schwimmen die Mütter jeden Morgen fort, um zu fischen, aber immer in Zwischenräumen wiederkommend, um die Kleinen zu nähren. Es ist eine ans Wunderbare grenzende Tatsache, daß die alten Robben es stets fertig bringen, Löcher in dem starken Eise offen zu halten und dieselben vor dem Zufrieren zu schützen, um zu jeder Zeit vom Eise ins Wasser und umgekehrt gelangen zu können. Und wenn die Weibchen von ihren Fischerfursionen, die sich oft auf 50—100 englische Meilen erstrecken, heimkehren, so findet jedes das Loch wieder, durch welches es ins Wasser gelangte, und ebenso erkennen alle sofort auf dem Eise unter den vielen Tausenden ihre eigenen Babys heraus, welche dann von ihnen auf das innigste gehätschelt und genährt werden.

Kommt Gefahr durch treibendes Eis, welches die noch hilflosen Jungen bedroht, dann kann man die aufopfernde Mutterliebe in ihrer schönsten Form so recht beobachten: mit größter Anstrengung nehmen die Alten ihre Jungen zwischen die vorderen Flossen und mit der Nase schieben sie das treibende Eis von sich, bis sie wieder auf festen, sicheren Grund gelangen und ihre Bürde wohl verwahrt wissen. Ein überaus anziehendes Stück von Mutterliebe, Mutterglück, aber auch von Trostlosigkeit kann der Natur- und Tierfreund hier oben im Eise an seinen Augen vorbeiziehen sehen — aber für die Robbenjäger gibt es keine sentimentalen Anwandlungen, für sie bedeutet jedes Baby, jeder „Weißbrock“ einen oder mehrere Dollars, und wo die im Spiele sind, da hört bekanntlich jede andere Rücksicht auf! Unzere „Weißbröcke“ fangen übrigens nach sechs Wochen an zu „mausern“, ihr weißes Fell wechselt mehr und mehr ins Graue und dann werden sie Ragged Sackets genannt.

Die Gefahren, welche die Robbenjäger auf dem Eise zu bestehen haben, sind weder gering noch seltener, es gibt deren genug und schwere, wie sie eben nur solche an die Verhältnisse gewöhnten Leute ertragen können, wie es gerade die wetterfesten, eisenharten neufundländischen Fischer sind, die von Kindheit auf den Ocean als ihre zweite Heimat kennen und lieben lernen. Sie springen auf dem oft verräterischen Eise mit einer Nonchalance herum, als ob es sich um einen Spaziergang auf der Landstraße handelte, und so manche Nacht verbringen sie 5 bis 6 Meilen von ihrem Schiffe entfernt auf dem Eise, um nur am nächsten Morgen wieder so nahe wie möglich an ihrer Beute zu sein. Freilich, wenn Nebel oder Schneesturm plötzlich eintreten, dann laufen sie ein furchtbares Risiko, indem sie den Weg verlieren und dann in der Eismüste elend umkommen; auch droht ihnen stets die Gefahr, in ein von Schnee bedecktes Loch zu fallen, oder ein Eisfeld bricht ohne irgend welche vorherigen Anzeichen plötzlich auseinander, die Jäger treiben dann hilflos auf der nSchollen und nur ein zufällig des Weges kommandes Schiff kann sie in solchen Fällen vom Tode erretten.

Das Allerschlimmste ist aber einer der glücklicherweise seltenen Orkane aus Nordost. In solchen Fällen werden die stärksten Eisfelder wie Spreu aus einander getrieben und der Dampf der riesigen Eisstücke unter sich beginnt dann im Ernste. Wehe dem Schiffe, welches in dieses Chaos hinein gerät: von allen Seiten schlagen und treiben die schweren Stücke gegen und auf dasselbe, es ist dem Untergange fast jedesmal geweiht! Jäger, die eine solche Aufwühlung der Elemente mit durchgemacht haben und noch in letzter Minute gerettet wurden, können die Vorgänge kaum mit Worten schildern, das furchtbare Duell unter ihnen zwischen gigantischen Eisbergen und Eisstücken, über ihnen der rasende Sturm mit einem Alles blendenden Schneewirbel — dieses alles drückt den hilflosen Zuschauer nieder, er muß geduldig abwarten und seinem wahrscheinlichen Tode gleichmütig entgegensehen — Menschenkräfte sind hier von keinem Nutzen.

Aber, wie erwähnt, diese „Nordoster“ sind recht selten, meistens lacht bei klarem Wetter eine helle Sonne über die kühnen Jäger, die trotz aller der vielen Gefahren doch verhältnismäßig wenige Verluste an Menschenleben aufzuweisen haben. Die schlimmste Katastrophe ereignete sich im Jahre 1872, als 100 Mann elend umkamen, ihr Dampfer, der *Guntzman*, ging

verloren, mit ihm zwei andere, der Bloodhound und der Retriever, doch wurden von diesen beiden letzteren die Besatzungen noch glücklich gerettet.

Nach der mir vorliegenden amtlichen Liste sind seit Einführung der Robbenjagd vermittels Dampfer (1863) 21 Dampfer verloren gegangen, anscheinend eine große Zahl, aber die Neufundländer wundern sich immer, daß überhaupt noch so viele Schiffe wieder ganz und heil in den Hafen einlaufen. Die Kapitäne und Mannschaften dieser Dampfer sind natürlich in den Augen der Inselbevölkerung die wahren Helden; ihre Abfahrt und Ankunft werden in allen Städten und Städtchen stets gebührend und allgemein gefeiert und speziell gewisse, besonders glückliche Kapitäne werden so zu sagen auf Händen getragen.

Als ich vor Jahren zum ersten Male in St. Johns war, die diesbezüglichen Verhältnisse noch nicht kannte, raunte mir eines Tages mein lebenswürdiger Cicerone die inhaltschweren Worte zu: „Sehen Sie, da geht der alte Jackman!“ Mir war die Geschichte natürlich ziemlich gleichgültig, was ging mich Jackman an! Aber ich wurde dann belehrt, daß der Betreffende einer der vom Glücke am meisten begünstigten Kapitäne war, der erst vor kurzem sein Schiff mit über 40,000 Robbenfellen im Werte von 105,000 Dollars von den Eiskeldern sicher heimgebracht hatte — nun, man darf einen solchen Personenkultus schon gelten lassen, denn in der einen oder anderen Weise verdient Jeder, welcher an den Robbenjagden teilnimmt, das Lob, ein tapferer, kühner und unerschrockener Mann zu sein; der Kampf gegen die Elemente dort oben ist schwerer und hartnäckiger, als der gegen die menschlichen Feinde!

Im Laufe des April, oft schon Ende März, wenn Robben nahe St. Johns bald angetroffen wurden, kehren die Dampfer mit ihrer fettigen, öligen Fracht zurück und dann geht es an die Arbeit: die Felle werden von dem Fett abgelöst und eingesalzen, um dann meistens nach England exportiert zu werden; das Fett wird in kleine Stückchen zerschnitten und kommt dann in eine riesige Art von Wurstmaschine, die das Del herauspreßt, welches in große eiserne Bassins geleitet wird, die mit Glas zugedeckt werden. Die Sonne muß dann die Masse zur Gährung bringen, bis sie so weit geklärt ist, daß sie in Fässer gefüllt und ebenfalls nach England verladen werden kann. Das Robbenöl (Seal-Oil) ist in den letzten Jahren infolge der scharfen Konkurrenz mit mineralischen Oelen im Preise zurückgegangen. Verwendet wird es zur Beleuchtung, für Maschinen und zur Seifenfabrikation — noch eine andere Verwendung findet es in den einheimischen Kreisen, es ist nämlich erfahrungsmäßig bei gewissen chronischen Leiden von bedeutend größerer Heilkraft als der Lebertran und seine fortgesetzte Anwendung hat die besten Resultate aufzuweisen gehabt. Natürlich muß es frisches, reines Del sein, aber dieses ist ja im Frühjahr stets in St. Johns billig zu erhalten, und es verlohnte sich vielleicht der Mühe, mit demselben Versuche in größerem Umfange anzustellen, das Ergebnis dürfte jedenfalls ein auffallend günstiges sein!

Ein Teil der Robbe ist übrigens auch für den Menschen genießbar, wird sogar von neufundländischen Feinschmeckern als eine Delicatesse geschätzt, die in keinem Frühjahr auf der Tafel fehlen darf: ich meine die Flossen (Flippers) des White Coat, der Baby-Robbe, sie werden von den

Jägern in großer Anzahl mit nach Hause gebracht und die Liebhaber können sich dann an dieser leckeren, zart gerösteten Speise satt essen. Ein solcher Flipper-Enthusiast verstieg sich einmal zu der gewagten Behauptung, daß die richtig zubereiteten Flippers dem besten Rebhuhn bei weitem vorzuziehen seien, und merkwürdigerweise wurde diese Ansicht von Vielen geteilt, für sie ist ein großartig angelegtes Flipper-Diner das Beste, was dem Magen geboten werden kann. Nun, de gustibus non est disputandum! Ich habe Beides gegessen, resp. habe das Rebhuhn mit Genuß verspeist, die gerühmten Flippers mit Not und Mühe hinuntergewürgt — ich habe mich aber keinen Augenblick zu bedenken gehabt, um dem Wildgeflügel bei weitem den Vorzug vor der thranigen Speise zu geben!

Eigenartig, wie der Robbenfang selbst bei Neufundland, ist auch die Art und Weise, wie derselbe in kommerzieller Hinsicht ausgenutzt wird. Wie schon früher erwähnt, führen die etwa 20 Robbbendampfer etwa 5000 Mann Besatzung, jeder Dampfer also etwa 250 Mann. Dies sind die Jäger, welche die Zeit kaum abwarten können, bis die Schiffe am 10. März früh auslaufen dürfen und die so zu sagen als Compagnons der Rheder die Reise unternehmen. Diese Leute bekommen während ihrer je nach den Glücks-umständen 3—8 Wochen dauernden Abwesenheit keinen Cent Lohn, sondern lediglich die nicht besondere Verpflegung, während sie für ihre mehr einem Pferd ähnliche Schlafstelle noch drei Dollars bezahlen müssen — dagegen erhält die Mannschaft, nach der Kopfszahl gleichmäßig verteilt, ein Drittel des Netto-Gewinnes, welcher sich nach Verkauf resp. Abschätzung der Ladung ergibt. Mit diesem Drittel hat es nun genau dieselbe Bewandnis, wie mit dem Kapitäns-Glied: der Jäger-Verdienst hängt lediglich von letzterem ab, und so kommt es denn oft genug vor, daß die Mannschaft des einen Dampfers etwa 90 Dollars und mehr per Kopf erhält, während eine andere sich mit 1½ Dollars als Lohn für die lange Zeit und schwere Arbeit begnügen muß, wie dies vor einigen Jahren den Leuten des Leopard passierte.

Aber da herrscht unter den Männern nicht der geringste Neid, sie wissen, daß sie ihre Chancen mit dem Geschäfte zu nehmen haben und sagen sich einfach: heute dir, morgen mir, im nächsten Jahre geht die Geschichte vielleicht gerade umgekehrt! Worüber die Leute indessen und nicht mit Unrecht sich beklagen, das ist die recht willkürliche Art, mit der die Rheder in St. Johns den Preis der Robben feststellen. Es wird nach Gewicht gerechnet: so und so viel Dollars kostet ein Centner. Der Preis hat sich in den letzten 20 Jahren stets auf etwa 5 Dollars gehalten und ist nur zweimal wegen sehr schlechten Ausfalls des Fettes auf etwa 3½ Dollars heruntergegangen. Aber selbst dieser Preis ist den Rhedern resp. Großkaufleuten anscheinend noch zu hoch gewesen, denn vor Abreise der Dampfer im Jahre 1904 wurde der Preis für den in Aussicht stehenden Fang auf 3¼ Dollars festgestellt. Damit waren nun die Robbenjäger nicht einverstanden, sie fordereten zum mindesten 4 Dollars, und da dies von den Rhedern schroff verweigert wurde, ereignete sich das für Neufundland fast Unglaubliche: sämtliche Mannschaften verließen die Dampfer und fuhren in Booten an das nahe Land, wo sie Protestversammlungen abhielten. Den Rhedern kam die Sache natürlich sehr ungelegen, denn da es für Streiker dieser Art absolut

keinen Ersatz gibt, währe die diesjährige Fangsaison total verloren gegangen, wenn nicht noch in letzter Minute ein Vergleich zu Stande kam — und der kam denn auch zu Stande: die Leute ließen sich von Unparteiischen zureden, die Rheder erhöhten den Robbenpreis auf $3\frac{1}{2}$ Dollars und erließen auch die bisher üblichen 3 Dollars für den Schlafplatz auf den Dampfern. Damit ist aber der Streit nur temporär überbrückt und er wird zweifellos im nächsten Jahre eine sehr acute Gestalt annehmen, wenn inzwischen nicht wesentliche Zugeständnisse seitens der Arbeitgeber gemacht werden. In Neufundland ist die öffentliche Sympathie durchweg auf Seiten der Leute; man kennt die paar Großkaufleute, welche die Robben- und Kabeljau-Fischereien so gut wie monopolisieren, nur zu wohl und weiß, daß, während die Reichtümer anhäufen, die von ihnen beschäftigten Fischer jämmerlich genug bezahlt werden. Das Geld, welches sie nach Beendigung der Schifffahrt, etwa gegen Ende Oktober, ausbezahlt bekommen, geht dann gewöhnlich in Einkäufen von Kleidung und Lebensmitteln wieder darauf, und da die Herren Rheder sämtlich noch offene Verkaufsläden in der Waterstreet in St. Johns besitzen, in denen ihre Leute mehr oder weniger gezwungen sind, zu kaufen, so bleibt da noch einmal ein hübscher Profit für die Rheder übrig. Man darf wohl sagen, dieses in so wenigen Händen befindliche Monopol ist geradezu ein Fluch für die Insel geworden, denn das viele Geld, welches die Bewohner ihren Arbeitgebern verdienen, wird zumeist in England verzehrt; seit Generationen ziehen sich die Seniors bei Zeiten vom Geschäfte zurück und überlassen es ihren Söhnen, sie selbst aber siedeln nach der alten Heimat über — das Geld bleibt deshalb nur zum kleinsten Teile auf der Insel selbst, die es zur Entwicklung ihrer reichen Naturschätze so sehr gebrauchen könnte.

Seit Einführung der Dampfer (1863) — die Segelschiffe, welche zum Robbenfang früher benutzt wurden, haben jetzt ganz aufgehört zu fahren — sind die jährlichen Resultate bei weitem nicht mehr so ergiebig wie früher. Anstatt der damals 12—14,000 Mann, welche sich der Jagd widmeten, und 1844, wo annähernd 700,000 Robben erlegt wurden, kommen seit 1863 nicht entfernt mehr vor; die höchste Anzahl waren 1892 390,174 Stück, sonst hält sich der Durchschnitt auf etwa 200,000 Stück, mit schlechten Jahren von noch weit geringerer Ausbeute, wie 1872 (76,261 Stück) und 1897 (135,000 Stück).

Diese jetzt immer mehr zu Tage tretende Abnahme in den Fangergebnissen braucht nicht etwa einer damit parallel laufenden Abnahme der Robben selbst zugeschrieben werden, denn nach Allem, was die Robbenjäger und Fischer melden, gibt es auch heute noch zum mindesten ebenso viele Robben wie vor 40 Jahren, nur scheinen sich die mißtrauisch gewordenen Tiere auf unzugänglicher Plätze zurückzuziehen, und dann muß natürlich auch berücksichtigt werden, daß infolge der jetzt scharf durchgeführten Schonzeit die Jagd sich auf wenige Wochen beschränkt, während diese früher nicht nur zeitiger begonnen, sondern auch noch später fortgesetzt werden durfte.

Trotzdem genügt die kürzere Zeit den vom Glück begünstigten Dampfern, im Handumdrehen volle Ladungen einzunehmen, so kam 1889 der Dampfer Wolf schon am 20. März, 1891 der Dampfer Neptune am 23. März mit 26,912 resp. 32,061 Fellen nach St. Johns zurück; sie waren

nur wenige Tage draußen gewesen und hatten die Herden dicht bei der Küste angetroffen. In solchen Fällen pflegen die Dampfer noch schnell eine zweite Reise zu unternehmen, aber eigentümlicherweise fallen diese sehr selten zufriedenstellend aus, und wenn z. B. die Dampfer Falcon, Eagle, Neptune, Hector, Polynia, Leopard mit armseligen 218, resp. 260, 100, 6, 60 und 21 Tellen zurückkehrten, so kann man sich leicht vorstellen, daß solche zweite Reisen viel Geld kosten und weder Rheder noch Mannschaften Etwas einbringen können.

Die meisten Robbenfelle in zwei Fahrten brachte mit 44,377 Stück der Dampfer Proteus, und der Dampfer Commodore, 290 Tons Register, hatte 31,314 Felle im Gewichte von 655½ Tons und im Werte von 95,000 Dollars an Bord; er war so tief geladen, daß sich die Mannschaften vom Deck aus bequem die Hände im Ocean waschen konnten! Rücksicht auf das eigene oder Anderer Leben wird nicht genommen, wenn es sich darum handelt, ein paar hundert Dollars mehr machen zu können.

Den Record, das meiste Robbenfett heimggebracht zu haben, hält die Diana (ebenfalls 290 Tons Register), sie erbeutete in zwei Fahrten 1892 nicht weniger als netto 1022 Tons dieser fettigen Masse.

Die schließliche Abrechnung erfolgt nach einer Original-Rechnung wie folgt:

Dampfer Neptune, Kapitän Blandford, in St. Johns angekommen
am 3. April 1894:

Dampfer Neptune, Capitän Blandford, in St. Johns
angekommen am 3. April 1894:

41,664 junge Harps			
Brutto.....	17,172 Cwts.	1 qr. 14 lbs.	
Tara 1½ lbs.			
per Stück.....	558	" 0 " 0 "	
Netto.....	16,614 Cwts.	1 qr. 14 lbs.	
		a 6 Dollars....	\$ 99,686.25
294 alte Harps			
Brutto.....	304 Cwts.	0 qr. 20 lbs.	
Tara 12 lbs. per			
Stück.....	31	" 2 " 0 "	
Netto.....	272 Cwts.	2 qr. 20 lbs.	
		a 5½ Dollars....	1,417.97
1 alter Hood			
18 lbs. Tara, Netto....	1 Cwt. 3 qr. 14 lbs.		
		a 4.40 Dollars....	8.25
24 „Ragen Harps“			
Netto....	3 Cwts. 1 qr. 8 lbs.		
		a 4 Dollars....	13.28
			\$ 101,125.72
ab für beschädigte Felle.....			409.65
			\$ 100,716.07
ab für 162 Harps, von den drei Schiffs-			
jungen gefangen.....			386.12
			\$ 100,329.76
davon ⅓ Antheil an die Mannschaft.....			* 33,443 32
erhält jeder der 302 Mann.....			\$ 110.73

Dem Rheder bleiben also bei dieser von ihm sehr vorsichtig gemachten Preisschätzung noch rund 67,000 Dollars übrig, wovon aber noch der Kapitän zu bezahlen und der Betrag für die freilich sehr wohlfeile Verpflegung abzusetzen ist. Jedenfalls kommt indessen der Rheder sehr gut aus, sein Schiff war nur 24 Tage fort und kann nun bis zum nächsten Frühjahr aufgelegt werden, wenn es nicht gerade zu wissenschaftlichen Expeditionen nach den Polargegenden gechartert wird — Dampfer wie Besatzung eignen sich für solche Zwecke außerordentlich gut!

Im Maien.

Herr Richter, hört meine Klage an,
Ich bin ein armer, geschlagener
Mann,

Das gestehe ich unterhohlen:
Mein Herz, so fröhlich und morgen-
jung,

Voll Latendurst und Begeisterung,
Das hat mir jemand gestohlen.“

Der Richter zieht ein ernstes Gesicht:
Beschreibt uns näher den Bösewicht,
Ob er Flechten trug oder Löckchen;
Ob sanft oder bliegend das Augen-
paar,

Der Mund wie knospende Rosen war,
Und die Stimme ein Silberglöck-
chen.“

„O nein, mit Verlaub, Ihr irret
schwer,
Ein Mägdlein bestrahl mich nimmer-
mehr,

Das war zu schüchtern befangen;
Auch hielt mit festem Druck ich um-
spannt

Die kleine, weiße, bebende Hand,
Als wir selbender gegangen.

Doch wie wir wandelten durch den
Wald,

Da strich ein Jüngling von schöner
Gestalt.

Vorüber an meiner Linke,
Und unter ihm wurde die Erde grün,
Und um ihn gab es ein Duffen und
Blüh'n,

Und über ihm sangen die Vinken.“

„Das war der Mai, der hat euch be-
raubt,“

Der Richter spricht und schüttelt das
Haupt:

„Wohl kenn' ich die Paragraphen;
Doch dünkt mich eure Sache steht
schlecht,

Denn weder altes noch neues Recht
Lehrt solche Trevel uns strafen.“

„Wohlan, so ford're ich Schadener-
sak;

Es soll der Mai meinem holden
Schak

Auch heimlich das Herze stehlen;
Das tauschk' ich gern für das mein:
ein,

Dann will das Schelmenstück ich ver-
zeih'n

Und keinem ein Wörtlein erzählen.“

Zeit ist Geld.

Amerikanische Geschichte in einem Kapitel. Von Fr. Oskar Kühne.

Der Santa Fé-Expresszug rasste durch die Prärie. Es begann zu dun-
keln. Auf der Plattform des Schlußwagens hockte in einem Feldstuhle
Frank Frankley, ein Börsenmann aus San Francisco, den dringende Ge-
schäfte nach Neu-Mexiko geführt hatten.

Er zog seine Uhr, ließ sie repetieren, steckte sie ein, um sie nach wenigen
Minuten wieder hervorzuholen. In seinem Gesichte zuckte es. Er mur-
melte: „Schade um diese verlorene Zeit! Könnte sie so nutzbringend ver-
wenden. War aber durchaus nötig, diese Fahrt. Hat ja auch ihre Früchte
gebracht!“

Aus der offenen Schlußtür des Eisenbahnwagens trat ein anderer Rei-
sender auf die Plattform heraus und lehnte sich über die Brüstung, den ver-
schwindenden Schienentweg überschauend. Es war ein sehr umfangreicher
Herr. Stöhnend über die herrschende Schwüle wischte er sich wiederholt
den rinnenden Schweiß von der Stirn.

Der Schienentweg lief ein starkes Gefälle hinab. Mit immer rasenderer
Geschwindigkeit fauste der Zug dahin. Bei einer scharfen Kurve schleuderte
es den Schlußwagen so heftig herum, daß man fast befürchten mußte, er
fliege aus dem Geleise.

Der dicke Herr wankte und wäre fast gestürzt. „Eine tolle Fahrt!“
sagte er.

Frank Frankley, der Geschäftsmann aus Frisco, den das Jagen durch-
aus nicht zu beängstigen schien, nickte. Dabei dachte er: „Bieber wäre mir,
die Geschwindigkeit verdoppelte sich. Man könnte dann früher seine Ge-
schäfte weiterführen.“

„Nach Frisco?“ fragte der Dicke, bestrebt ein Gespräch einzuleiten.

„Sawohl.“

„Will auch nach Frisco. Habe Geschäfte dort — Scheidungsangelegen-
heiten. Bin der Friedensrichter Brown aus Maryville. Wann werden
wir in Frisco sein?“

„Uebermorgen früh.“ Nervös entnahm Frank Frankley seiner Rocktasche
ein mächtiges Zeitungsbblatt und verschanzte sich dahinter, ein deutlicher
Wink für den anderen, ihn ungeschoren zu lassen. Der verließ auch bald
die Plattform.

Weiter flog der Express. Er ließ die Steppe hinter sich und verfolgte
nun das Tal des Rio Gila. Ueber schwindelnde Brücken, unter denen wilde
Wasser schäumten, ging donnernd die Fahrt an gähnenden Schluchten ent-
lang.

Es wurde immer dunkler, Frank Frankley erhob sich und warf das Zeitungsblatt mit einer unwirlichen Bewegung über die Brüstung.

Er ging durch die Tür und blickte ins erste Abteil. Dort lag auf den Polstern der dicke Friedensrichter ausgestreckt. Das zweite Abteil war frei. In dieses trat Frank, nachdem er seine Reisetasche zur Hand genommen, und machte es sich ebenfalls bequem.

Bald kündeten regelmäßige Atemzüge, daß er eingeschlafen war.

Eine Stunde mochte veronnen sein, als es dem Schläfer, ohne daß er deshalb völlig erwachte, schien, daß der Zug hielt und jemand in sein Abteil eintrat. Was kümmerte es ihn? Die Wagenräder fingen sofort wieder an zu rollen, und bei ihrem monotonen Gesang war ihm bald wieder jedes Bewußtsein verschwunden

War das Traum? War das Wirklichkeit? Mit festem Griff umspannte Frank Frankley die Polsterhandhaben. Hilferufe schrillten. Der Wagen legte sich nach rechts, stieg in die Luft und fiel dann krachend auf die linke Seite. Die Polster drängten sich dicht an den vor Schreck Erstarrten heran, seinem Ohr teilte sich das Knacken von Eisenstangen, das Splittern von Brettern mit, ein kanonenschlagartiger Knall folgte, das Licht erlosch. — Dann wurde es still, totenstill.

Frank Frankley glaubte, sein Ende sei gekommen; er wagte kaum zu atmen.

War das nicht ein verhaltenes Stöhnen?

„Herr Brown!“ rief er und erschrak vor seiner eigenen Stimme, so hohl klang sie.

Keine Antwort.

„Herr Brown!“

„O — mein Kopf!“

Das war sicherlich nicht der dicke Friedensrichter. Diese sanften Laute kamen unzweifelhaft von einer Dame.

„Miß — Lady! Sind Sie verletzt?“

„Verletzt?“ fragte die wohllautende Stimme, die Frank Frankley ans Herz griff. „Verletzt?“ Man hörte es aus dem Tonfall, daß die Gefragte sich erst klar werden mußte, ob ihr wirklich etwas zugestoßen sei.

Säh durchzuckte es auch Frank Frankley. „Bist du denn eigentlich noch ganz?“ — Er zog die Glieder an und betastete sich. Er spürte keinen Schmerz. Also war es gut abgelaufen! Aber fest eingeklinkt lag er da. Nicht aufrecht konnte er sitzen, so tief war die Decke herabgekommen. Vor- und rückwärts konnte er auch nicht. Und dabei war es stockfinster! Eine verzweifelte Lage! „Nun, man wird mich schon herausarbeiten,“ flüsterte er. Diese Zuversicht brachte ihm sein kaltes Blut zurück. Sogleich fiel ihm wieder die Dame ein. Ob der etwas Ernstliches zugestoßen sein mochte? Vielleicht konnte er noch helfen.

Wieder fragte er: „Sind Sie verletzt?“

„Verletzt? Das gerade nicht, nur einen tüchtigen Schlag gegen den Kopf habe ich bekommen. Und gefangen sitze ich hier wie in einer Falle.“

„Sie sitzen?“

„Ja.“

„Da haben Sie es bedeutend besser als ich. Ich muß liegen — und das ziemlich unbequem.“

Ein leichtes Lachen erklang.

„Wie — Sie können noch lachen?“

„Der reinste Galgenhumor! — Riefen Sie übrigens vorhin nicht nach einem Herrn Brown? Wo ist der Herr?“

„Richtig! Der befand sich im Nebenabteil. — Herr Brown —! Herr Brown!“

Alles blieb still.

„Er müßte mich hören können. Ich beginne für den Herrn zu fürchten.“

„Glauben Sie, daß er tot ist?“

„Ich will es nicht hoffen. Vielleicht haben sich zwischen sein Abteil und das unsere Trümmer eingeschoben, daß er mich nicht hören kann. Ich sah ihn das letzte Mal, als ich mich am Abend hier niederlegte. In der Zwischenzeit kann er sich auch weiter nach vorn begeben haben.“

„Hoffen wir also, daß er lebt.“

„So gesund und froh wie wir!“

„Woraus wollen Sie schließen, daß ich froh bin, mein Herr?“

„Das hörte ich vorhin aus Ihrem Lachen, Miß. Ja, ich sage Miß, denn obgleich ich Sie in dieser Finsternis nicht sehen kann, fühle ich, daß ich die Ehre habe, mich mit einer Miß zu unterhalten. Das ist mein einziger Trost, der mir beim Gedenken an die kostbare Zeit, die ich hier verliere, zu teil wird. Time is money — Zeit ist Geld! Dieses Wort gilt für mich noch mehr als für jeden anderen Menschen. Ich muß übermorgen unbedingt an der Börse in Frisco sein, oder ich fahre aus der Haut! Die schöne Zeit — die kostbare Zeit, die hier verloren geht!“

„Ich bedaure Sie aufrichtig!“

„Darf ich Sie, mein Fräulein, mit dem Objekt Ihres Bedauerns näher bekannt machen? Mein Name ist Frank Frankley, und ich bin, wie gesagt, Kaufmann in Frisco. Wohin wollen Sie reisen?“

„Nach nach Frisco. War zu Besuch bei einem Onkel in Ponto.“

„So allein?“

„Ich bitte Sie, Herr Frank Frankley! Eine Amerikanerin reist allein durch die ganze Welt! Finden Sie etwas dabei?“

„Nicht doch! Sehen Sie, Miß, ich bin Deutscher von Geburt, mein Vater nannte sich noch Franke, der Deutsche schimmert eben noch manchmal durch bei mir.“

„Haben Sie viel Verkehr in Frisco, Herr Frank Frankley? Haben Sie viele Bekanntschaften?“

„Damen?“

„Das meinte ich gerade nicht.“

„Damen kenne ich gar nicht, Miß, wenigstens nicht näher. Meine Geschäfte verschlingen alle meine Zeit. Meine Geschäfte sind daran schuld, daß ich mit vierunddreißig Jahren noch Junggeselle bin. Habe wirklich keine Zeit, verehrte Miß, mich zu verloben oder gar zu verheiraten. Ich möchte letzteres schon — gewiß, aber woher die Zeit nehmen, die zur Erledigung der Formalitäten unbedingt erforderlich ist? Ich habe durchaus

feine Zeit für nichtgeschäftliche Angelegenheiten. Und überhaupt die Formalitäten! Da graut mir davor! Tausendmal lieber gehe ich zur Börse. — Ach, die kostbare, verlorene Zeit!"

Er erhielt keine Antwort.

"Wie befinden Sie sich, mein Fräulein?"

"O, ganz wohl. Nur etwas Kopfschmerz."

"Wenn ich helfen könnte!"

Wieder ein helles Lachen.

"Warum lachen Sie?"

"Ein Börsenmann, der keine Zeit hat, ist bemüht, einer Dame den Kopfschmerz zu erleichtern! Wer das glauben soll!"

"Sie haben recht. Die kostbare, verlorene Zeit! — Hallo! Hier greife ich meine Handtasche! Und hier fühle ich das Fläschchen mit dem Kölnischen Wasser. Miß, der Börsenmann bemüht sich in der Tat, einer Dame den Kopfschmerz zu erleichtern!"

Frank Frankley wand sich wie ein Schlangenmensch, um der Fremden näher zu kommen.

"Bitte, Ihre Hand!"

"Hier!"

"Wo denn?"

"Hier — hier!"

"Ah!"

"Ich denke, Sie wollen mir mit Kölnischem Wasser behilflich sein?"

"Ja so! — Haben Sie das Fläschchen?"

"Ja."

Frank Frankley bog sich zurück. Sein Rücken schmerzte empfindlich von dem übermäßigen Krümmen. Er versuchte, sich eine andere Lage zu geben. Sein Kopf kam dabei unsanft mit der Decke in Berührung. Nur mühsam unterdrückte er einen Wehgeschrei.

"Ich dachte, Sie wären recht unruhig, Herr Frank Frankley," sagte die Dame mit teilnehmender Stimme, die Frank ans Herz griff. "Ich fühle mich verpflichtet, Sie mein Herr, etwas zu unterhalten. Mit den neuesten Börsennotizen bin ich allerdings nicht vertraut, ich muß deshalb ein anderes Thema wählen."

"Sie verbinden mich aufs äußerste, Miß. Wir können in unserer Lage in der Tat nichts besseres tun, als die schöne Zeit, die wir hier verlieren müssen, irgendwie zu benutzen. Wollen wir ein persönliches Thema wählen?"

"Ein persönliches Thema?"

"Ja. Bitte, liefern Sie eine Personalbeschreibung von sich."

"Von mir? Sind Sie Detektiv?"

"Ich sagte bereits, ich sei Kaufmann in Trisfo."

"Schon recht, mein Herr. Aber, wenn Sie Detektiv wären und mich suchten, würden Sie — entschuldigen Sie das freie Wort — wohl nicht so naiv sein und mir Ihre Detektiveigenschaft auf die Nase binden."

"Schon recht, Miß. Und wenn ich ein Detektiv wäre und Sie suchte, so würde ich — entschuldigen Sie das freie Wort — Sie wohl nicht für so

naiv halten, daß Sie mir eine getreue Personalbeschreibung lieferten! Aber an dieser getreuen Personalbeschreibung liegt mir sehr viel."

"Herr Frank Frankley, ich gebe mich besiegt."

"Und beginnen mit der Beschreibung — nicht?"

"Wohl! — Es wird mir aber nicht so leicht. Wo soll ich anfangen?"

"Denken Sie, Sie ständen vor einem Pfeilerspiegel."

"Dann möchte ich eine schlanke, ich möchte sagen eine fast zu schlanke Figur erblicken."

"Sehr gut!"

"Das Gesicht ist etwas zu schmal, zu sehr englisch. Meine Mutter war nämlich eine Engländerin. Das Haar ist hellblond, stark hellblond, und wuchert fast zu üppig. Augen blau. Die Nase — ach, die Nase! — Die muß ich von meinem Großvater, einen Ostseeprovinzler, Sie wissen — jenseits des großen Teiches, überkommen haben. Diese Stumpfnase paßt wirklich nicht in mein englisches Gesicht!"

"Man bringt mich in der Familie oft heimtückischerweise durch einen Scherz zum Lachen, um dann die Grübchen—"

"Grübchen? Ausgezeichnet!"

"Soll ich Ihnen immer noch mehr erzählen?"

"Sie bereiten mir eine große Freude!"

"Was habe ich denn noch vergessen? Richtig — Sommersprossen habe ich auch einige."

"Weiter, nur weiter."

"Ich wüßte sonst nichts Besonderes zu erzählen, wenigstens nichts vom Äußeren."

"Ihr Herz kenne ich bereits, Miß."

"Sie? Das ist spaßig!"

"Nur noch um eines bitte ich — um Ihren Vornamen."

"Daisy."

"Daisy? Sehr gut! Ich liebe den Namen Daisy ganz besonders."

"Wissen Sie, Herr Frankley, Sie kommen mir gar nicht vor wie ein richtiger Börsenmann. Ein solcher schmeichelt nicht."

"Eine treffende Bemerkung, nur hätten Sie noch hinzufügen müssen: er schmeichelt nicht, weil es ihm hiezu an Zeit gebricht! Fräulein Daisy, ich habe aber augenblicklich viel Zeit und bin ferner augenblicklich kein Börsenmann aus Frisco, sondern ein sentimentaler Deutscher. Diese Deutschen lieben, wie Sie wissen, das Romanhafte. Folglich liebe ich es jetzt auch. Ich will, weil ich gerade Zeit habe, auch meinen Roman erleben. — Sie lachen? Hören Sie nur erst zu Ende! Fräulein Daisy, Sie haben mich durch die Beschreibung Ihrer Person entzückt, ich fühle mich tief in Ihrer Schuld. Würden Sie gestatten, daß ich einen Teil dadurch abzutragen suche, indem nun ich Sie eine Zeitlang unterhalte?"

"Das würde mir ein Vergnügen sein, Herr Frank Frankley."

"Darf auch ich das Thema Personalbeschreibung wählen?"

"Ich interessiere mich lebhaft für dieses Thema. Uebrigens sehe ich Sie schon im Geiste vor mir, wie Sie leiben und leben."

"Das kann ich wirklich kaum glauben!"

"Prüfen Sie."

„Also meine Figur, Miß?“

„Etwas in die Länge gezogen, deshalb hager.“

„Stimmt aufs Haar! Und mein Gesicht?“

„Glattrafiert, gelblich, schmal. Stirn mit vier der Nasenwurzel entspringenden Falten. Graue Augen, in denen unter der Asche ein stetes Feuer glimmt. Eine Adlernase. Zusammengekniffenen Mund. Wie ruhendes Mienenspiel—“

„Sie kennen mich unbedingt bereits. Wo haben Sie mich gesehen?“

„Wie sollte ich? Ich beschreibe einfach den echten und gerechten Vorfahrenmenschen.“

„Sie finden einen solchen gewiß wenig anziehend, Fräulein Daisy?“

„Auch mein Vater ist ein Börsefmann. Ein richtiger smarter Börsefmann ist mein Ideal.“

Frank Frankley wollte sich plötzlich wieder aufrichten und holte sich noch einen blauen Fleck auf die Stirn. „Donnerwetter!“ entfuhr es ihm auf gut Deutsch. Die Hand preßte er gegen die schmerzende Stelle.

„Was sagten Sie, Herr Frankley?“

„Fräulein Daisy, ich sag mir in dieser Sekunde: Frank Frankley, die Zeit, die du in diesem Gefängnisse zubringen mußt, ist nicht verloren! — Lassen Sie mich's kurz sagen, Fräulein Daisy: ich bitte um Ihre Hand. Der nächste Friedensrichter im nächsten Städtchen soll uns verbinden. Wenn wir mit Gottes Hilfe aus diesem Gefängnisse herauskommen, telegraphiere ich nach der nächsten Station voraus, damit die Formalitäten noch während der Heimfahrt erlediat werden können. Wir wollen auf alle Fälle als Frau und Mann in Frisco aussteigen. Unser Roman muß doch gut ausgehen!“

Ein lautes Lachen war die Antwort.

„Sie belieben zu lachen? Glauben Sie, ich scherze? Es ist mir bitterer Ernst!“

„Sie haben mich aber doch noch gar nicht gesehen?“

„Sie haben sich ja beschrieben.“

„Wenn ich nun log? Wenn ich ein Ausbund von Säßlichkeit bin?“

„Sie können nicht lügen. Dadurch, daß ich fest an Ihr Wort glaube, müssen Sie Zutrauen zu mir fassen, Miß Daisy. Uebrigens fühle ich jetzt in meiner Westentasche eine Schachtel Wachstreichhölzer. Ich könnte ohne Gefahr ein solches entzünden. Ich will aber nicht. Ich will meinen Roman zu Ende erleben!“

„In der kostbaren Zeit, die hier den Geschäften verloren geht?“

„Ganz wie Sie es sich auslegen, Fräulein Daisy. Jedenfalls bitte ich um Ihr Jawort, ohne daß ich Sie gesehen habe. Und Frank Frankley, Fräulein Daisy, pflegt mit einer eingegangenen Verpflichtung zu stehen und zu fallen. — Habe ich Ihr Jawort, Fräulein Daisy?“

„Gut — Sie haben es.“

Frank Frankley fing wieder an sich zu winden. Er bemühte sich, seinen Kopf in die Gegend zu bringen, in der seine Füße sich befanden. Diese Gegend lag nämlich in unmittelbarer Nähe Fräulein Daisy's, seiner nunmehrigen Braut, Sitz. Mächtig stemmte sich Frank gegen die Polster, einen



Gottesfrieden in den Alpen.

Freudenschrei stieß er aus, denn sie gaben etwas nach. Jetzt war das Kunststück vollbracht.

„Daisy,“ flüsterte er.

„Was wünschen Sie, Frank?“

„Beuge dich näher zu mir, Daisy. Ich würde dir gern noch näher kommen, wenn ich es nur vermöchte.“

„Was wünschen Sie, Frank?“

Frankley fühlte einen leisen Hauch seine Stirn kosen. „Daisy, meine süße Braut, bitte, bitte, einen Kuß!“

Krauses Haar rieselte über Frank's Stirn.

„Meine Daisy!“

„Mein Frank!“

Nach Minuten seligen Vergessens sprach Daisy: „Bünde jetzt ein Wachs-holz an, Frank.“

„Ich bitte dich, Daisy, warten wir lieber noch. Der Roman ist zu bezaubernd. Denke, wir sind hier eingezwängt zwischen den Trümmern eines verunglückten Zuges, die Trümmer können einstürzen, es kann Feuer ausbrechen, ein anderer Zug kann auffahren, jeden Augenblick kann uns das Schicksal erreichen — und wir verloben uns, küssen uns! Ist das nicht romanhaft?“

„In der That. — Und die Zeit, die dir hier verloren geht—“

„Ist nutzbringend verwendet, du Schalk!“

Ein Stöhnen schlug an Frank's Ohr. „Herr Brown!“ schrie er. „Herr Brown — leben Sie?“

„Ah—“

„Wo sind Sie, Herr Brown?“ Frank donnerte mit den Fäusten gegen die Wand zur Linken. Ein Brett wollte weichen. Nochmals nahm er alle seine Kräfte zusammen, ein Knacken, das ganze Gehäuse wankte — das Brett war gebrochen.

„Herr Brown?“

„Hier!“

„Sind Sie verwundet?“

„Ah — mein Kopf! Meine Füße!“

„Ist es sehr schlimm?“

„Mein Kopf brummt Meine Füße sind eingeklemmt zwischen Balken. Ich kann sie nicht bewegen. Diese schreckliche Lage! Und dieser Durst!“

Frank krümmte sich wieder, um nach seiner Reisetasche zu fahnden. Endlich erhaschte er sie. „Hallo! Eine Flasche Kalifornier! Herr Brown — eine Flasche Kalifornier!“

„Reichen Sie mir uns Himmels willen. Ich verschmächte.“

Frank streckte seine Hand mit der Flasche durch den geschaffenen Spalt. „Herr Brown, haben Sie?“

Eben bemerkte Frank, wie eine Hand nach der Flasche tastete, als er sie in einer plötzlichen Eingebung wieder zurückzog.

„Wo ist die Flasche?“

„Hm. Einen Augenblick, Herr Brown. Ich möchte Sie nämlich zuvor um einen Dienst bitten.“

„Was wünschen Sie von mir?“

„Herr Brown, Sie sind amtlich bestellter Friedensrichter?“

„Allerdings — hier im Territorium Arizona amtlich bestellter Friedensrichter in Maryville.“

„Also — eine Dame in meinem Abteil und ich wünschen auf der Stelle kopuliert zu sein.“

Ein Schrei von Daisy's Lippen unterbrach den Sprecher.

„Daisy?“

„Frank — ich bitte dich!“

„Ich wünsche keine Zeit zu verlieren, Daisy. Wenn du mir vertraust, wie ich dir vertraue, so füge zu deinem ersten Antwort sogleich ein zweites.“

„Die Ehe würde doch aber nicht vor dem Gesetz bestehen?“

„Wir befinden uns noch im Territorium Arizona. Nach den Gesetzen dieses Landes hat jeder Friedensrichter die Pflicht, zwei Liebende, die ihm einmütig erklären, sich fürs Leben verbinden zu wollen, nach einigen gewissen Formalitäten auf der Stelle zu kopulieren. — Daisy, willst du?“

Tief atmete Daisy auf. „Aber vorerst würde ich dir raten, ein Wachsstreichholz zu entzünden.“

„Auf keinen Fall! Du sollst meine Gemahlin werden, ohne daß ich dich je gesehen habe! Das gehört zu meinem Roman.“

„Du hast dich aber noch gar nicht nach meiner Familie, nach meinen —“

„Keine weiteren Einwände! Willst du?“

„Also, wenn es nicht anders sein kann — ja!“

„All right — Herr Brown, walten Sie Ihres Amtes!“

„Reichen Sie mir den Wein, mein Herr.“

„Walten Sie Ihres Amtes, dann sollen Sie meinen Kalifornier zu kosten bekommen!“

„Ich weiß ja gar nicht, ob es eine Dame ist, mit der ich Sie verbinden soll.“

„Daisy!“

„Was wünschst du, lieber Frank?“

„Ist das die Stimme einer Dame, Herr Brown?“

„Ich nehme es an.“

„Also!“

„Es ist in der Tat Ihr fester Wille, in dieser verzweifeltsten Lage, in welcher wir uns befinden, mit der Dame für das Leben verbunden zu werden?“

„Eben unserer Lage wegen will ich es.“

„Und ist es auch der feste Wille der Dame?“

„Sawohl!“ rief Daisy mit fester Stimme.

„Ihr Name?“

„Daisy Gotschkiß.“

„Gotschkiß?“ verwunderte sich Frank Frankley. „Gotschkiß?“

Der Friedensrichter schlug einen feierlichen Ton an. „Daisy Gotschkiß, ich frage Sie im Namen des Gesetzes, ob Sie gewillt sind, dem hier anwesenden Herrn — Ihr Name, mein Herr!“

„Ach so. Frank Frankley.“

„Ob Sie gewillt sind, dem hier anwesenden Frank Frankley die Treue zu halten bis ins Grab?“

„Ich will es!“

„Und Sie, Frank Frankley, ich frage Sie im Namen des Gesetzes, ob Sie gewillt sind, der Daisy Gotschkiß die Treue zu halten bis in das Grab?“

„Ich will es!“

„Ferner frage ich Sie, Daisy Gotschkiß, ob Ihnen irgend ein Hindernis, das einer Verbindung mit Frank Frankley entgegensteht, bekannt ist?“

„Mir ist kein widriger Umstand bewußt.“

„Und Sie, Frank Frankley, frage ich, ob Ihnen irgend ein Hindernis, das einer Verbindung mit Daisy Gotschkiß entgegensteht, bekannt ist?“

„Mir ist nichts bewußt.“

„Daisy Gotschkiß und Frank Frankley, kraft meiner gesetzlichen Zuständigkeit als Friedensrichter von Maryville in Arizona, verbinde ich Euch hiermit als Frau und Mann. — Wollen Sie mir Ihre Hände reichen.“

Frank, der schon längst Daisy's Händchen drückte, flüsterte: „Biege dich soweit du kannst vor, Daisy — es muß gehen! Hier ist der Spalt. — Fühlen Sie, Herr Brown?“

„Ich berühre zwei Hände. Ich nehme an, daß es die von Daisy Gotschkiß und Frank Frankley sind. — Sie sind hiermit fürs Leben verbunden. — Nun aber lassen Sie mich endlich trinken!“

„Nehmen Sie — nehmen Sie!“ Frank fühlte, wie eine schwankende Hand die Flasche entgegennahm.

„Nach einer Weile lispelte es: „Das war eine Stärkung!“

„Geht es besser, Herr Brown?“ erkundigte sich Daisy.

„Ich danke, — etwas!“

„Daisy, mein süßes Weib!“ murmelte Frank. „Wie walt es in mir, dich an meine Brust zu reißen, dir die Rippen zu küssen! Ich muß dich sehen! Jetzt zünde ich ein Wachsholz an!“

Eine kleine Flamme zuckte auf, Frank blickte entzückt in ein liebliches Antlitz. „Daisy! Mein Weib! Mein liebes Weib! Welch herrliche Wahl hat mein Herz getroffen! Dieser Käfig, der mich in Banden hält — ich segne ihn!“

„Bald wird die Stunde der Befreiung schlagen, Frank. Ich fühle es. Inzwischen will ich dir noch etwas erzählen. Sag', wie hieß ich noch vor wenigen Minuten, Frank?“

„Daisy Gotschkiß.“

„Kennst du keinen Gotschkiß in Frisco?“

„Und ob! Ein Gotschkiß in Frisco, ein Börsenmann wie ich, ist mein grimmigster Gegner.“

„Und dieser, dein grimmigster Gegner, ist jetzt dein Schwiegervater!“

„Daisy!“

„Ich freue mich unendlich darüber, lieber Frank! Uebrigens kenne ich dich schon eine ziemliche Zeit, deshalb die treffende Personalbeschreibung und deshalb meine schnelle Einwilligung. Denn eine Daisy Gotschkiß, mein lieber Frank, wäre nicht bereit gewesen, sich dem Ersten Besten an den Hals zu werfen! Eine Daisy Gotschkiß konnte wählen!“

„Du kennst mich schon? Das ist mir unbegreiflich! Warum hast Du das nicht früher gesagt?“

„Nicht wahr — ich habe meine Rolle in deinem Roman gut gespielt?“

„Mir ist keine Ahnung aufgestiegen. Bei welcher Gelegenheit hast du mich denn kennen gelernt?“

„Paß auf, Frank. Sonnabends erwarte ich Papa regelmäßig zum Lunch im Hotel Pacific, um ihn dann für zwei Tage auf unseren Landsitz an der Bai zu entführen. Es ist durchaus notwendig, daß ich Papa jedesmal abhole, sonst kann er sich absolut nicht von seinen Geschäften losmachen.“

Frank nickte. „Kann ich nachfühlen.“

„Warte nur — du! Dich fange ich nun Sonnabends auch mit ein.—
An solch einem Sonnabend Mittag, war es, Frank, als ein Herr mit langen
Schritten an unserem Tischchen vorbeistürmte und am Bar mit hastigen Be-
wegungen etwas zu sich nahm. Papa, der soeben noch heiterer Laune war,
wurde mürrisch.“

„Fehlt dir etwas, Papa?“ fragte ich ihn.

„Siehst du den Herrn dort, Daisy?“

„Gewiß.“

„Wenn er nicht mein größter Feind wäre, möchte ich ihn mir fast zum
Schwiegersohn wünschen. Solch ein geriebener Geschäftsmann ist er!“

„Du sprichst sonderbar, Papa.“

„Schon möglich. Einen Scharfsinn entwickelt dieser Mensch, sage ich
dir Daisy! Spekuliere ich mit einer Partei à la baisse, sicherlich steht er an
der Spitze der Hausseclique und flügt mir Schaden über Schaden zu. Spe-
kuliere ich à la hausse — er und sein Anhang bringen die Kurse zu Falle.“

„Wie heißt denn der Herr, Papa?“

„Frank Frankley!“

Daisy lachte. „So habe ich dich kennen gelernt.“

„Das paßt ja ausgezeichnet in unseren Roman, Daisy.“

„Ja — es ist bezaubernd romanhaft!“

„Weißt du, was ich deinem Vater sagen werde, Daisy?“

„Nun?“

„Mister Gotschkiß, werde ich sagen, Ihre Tochter ist jetzt meine Frau.
Als Ihr Schwiegersohn fühle ich die Pflicht in mir, Ihren Plänen nicht
mehr entgegenzuarbeiten. Wie wäre es, wenn wir uns vereinigten? Ich
schlage deshalb vor: Gotschkiß & Frankley spekulieren stets gemeinsam à la
baisse und Gotschkiß & Frankley spekulieren stets gemeinsam à la hausse.
Wer will sich uns beiden entgegenstellen? Die Börse wird vor unserer
Macht zittern! — Was, glaubst du, Daisy, wird dein Vater sagen?“

„Ich verbürge mich, er wird antworten: All right!“

„Daisy — Daisy! Gotschkiß & Frankley! Ich brenne vor Ungeduld,
die Börse in die Schranken zu fordern. Wenn nur endlich—“

Laute Hammerschläge unterbrachen ihn. Befehlssrufe drangen dumpf
bis zu den Eingeschlossenen.

„Hilfe naht, Daisy.“

„Ich wußte es, Frank.“

Sehr vorsichtig gingen die Retter zu Werke. Man hört Bretter ab-
splintern, schwere Teile wegschleifen. Plötzlich fiel der Schein einer Fackel
in das Gefängnis.

„Holla — Vorsicht!“

„Holla!“

Brett um Brett wurde langsam gelöst. Daisy wurde zuerst heraus-
gezogen. Bald folgte Frank.

„Haben Sie acht auf den Herrn dort unten,“ ermahnte er sofort die
Arbeiter. „Er hat sich verletzt. Seine Knie sind eingeklemmt!“

„Es soll ihm nichts zustoßen, Herr,“ erwiderte der leitende Ingenieur.
Die Hände gefaltet, wartete Daisy an der Bahnböschung. Silberner
Mondschein spielte in ihrem hellblonden, aufgelösten Haar.

Feierlich schritt Frank auf sie zu. „Mein süßes Weib!“

Sinnig und lang umarmten sich die Gatten.

„Der vordere Hilfszug dort steht zur Abfahrt nach Frisco bereit, meine Herrschaften!“ verkündete ein Schaffner. „Wenn die Herrschaften ihr Gepäck zurücklassen wollen—“

„Wir kleben nicht an unserem Gepäck! So schnell wie möglich wollen wir nach Frisco! Wir haben viele Zeit einzubringen!“

„Steigen Sie dann, bitte, in den vorderen Zug, meine Herrschaften; der hintere mit den Verunglückten, die noch nicht alle geborgen sind, wird vorläufig nach Arizona City zurückkehren.“

„Du mußt dir aber meine Begleitung gefallen lassen, wie ich gehe und stehe, Frank,“ flüsterte Daisy. „Ohne Gut, mit zerrissenem Kleid—“

„Daisy, ich liebe dich, und nicht deinen Gut, nicht dein Kleid!“

Soeben trug man auf einer Bahre den Friedensrichter vorbei.“

„Wie geht es, Herr Brown?“

„Bin froh, daß ich aus dem Loch heraus bin.“

„Und, Herr Brown, wir stehen auch noch tief in Ihrer Schuld. — Die Gebühren! Bitte, nehmen Sie. Was darüber ist, geben Sie Hilfsbedürftigen im Zuge, wenn Sie wollen.“

Frank steckte dem Friedensrichter eine Anzahl Banknoten in die Seitentasche. „Und hier ist meine Karte, Herr Brown. Sie haben wohl die Güte, nach Ihrer Genesung uns persönlich in Frisco die Ausfertigungen bezüglich der Population zuzustellen.“

„Gern.“

„Also auf Wiedersehen!“

„Auf Wiedersehen!“

In einem Abteil des vorderen Hilfszuges nahmen Daisy und Frank Platz. Ein greller Pfiff ertönte, die Wagen ruckten an, und bald raste der Zug durch den dämmernden Morgen der Stadt an der goldenen Bai entgegen.



Ganz einfach.

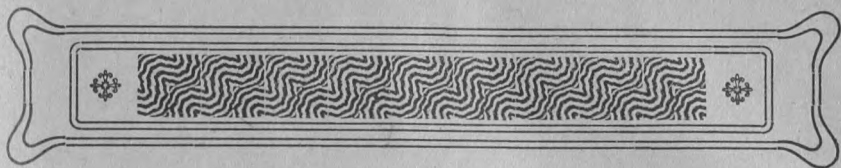
Der kleine Karl ist zugegen, als sein Vater der Mutter erzählt, daß ein befreundetes Ehepaar sich scheiden lassen wolle; da fragt er voll Wißbegier: „Vater, was ist denn das, „sich scheiden lassen“?“

Vater: Je nun — sie wollen nicht mehr beisammen bleiben, sie mögen sich nicht leiden — — —

Karl: Aber weshalb denn nicht — ?

Vater (in einiger Verlegenheit): Ja aber sieh mal — sie verstehen sich nicht mehr — — —

Karl: Sie verstehen sich nicht mehr? Ja — dann müssen sie eben lauter sprechen!



Der Tower von London.

Der alte Stow berichtet in seiner Chronik von London, nachdem er die kleine gotische St. Peterskirche auf Towergreen beschrieben, daß in ihr „zwei Herzöge zwischen zwei Königinnen liegen“. Neuere Untersuchungen, seit der Mitte der fünfziger Jahre des letzten Jahrhunderts angestellt, ergeben, an diesen vornehmen Kirchhof in der kleinen Kirche anknüpfend, eine viel furchtbarere Anklage. Die Namen der unter den glatten Steinfliesen ohne Kreuz und Denkmal Begrabenen sind zusammengestellt worden: John Fisher, Bischof von Rochester, enthauptet 1535; Sir Thomas More, enthauptet 1535; Königin Anna Boleyn, enthauptet 1536; Tom Cromwell, enthauptet 1536; Margerete, Gräfin Salisbury, enthauptet 1541; Königin Katharine Howard, enthauptet 1542; Lady Jane Grey, enthauptet 1554, und so folgen in furchtbarer Reihe eine lange Zahl Herzöge, Grafen, Gräfinnen, Barone und Lords — sämtlich enthauptet; nur einer macht eine Ausnahme, Sir Ralph Vane, der 1552 — erhängt wurde. An keiner Stelle der Welt, auch in „dem großen Grabe Englands“, in Westminster, und in St. Denis nicht, sind so viele Träger großer geschichtlicher Namen, die mit entscheidender Hand in die Geschichte ihres Vaterlandes eingegriffen haben, in der Gemeinschaft eines furchtbaren Todes zu finden. — An den Türmen und Bastionen, den Kerkermauern, dem Schafott und dem Kirchhofe des Towers ist die Geschichte Englands mit blutigen Lettern verzeichnet. Die letzten Fäden fast aller Bewegungen, welche das englische Königs-, Kirchen- und Volkstum in einer reichen Geschichte durchzukämpfen hatte, verlaufen sich zuletzt im Tower, um dort — abgeschnitten zu werden.

So ist der Tower, in bedeutungsvollster Weise mit den Geschichten Englands verwachsen, ein Denkmal der englischen Geschichte.

Und hier, bei seiner historischen Bedeutung, die unser schauerndes Interesse an die tiefgehenden politischen und religiösen Bewegungen des englischen Volkslebens knüpft, wollen wir ein wenig verweilen.

An der Südseite des Baues, auf dem Kai, welcher der Innenraum der Burg von dem Flusse trennt, mündet, in den schweren Steinwall eingehauen, ein eisenbeschlagenes, düsteres Tor in den Fluß. An diesem Eingange landete, geräuschlos, meist unter dem Schutze der Nacht, das königliche Boot; nur mit wenigen Menschen war es besetzt, einer unter ihnen gefesselt, und ein anderer trug ein Beil. Hier, am Verräkertore endete die Todesfahrt;

wie eine erste Leiter zum Schafott bestieg der Gefesselte die Treppe, die zum inneren Turmtore hinaufführte. Keine Rettung, keine Rückkehr ins Leben mehr. Laßt alle Hoffnung fahren, die ihr hier eingehet! Hinter dem Turme starren vier öde Wände den armen Mann an: fernab das Volk, die Genossen, die Freunde. Das Ohr des Menschen und die Gnade des Königs sind hier seinem Rufe unerreichbar. Er ist verloren, wenn er sich selbst nicht helfen kann.

Den ersten Gefangenen des Towers hat diese Eigenhilfe vom Beile des Henkers gerettet. Ralf Glambard, ein Bischof von Durham und zugleich trefflicher Kriegermann, hatte seinen Kopf zu lieb, und dieser Kopf war schlauer als der seines königlichen Kerkermeisters. Als Lieblingsminister war er 1101 unter Heinrich dem Ersten einem Systemwechsel zum Opfer gefallen, in den „Weißen Turm“ geworfen worden und sah, nachdem seine Bitte um Hilfe schroff abgewiesen, daß in seiner Zeit Siegelabnahme nicht viel anderes als Kopfabnahme bedeutete. In einer finsternen Februernacht ließ er sich durch treue Diener eine Anzahl weite Weinkrüge kommen, und während er mit lustigem Geplauder seine Wachen niedertrank, holte er aus dem einen Krüge ein Seil, ging, als jene trunken waren, in das Zimmer über der Halle, das nach dem Flusse hinaus lag, band den Strick ans Fensterkreuz und, den Krummstab nicht vergessend, ließ sich der schwere Mann 56 Fuß hoch hinab. Er hatte sich zwar verrechnet; das Seil war zu kurz; aber die unten harrenden Wiener fingen ihn auf, trugen ihn in das Boot auf dem Flusse und ruderten ihn die Themse hinab nach Frankreich, in die Freiheit.

Dieses waghalsige Stückchen wollte Griffin, der Prinz von Wales, dem schlauen Bischofe etwa zweihundert Jahre später nachmachen. Er war ein ritterlicher Herr; was ein Geistlicher getan, das muß ein Soldat auch können, meinte er. Die Fensterhöhe hatte der Prinz diesmal richtig berechnet, aber nicht seine eigene Schwere. Der Strick, den er an die Brustwehr des Daches gebunden, zerriß, und am anderen Morgen fanden Vorübergehende den Unglücklichen auf dem Pflaster mit gebrochenem Genick zur unkenntlichen Masse entstellt. — Besser gelang später seinem unmiündigen Sohne die Flucht; aber auch er mußte, nachdem er in seinen heimatlichen Bergen wie ein Löwe für sein Vaterland gekämpft, sich Edward des Ersten „Langhein“ ergeben, der das blutende Haupt des Prinzen an demselben Turme aufstecken ließ, an dem sein Vater einen jähen Tod gefunden.

In dem nördlichen (Zwiebel-) Turm, in dem Zimmer über der Uhr, hatte der gewalttätige Johann ohne Land das erste weibliche Opfer, Lady Maud Fitzwalter, „die schöne Maud“, wie die Dichter der Zeit sie nannten, eingesperrt und verfolgte sie mit seinen ehebrecherischen Anträgen. Aber weder Drohungen, noch Hunger, noch die Kälte des Turnzimmers brachen die Kraft des Mädchens. Als sie den König mit Stolz und Verachtung abwies, schickte er dieser durch ihren Pagen ein vergiftetes Ei in den Turm. Das fast verhungerte Mädchen griff heftig danach, aß es und war nach zwei Stunden eine Leiche.

In demselben Schlosse, von einer glänzenden Versammlung umgeben, saß hundert Jahre später das blutige Ungeheuer, der „böse Oheim Gloster“. Es klebte schon Blut an den Händen des königlichen Verbrechers. In einem

Korridor hinter den dicken Wänden des Saales hat er Bewaffnete versteckt — dann tritt er mit einem stehenden Blicke auf Lord Hastings, den „lauen Freund“, unter die Herren und reißt die Ärmel von seinem verschrumpften Arme: „Das ist König Eduards Weib, die arge Here — die so mit Hengsten mich gezeichnet. Was soll mir geschehen?“ „Wenn sie die Tat getan, mein edler Herr . . .“ fällt ihm Hastings ins Wort. Gloster: „Wenn? Kommst Du mit wenn mir? Du bist ein Verräter! Den Kopf ihm ab!“ Die Bewaffneten springen in den Saal, reißen den armen Hastings aus dem Kreise der erschreckten Grafen die Steintrappe hinunter und legen ihn, wie die Chronik berichtet, „da sie den Holzbloß auf dem Rasen nicht in Ordnung fanden, über einen Balken, und ohne ihm eine Minute stiller Vorbereitung zu gönnen, hieben sie ihm den Kopf ab.“

Raum sind die lauen Freunde und gefährlichen Räte beseitigt, als das Ungeheuer schon die Hand nach der Kehle der unbequemen Verwandten streckt. Im Hallenturm in der kleinen Königskapelle hat er Heinrich den Sechsten erdolcht, im Bogenschützenturm seinen eigenen Bruder Clarence, der Ueberlieferung zufolge, in einem Tasse Malwasier ertränken lassen. In den Bluturm schickte er seine Nessen, die Prinzen Eduard und Richard, die ihm noch zum Throne im Wege standen, und mit ihnen Sir James Thyrrell, einen skrupellosen, ergebenen Diener, in die Kommandantur des Towers. Vom ehrlichen Beackenbury ließ Thyrrell sich die Parole und die Schlüssel geben, schloß die Tore und, „die Rache seines unmenschlichen Königs mehr fürchtend als Tod und Teufel“, ließ er zwei gefühllose Schurken, Dighton und Forrest, eines Abends auf die unschuldigen Opfer los. Die Knaben schlummerten zusammen auf einem Lager, „sich umarmend mit den unschuldigen Armen, und ein Gebetbuch lag an ihren Füßen“ — das ergreifende Bild der Unschuld schreckte die rohen Mörder auf einen Augenblick, aber bald war die grausame Tat geschehen, und nun saß der blutige Gloster auf einem Throne, zu dem sich der Wunsch keines Prätendenten mehr zu erheben schien.

Das sind einige der Schatten, die uns aus der Zeit der Rosenkriege her in den Towertürmen ihr blutiges Antlitz zeigen: der Name des greulichen Gloster scheint mit blutiger Schrift in die Mauermauern eingegraben; aber neben ihm erscheinen vor unserem inneren Auge, in nicht minder blutiger Schrift gefaßt, diejenigen Heinrichs des Achten, des Reformationskönigs, und Maria Tudors. Das große Bankettzimmer des Beauchamp-turmes, an seinen vier Wänden jetzt noch mit zahllosen Inschriften bedeckt, gibt Kunde von den furchtbaren Schandtaten, deren Opfer eine große Anzahl der edelsten Männer Englands wurden. Diese Namen bezeugen, welches bedeutungsvolle Stück englischer Geschichte sich in diesen Räumen abgespielt: fünf Brüder der Dublin waren hier eingekerkert und warteten auf ihren Tod; Philipp Howard, Earl Arundel, Charles Bailly, Maria Stuarts energischer Freund und Helfer, Robert Dudley, Graf Leicester, Elisabeths Liebling, endlich die beiden letzten „weißen Rosen“: Edmund und Arthur de la Pole saßen hier und trakteten in ihren langen Mußestunden ihre Namen und über diesen ihre Hoffnungen und Seufzer in die Steinwand. Dort drüben im Bogenschützenturm war der Herzog von Clarence ertränkt worden, ihr Urgroßvater; über dem Wallgraben auf Tower Hill hatte der Kardinal

Pole sein Haupt auf den Block gelegt — ihr Onkel, und dort unten, auf dem kleinen Rasenplatze vor der Kirche, war die Gräfin Margarete einen furchtbaren Tod gestorben — ihre Großmutter. Sie wollte freiwillig nicht auf das Schafott hinauf; nachdem man die alte Dame mit Gewalt hinaufgezogen, weigerte sie sich, ihr Haupt auf den Block zu legen. „So tun Verräter, und das bin ich nicht,“ sagte sie, worauf der Henker ihr antwortete: „Aber es ist einmal Sitte so, Madame.“ „Nun denn, rief da die entschlossene Frau, „wenn du meinen Kopf haben willst, so hol' ihn dir,“ und damit lief sie — die grauen Haare flatterten im Winde wirr um ihren Kopf — in ihrer furchtbaren Angst auf der Plattform um das Schafott, der Henker mit dem Beile hinter ihr her, bis er die neunzigjährige Greisin wie ein wildes Tier erschlagen — die letzte aus dem königlichen Stamme der Plantagenets.

So starb 1541 auf Towergreen die Gräfin Salisbury einen furchtbaren, doch unschuldigen Tod: Heinrich konnte ihr das gefährliche Blut der Plantagenets nicht verzeihen; fast um dieselbe Zeit küßten an derselben Stelle und durch den gleichen Tod zwei Königinnen die Schuld ihres Lebens, Anna Boleyn und Katharine Howard, denen der eifersüchtige König ihr leichtes Blut nicht vergeben konnte. Anna war 1533, an einem herrlichen Maitage, in glänzendem Festzuge von Greenwich heraufkommend und von mehr als fünfzig Booten begleitet, über die Königstreppe von Heinrich als Königin in den Tower eingeholt worden. Als der starke König, „in Gold und Scharlach gekleidet,“ sie an der letzten Königsstufe empfängt und das zarte schöne Weib auf seinen Armen in die Königszimmer der Burg mehr trägt als führt, da klingen von der City her die Kirchenglocken in den Festjubel des Volkes; denn die Morgenröte einer neuen Zeit ist mit der jungen Königin unter den goldenen Lichtern des Maitages aufgegangen: durch seine Vereinigung mit Anna hat Heinrich seine Trennung von dem katholischen Bischof in Rom endgültig vollzogen.

Dann war nur drei Jahre später ein gleich wonniger Maimorgen gekommen, und doch ein anderer. Wiederum kam dieselbe Anna den Fluß herauf — und doch nicht mehr dieselbe. Kein glänzendes Festschiff mehr; im einsamen Boote unter finsternen, schwarzen Männern sitzt sie; das holdselige Lächeln, das einst den König beglückt, fehlt; Tränen stehen sich aus ihren schönen, verweinten Augen; denn das Boot legt nicht an der Königstreppe an, sondern biegt zum Verrätertore ein. Annas Fassung ist dahin. Als sie auf die kalten und nassen Stufen tritt, verläßt sie ihre Kraft; sie sinkt in die Kniee zusammen und die Hände zum Himmel erhoben, beteuert sie, daß sie unschuldig sei, daß sie jetzt und immer des Königs treue Ehefrau gewesen. Der König, der sich auf jenem glänzenden Turnier in Greenwich (1. Mai 1536) plötzlich von ihrer Seite weggewendet hatte, ließ ihr im weißen Turme den Prozeß machen, und Annas eigener Onkel, der Herzog von Norfolk, mußte ihr das Todesurteil wegen Untreue gegen ihren Gemahl sprechen. „O mein Gott, o mein Schöpfer, der du die Wahrheit bist, du weißt es, diesen Tod habe ich nicht verdient,“ rief sie aus, als man ihr es verkündete. Schon am folgenden Tage schien sie die innere Qual der Seele überwunden zu haben. Augenzeugen ihres letzten Ganges versichern,



Der franke Dackel.

daß sie mit Fassung und erhobenen Hauptes das Schafott auf Towergreen bestiegen habe.

Nicht viel später folgte ihr die lasterhafte Katharine Howard, Heinrichs fünfte Gemahlin, auf Towergreen im gleichen Tode nach. Die schweren Schulden ihres früheren Lebens, ehe sie Heinrichs Gemahlin geworden, hatte sie in ihren letzten Augenblicken eingestanden; „aber beim Heil meiner Seele, ich bin unschuldig jenes schändlichen Aktes, um deswillen ich hier sterben muß,“ — mit diesen Worten legte sie ihr Haupt auf den Block.

Ihr folgt, in jeder Beziehung ihr edles Gegenbild, als dritte Königin die unschuldige Jane Grey, die zwölf Jahre später die Schuld ihres herrschsüchtigen Schwiegervaters und die Untreue ihrer Räte auf dem Schafott büßen mußte. Als Eduard der Sechste gestorben, war sie vom Herzoge von Northumberland in den politischen Vordergrund geschoben worden; der verstorbene König sollte die Thronfolge zu ihren Gunsten geregelt haben, und damit eröffnete sich den Dudleys eine glänzende Zukunft; Jane, die Königin Englands, und Guilford Dudley, Northumberlands Sohn, der ihr als Gatte aufgezwungen war, König! Das schöne und unschuldige Mädchen wollte von all diesen Umtrieben nichts wissen; sie fiel in Ohnmacht, als die ersten Lords und Minister, ihr als Königin huldigend, ihre Hand küßten. „Ich habe niemals davon geträumt,“ sagte die kleine Königin den Lords, „das dieser Glanz mir zufallen werde. Hat mich aber Gott zur Regierung berufen, so verleihe er mir Gnade, zu seiner Ehre und meines Volkes Bestem zu regieren.“ Nur neun Tage dauerte der Glanz des lieblichen Kindes; man kann nicht einmal sagen, das Glück; denn mit Fank und Streit hatte gleich der erste Tag der Regierungszeit geendet. Dann folgte eine böse Nachricht der anderen; Prinzessin Maria hat sich vor Northumberlands Reitern gerettet und zur Königin ausrufen lassen; trotz Ridley's gewaltiger Predigt am St. Paulskreuz und John Knox' Prophezeiungen gegen das katholische „Weib in Scharlach“ ist viel Volks ihr zugelaufen, und am neunten Tage fordern ihre Soldaten an der Towerpforte donnernd Einlaß. Drinnen sitzt die kleine Königin, von ihren verräterischen Räten verlassen, einsam im Turmzimmer auf einem prächtigen Sessel in Gedanken verloren. „Komm herunter, mein Kind,“ mit diesen Worten trat ihr Vater, der alte Graf Grey, zu ihr, als unten die Kolben und Hellebarden Marias an die Tore donnerten, „das ist kein Platz für dich.“ Nun begann ein großes Wenden auf Towergreen und Towerhill, in dem Maria das englische Blut nach spanischem Maße fließen ließ. Aber auch Janes Geldentum begann. Viel leicht hat sich das schöne Schriftwort: „Wenn du mich demütigst, so machst du mich groß,“ an keinem Menschen mit mehr ergreifender Wahrheit erfüllt, als an diesem edlen und unschuldigen Mädchen. Northumberland und viele andere Grafen und Barone verleugneten ihren Glauben im letzten Augenblick und suchten ihr Leben durch die Anerkennung der geweihten Hostie zu retten. — Jane allein blieb stark und sah mit Beschämung und Verachtung die Männer, die in mehr als 20 Schlachten ihr Leben eingesezt, von ihrem Fenster aus über den Rasen in die kleine Kirche zur Messe schreiten. Die Belästigungen der katholischen Beichtväter, die ihr Maria ins Zimmer sandte, ertrug sie mit Gleichmut; den gefährlichsten unter ihnen, Fecdenham, brachte sie mit dem griechischen Testamente in der Hand bald zum Schweigen.

gen. Ihr fester Mut und ihre Schlagfertigkeit verließen sie bis zuletzt nicht. Als nach einem langen Disput über die römische Lehre Fedenham mit der Drohung schloß: „Madam, das war mein letztes Wort; wir werden einander nie wieder sehen,“ soll sie erwidert haben: „Gewiß nicht, wenn Ihr nicht Euer Herz wendet.“

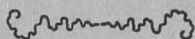
Am Montag, den 12. Februar 1554, sollte sie sterben. Sie sah eine Stunde vor ihrem Tode ihren Gatten Guilford Dudley aus dem Beauchampsturm herausstreten, winkte ihm ihren Scheidegruß zu und mußte aus ihrem Fenster nach einer Weile Guilfords kopflosen Leichnam auf einem Karren vorüber fahren sehen — aber sie blieb stark. Ihr fester, klarer Glaube hatte die Welt überwunden. Als sie das Schafott bestiegen, wandte sie sich an die Umstehenden: „Ihr lieben Leute, ich bitte euch, seid Zeugen, daß ich als gute Christin sterbe und durch nichts anderes selig zu werden hoffe, als durch das Blut meines Erlösers Jesu Christi.“ Nachdem sie dann den 51. Psalm mit halblauter Stimme durchgebetet, bat der Henker sie knieend um Verzeihung. „Ich vergebe dir gerne,“ sagte sie, „nur mach's kurz mit mir!“ Der Henker erhob das Beil mit beiden Händen, und noch hatte sie das Gebet: „Vater, in deine Hände befehle ich meinen Geist,“ nicht beendet, da fiel ihr edles und schönes Haupt.

Marias Rachedurst war indessen mit dem Blute dieses unschuldigen Opfers nicht gestillt. Der finstere Renard stand als Ratgeber neben ihr und ermutigte sie zu neuen Proskriptionen. Ridley, Latimer, Cranmer, Sir Thomas Wyat und andere „Männer vom protestantischen Glauben“ mußten in die Towerkerker und aus ihnen auf das Schafott. — Endlich wandte die blutige Königin ihre schlimme Aufmerksamkeit ihrer verdächtigen Schwester, der damals in aller Jugendschönheit prangenden Prinzessin Elisabeth, zu. Des Nachts holten Marias Gästher sie aus dem Bette, und am Palmsonntag 1554, als die Londoner eben in die Kirche gegangen waren, fuhr das königliche Boot von Whitehall die Themse hinab, an der Königs-
treppe vorbei und bog zum Verräterturm ein. Da erbleichte Elisabeth; sie weigerte sich, die Schandtreppe zu betreten; das war die erste Stufe zum Schafott. Aber nur einen Augenblick dauerte der Kampf. Sie setzte ihren Fuß auf die unterste Stufe, und erhobenen Hauptes sprach sie, erfüllt von einem Geiste, der durch seinen Stolz ihr sanftes Aussehen zügelte: „Hier landet als Gefangene eine Untertanin, wie dieser Ort sie treuer nie gesehen hat. Vor dir, mein Gott, spreche ich dies aus; denn ich habe keine Freunde, außer dich.“

Auch ihre unglückliche Mutter, Anna Boleyn, war vor 18 Jahren an dieser Treppe gelandet; sie war auf den kalten Stufen zusammengesunken und hatte unter Tränen Gott zum Zugen ihrer Unschuld angerufen. An der verschiedenen Stellung erkennt man leicht ihren verschiedenen Charakter. Jede rief den Herrn als Zeugen an, daß sie frei von Schuld; Elisabeth aufrecht stehend und herausfordernd, Anna flehend und auf den Knien.

Schließlich waren Marias und Renards blutige Gewalttaten doch umsonst: sie entfremdeten das Herz des Volkes einer Religion, die lediglich durch das Beil und den Scheiterhaufen zu herrschen schien. Als Elisabeth im November 1558 in festlichem Zuge den Tower verließ, war der Zug des Evangeliums entschieden; und gewiß ist es einer der schönsten Züge im Cha-

rakter der guten Königin Beß, daß sie während der zwölf ersten Regierungsjahre kein politisches Verbrechen mit dem Tode bestrafte. Nach mancher Enttäuschung und bitteren Lebenserfahrung freilich hat sie später Todesurteile vollziehen lassen; auch das ist charakteristisch, daß das erste einen Mann traf, der ihrem Herzen lange teuer gewesen, ihren hochbegabten Günstling Robert Devereux, Graf Essex, der dem nordwestlichen Turme des Tower seinen Namen gegeben.



Arbeit.

Gehe dahin mit der streuenden Hand,	Schmiede das Werkzeug!
Schweigender Mann über's schweigen- de Land	Was sie auf Erden gepflanzt und ge- fügt,
Säe, du, Säemann!	In das Schiff, das Meere durch-
Siehe es wartet und hungert die Er- de,	pflügt, Trage es, Schiffsboort!
Daß ihr Nahrung vom Menschen werde;	Werde des Meeres bittere Welle
Pflanze Brot in's harrende Feld!	Nährender Gaben süß spendende Quelle;
Streue Zukunft hinaus in die Welt!	Trage das Schiff von Strand zum Strand
Saaten, schaff' Samen!	Welten hinüber, Land zum Land
Schwinge die Art in das blinde Ge- stein,	Binde die Arbeit!
Trage den Tag und das Leben hin- ein	Glaube ans Schaffen!
Schürfender Bergmann!	Nicht zum Erraffen und zum Erja- gen,
Drunten lagert auf seinem Schatze	Nicht um blutende Wunden zu schla- gen,
Mammon der Drache — unter der Lage	Um zu erbauen die bessere Welt
Raub ihm die Kohle! nimm ihm das Erz!	Dazu, als Bruder den Brüdern ge- fest.
Mache der Erde versteinertes Herz, Mache es fruchtbar!	Dienet der Arbeit!
Du, mit der Bälge fauchender Wut, Treibe die Flammen zu brodelnder Flut,	Schaffende Arbeit ist Weltengebot, Ist Erlösung durch Qual und Not, Schaffet und wirkt!
Mann du des Eisens!	Schweigend dem Werke sich weihen und geben
Sieh' wie die schmelzenden, wälzen- den Schla..gen	Heißt im Gebet seine Seele erheben, Lautloses Suchen stummen Gebets
Nach der gefesteten Form verlan- gen —	Er, der alles versteht, er versteht's!
Greifende Zange, Hammers Gewalt, Zwinge in Form sie, in Leib und Gestalt!	Sucht ihn im Schatten!

Der Funken des Guten.

Von A. Alfakoff.

Auf der Poststraße eines der nördlichen Gouvernements des russischen Reiches trabte im Anfang des November 1885 ein Paar zottiger Bauernpferdchen, die vor einen hausgezimmerten Schlitten gespannt waren. Auf dem Bod saß ein Bauer in grauem Kittel, den er über den Pelz gezogen hatte; aus dem aufgestülpten Kragen drängen Haar und Bärtchen hervor, vom Reiffrost weiß gefärbt, was dem noch jungen Kutscher ein seltsam greisenhaftes Aussehen verlieh. Er schien zu schlummern, und nur zuweilen, wenn die Pferde ganz und gar stehen bleiben wollten, gab er Zeichen von Wachsein, indem er leicht an der Reine zupfte.

Das Schlittenglöcklein klang dünn und müde und ermunterte Pferde, Kutscher und den im Schlitten liegenden Reisenden durchaus nicht, sondern schläfernte sie alle nur noch mehr ein. Aus dem halbaufgestellten Kragen eines bäuerischen Schafspelzes blickte dort in der Tiefe des Schlittens ein junges, intelligentes Gesicht, das zu der einfachen Kleidung nicht recht stimmte. In der Tat, der seiner ganzen Länge nach auf dem Heu ausgestreckte junge Reisende hatte sich nur wegen des Frostes so gekleidet, der ihn in der Einöde des R.'schen Gouvernements, wo er Sommer und Herbst als Hauslehrer verbracht hatte, im leichten Herbstüberzieher überraschte. Um nicht zu erfrieren, hatte er sich entschlossen, den jetzt auf dem Kutschbock schlummernden Kusjma zu dingen, damit er ihn zur nächsten Eisenbahnstation, der Stadt R., bringen sollte, und von ihm hatte er auch den alten, abgetragenen Pelz geliehen. Von dem Gute, auf dem er gewohnt hatte, bis nach R. waren es volle dreihundert Werst, und so fuhr er denn schon den zweiten Tag, nachdem er fünfundzwanzig bis dreißig Werst in einem Zuge zurückgelegt und nur zum Füttern der Pferde und zum Uebernachten Halt gemacht hatte.

Der Weg nach R. führte durch wenig besiedelte, waldige Gegenden, und die hohen Nadelwälder wechselten nur mit moosigen Sümpfen ab, aus denen hier und da spärliches Gestrüpp hervorstarre. Nur selten traten die Bäume von der Straße zurück und öffneten den Blick auf Felder und zerstreute Holzplätze. Nur selten unterbrach ein Postdreigespann die Einförmigkeit der Reiseindrücke, dafür aber überholten Kusjmas Pferdchen eine lange Reihe von Schlitten nach der anderen, die sich mit allerhand Holzwaren langsamen Schrittes nach R. schleppten. Die Schlittenkufen knirschten und sangen nur so in dem Schnee. Man hörte die gleichmäßigen Schritte der neben den Fuhren dahinschreitenden Fuhrleute, ihre Stimmen und Bruchteile ihrer Gespräche tönten laut in der klaren Frostluft — dann wur-

de wieder alles still und man vernahm bis zur nächsten Begegnung nichts mehr, als den zitterigen Ton des Glöckchens.

Ungeachtet seiner völligen Unbeweglichkeit schloß der junge Mann, der im Schlitten lag, nicht; sein Geist arbeitete klar und baute allerlei Pläne für das ihm bevorstehende Universitätsleben. Die hundert Rubel, die er sich mit so vieler Mühe verdient hat und die jetzt in seiner Brusttasche liegen, werden ihm die Möglichkeit geben — so denkt er — sich vorläufig ohne anderen Verdienst durchzuhelfen. Er wird sich umschauen können, wird mit verschiedenen Menschen bekannt werden und sich mit Dingen befassen können, die ihn interessieren. Da er auf etwa drei Monate von den Sorgen ums tägliche Brot befreit sein wird, kann er sich noch manchen Luxus erlauben: zehn bis fünfzehn Rubel müssen seiner Meinung nach für Bücher und für die Oper übrig bleiben — ja für die Oper, die er mit so großem Genusse besuchen wird, gemeinsam mit seinem Busenfreunde, der gleich ihm ein leidenschaftlicher Musikverehrer ist!

Und zum hundertsten Male begann Nikolai Ruschtschoff mit der Genauigkeit eines echten Geizhalses zu berechnen, wie er seine zukünftigen Haushaltungsausgaben nach Möglichkeit einschränken könnte . . .

Der Abend nahte, die Dämmerung senkte sich herab, und auf dem klaren, blauen Himmel über den Köpfen der Reisenden erglänzten nach und nach die geheimnisvollen Augen der Sterne.

Das eintönige Geklingel des Glöckchens, der langsame Trab der Pferde und das stete Vorübergleiten der dunklen Umrisse der Bäume zu beiden Seiten des Weges überwältigten allmählich das nüchterne Denken des jungen Menschen, und wechselnde Bilder stiegen vor seiner Seele auf. Er sah ein Haus mit weißen Säulen, dann einen Garten, der öst zum Wasser hinunterzieht, eine Terrasse und ein hübsches Flußufer, jenseits eine weite Wiese und dahinter in blauer Ferne einen Wald.

Das ist das Landgut, wo er den Sommer und Herbst verbracht hat — ein hübsches, jedoch ein fremdes Heim. Etwas preßt ihm das Herz zusammen: er erinnert sich, daß er selbst jetzt heimatlos ist, ein Proletarier, und es ist doch nicht gar lange her, daß er in den Ferien nach dem geliebten Glöckchen eilte, wo ihm der greise Vater so zärtlich empfing, wo jeder Fleck ihm von frühester Kindheit an so wohlbekannt war. Vor seinem geistigen Blick ersteht das alte Häuschen mit der eingesunkenen Veranda, die fast ganz von wildem Wein überwuchert ist; er sieht den Teetisch und dahinter das gutmütige, runzelige Gesicht der alten Haushälterin Agrabena, die ihn mit wohlschmeckenden Ruchlein aus der Gesindestube bewirtet. Auch die Gestalt des alten Gärtners Dimitry taucht vor ihm auf, mit dem nachdenklichen Ausdruck des Dorfphilosophen, in einem langen, vom Herrn abgelegten Rocke, mit einem Wust grauer Lockenhaare auf dem Kopf.

Doch all diese Bilder verschwinden schnell, man weiß nicht, wohin, und wieder ertönten die lustigen Reden der Führer einer neuen Schlittenkarawane, wieder knarren die hochbeladenen Schlitten, bis es dem Rutscher gelingt, sie zu überholen und hinter sich zu lassen. Der halberfrorene Kusima steigt nun vom Boß herunter, läßt den Pferden freien Lauf und geht gemessenen Schrittes neben dem Schlitten her; laut knarren die Sohlen seiner Filztiefel. Das Glöckchen ist verstummt und man hört nichts als das geheim-

nisvolle Rauschen des Nadelwaldes. Nikolais Augen fallen wieder zu, doch das Traumbild der teuren Heimat zeigt sich nicht mehr. Irgend etwas beengt seine Brust, drückt ihm krampfhaft das Herz zusammen, und neue, unklare Bilder umgaukeln ihn.

Was ist das? Ihm ist, als kröchen die grünen, dunklen Nester einer alten Tanne zu ihm heran, mit Birkenzweigen vermischt, und dahinter erblickt er auf grüner, mit kleinen Hügeln bedeckter Fläche einen ganzen Wald von Kreuzen. Dort unter der abseits stehenden Trauerbirke gähnt eine frischgegrabene Grube, und die Leute da lassen etwas an langen, weißen Tüchern hinab in die Gruft. Etwas Teures, ihm unendlich Liebes versenken sie in den Abgrund. Er hört das dumpfe Geräusch fallender Erde, die Grube füllt sich langsam, und allmählich entsteht ein neuer Hügel, über dem sich im Nebel eines jener christlichen Symbole erhebt. Klagend und leise verhallend ertönt der schmerzklindernde Gesang: „Zum ewigen Angedenken! Zum ewigen Andenken!“

Das ist alles, was ihm von der Heimat geblieben ist. Er hat keine Zufluchtsstätte mehr, einsam ist er auf der Welt, tödliche Kälte umgibt ihn . . . Doch, was ist das? Eine heiße Träne ist auf seine Hand gefallen! Er ist nicht allein, jemand teilt seinen Schmerz: es streichelt ihn eine gute alte Frau, die er oft am Tore des benachbarten Hofes gesehen hat; ein junger Bursche nähert sich ihm, blickt ihn freundschaftlich an und streckt ihm die sonngebräunte, abgearbeitete Hand entgegen . . . sein Metersgenosse ist's, mit dem er in der Kindheit mehr als einmal gespielt hat, bis ihn die Studienjahre und die herrschaftlichen Gewohnheiten jenen vergessen ließen. Die gutmütig einfältigen Gesichter der anderen bäuerlichen Nachbarn blicken teilnahmsvoll auf ihn. Bekannte seines Vaters umgeben ihn, mit denen dieser sein Leben verbracht hat, Freund und Leid mit ihnen teilend, und er selbst hat es nur leichtsinnig vergessen, daß sie auch ihm keine Fremden sind.

„Meine Freunde, meine Brüder!“ sprach Nikolai laut und öffnete die schlaftrunkenen Augen. Ueber ihm glühten nach wie vor die Sterne, lieblosende Strahlen aus der Himmelsferne zur Erde hinabsendend, und ihm war, als flüstere ihm eine geheimnisvolle Stimme zu: Du wirst diese guten Leute nicht vergessen und ihre Freuden und Leiden werden dir nie, nie fremd sein!

Neben ihm ertönten Stimmen, und er erwachte vollends. Sie näherten sich bereits dem zum Uebernachten bestimmten Orte. Kusjma ermunterte sich, die Pferde trabten lustiger einher, das Glöcklein erschallte lauter, und der Schlitten fuhr in die Straße eines großen Dorfes mit zwei Reihen hoher, geräumiger Bauernhäuser hinein. Scharf hoben sich die Giebelhäuser vom sternbesäeten Himmel ab. Die Fenster, durch den in den Stuben hellbrennenden Riensbahn erleuchtet, warfen blendende Lichtarben auf die Straße und blickten freundlich auf die Vorüberfahrenden. Rundumher aber tönten die Reden der Fuhrleute und knarrten die Schlittenkufen der Karawane, die fröhlich an der Stätte des Abendessens und Nachtlagers anlangte.

* * *

Lange vor dem Morgengrauen erwachte Ruschtschoff, und bald darauf befand er sich schon wieder im Schlitten und unterwegs, um die letzte Ta-

gereise bis N. zurückzulegen. Gegen zwölf Uhr erreichte er ein Dorf, in dem er Mittagsrast zu halten gedachte.

Mancherlei Anzeichen verrieten bereits die Nähe der Großstadt; an der Straße standen zwar große, aber halbverfallene Bauernhäuser, die augenscheinlich von ihren in die Stadt gezogenen Besitzern verlassen worden waren; daneben standen neue, doch ärmliche Hütten, und selten nur zeigte sich ein ordentlich instand erhaltener Bauernhof. Vor der Treppe des Einfahrhauses drängte sich das Volk, standen Pferde und Schlitten der Angekommenen.

In der geräumigen Stube wimmelte es von Menschen. Der Ehrenplatz in der Ecke war bereits besetzt, und Nikolai zwängte sich, ohne die Ueberkleider abzulegen, zu einer Bank durch an dem Holzgitter, welches den Schankraum vom Gastzimmer trennte. Unter dem Heiligenbilde saß dort ein ernstlicher Bauer im Tuchkafan mit einer Kette um den Hals, augenscheinlich der Gemeindeälteste. Neben ihm wühlte ein glattrasierter, städtisch gekleideter Mann in vor ihm liegenden Papieren, und auf der Bank rechts hatten sich einige Dorfkrösse niedergelassen, die leicht an der besseren Kleidung und den selbstzufriedenen Mienen zu erkennen waren. In einer Reihe mit ihnen saß ein aus der Stadt zugereister Fischhändler.

Vor dem Tische, hinter dem diese Gesellschaft so wickeltuend thronte, drängten die Bauern, Weiber und Kinder mit abgemagerten, gramverzehrten Gesichtern. Im Vordergrund fiel ein blasser, unschöner, junger Bauer durch den hoffnungslos bitteren Ausdruck seines Gesichtes auf. Hinter ihm stand ein völlig fassungsloses Weib mit vertweinten Augen; es hielt ein elendes Kind auf dem Arm und schien bereit, in Schluchzen auszubrechen; zwei andere, in Lumpen gehüllte Kinder, drängten sich an die Mutter heran. Ein halbwüchsiger Bursche blickte gleichmütig vor sich hin, umringt von den nicht weniger ärmlichen Gestalten der anderen Bauern. Alle Gesichter zeigten den gleichen, niedergeschlagenen Ausdruck; man sah ihnen die schwerste Sorge des Bauernlebens an und fühlte mit ihnen.

Das, was hier vorging, war die erzwungene Eintreibung der rückständigen Steuern durch den Verkauf von Hab und Gut.

Die Glücklicheren, die sich vor der Versteigerung das nötige Geld verschaffen konnten, hatten, wenn auch mit großen Opfern, ihre Habe gerettet und standen jetzt beiseite. Die anderen aber, denen es nicht gelungen war, sich aus der Klemme zu ziehen, erwarteten ergebungsoll ihr Schicksal.

„Nun, Nikolai Sidorowitsch, wer ist der Nächste?“ fragte der Gemeindeälteste.

„Zwan Bepaloff,“ erwiderte der Schreiber. „Er hat für die erste Hälfte und an Rückstand aus früheren Jahren neun Rubel und dreißig Kopeken zu zahlen; sein Heu ist auf fünf Rubel geschätzt, sein Kalf auf vier Rubel.“

„Nun, Zwan, hast du das Geld bereit?“ wandte sich der Gemeindeälteste an den blassen jungen Bauern.

„Ja, woher sollte ich's denn nehmen, Dimitry Zwanowitsch? Ich hab' eine fränkliche Frau und kleine Kinder, ich kann weder als Fuhrmann fortgehen noch in der Stadt arbeiten . . . und was für eine Ernte wir in diesem Jahre hatten, wissen Sie ja selbst: nicht nur, daß nichts zum Verkauf



Spielende Kinder.

fen da ist, wir selbst werden bald kein Stückchen Brot mehr haben. Haben Sie christliches Erbarmen, Dimitry Swanowitsch! Wir wollen ewig für Sie zu Gott bitten, wenn Sie uns bis zum Frühling Frist gewähren; im Frühling werde ich alles abzahlen. Das Kalb zum Beispiel, was ist's denn jetzt wert? Im Frühling aber gibt mir ein jeder gern drei blaue Papierchen dafür . . . Wenn Sie sich nicht erbarmen, wenn Sie das Heu verkaufen, dann habe ich kein Futter für die Kuh und muß mit meinen Kindern Hungers sterben."

So spricht Zwan mit dumpfer, vor Erregung bebender Stimme.

„Nein, nein! Das ist alles Unsinn! Ich kann euch keine Frist gewähren. Ich werde selbst von der Obrigkeit bedrängt,“ antwortet der Gemeindeälteste. „Frag' doch bei Jессей Mitritsch an, er ist dein Nachbar; vielleicht zahlt er für dich.“

„Was fällt Euch ein! Für solch hochmütiges Paß soll ich zahlen?“ schreit einer der Reichen. „Die danken's mir nicht, verstehen ja nicht einmal, sich zu benehmen, wie sich's gehört, und angesehenen Leuten Achtung zu bezeigen. Die beleidigen uns, wo sie nur können . . . und für sie sollte ich zahlen? Nein, Sie erlassen mir das wohl, Dimitry Zwanowitsch!“

Und wütend in der Erinnerung an die Unehreerbietigkeit der Nachbarn, die er oft genug übervorteilt hatte, wandte sich der Dorfsprotz ab, wobei er geringschätzig murmelte: „Wenn sie mir noch Ehrfurcht erzeigen, mich bitten würden, dann würde ich Kalb und Heu kaufen.“

Das Gesicht des armen Zwan wurde noch bleicher. Er begriff, daß er durch erniedrigendes Betteln seinen Besitz noch retten konnte. Aber sich vor Jессей erniedrigen, vor dem ärgsten Feinde, an den er so viel von seinem Hab und Gut verloren hatte, dem er so viel Arbeit und Mühe umsonst geopfert hatte — das ging über seine Kraft!

Doch da ist ihm, als höre er das unaufhörliche Weinen seiner Kinder wieder, denen es an Brot und Milch mangelt; er sieht sein Anwesen zugrunde gerichtet, seine letzte Ruh für eine Kleinigkeit verkauft — und das Entsetzen besiegt seinen Stolz. Leises Stöhnen bricht aus seiner Brust, die Knie zittern, und schon will er sich vor dem Geizhals beugen, um von ihm das Geld zu erbitten, und sei's auch um einen kaum erfüllbaren Preis . . .

Nikolai Ruschtschoff verfolgte mit gespannter Aufmerksamkeit das Drama, welches sich in der niedrigen Dorfstube abspielte. Zwans hoffnungslose Miene erweckte in ihm die Erinnerung an selbstdurchlebte, der Verzweiflung nahe Augenblicke; die Gedanken und Empfindungen des unglücklichen Bauern ergriffen ihn unwillkürlich und riefen in ihm das Gefühl der Verwandtschaft, des inneren Zusammenhanges mit dem im Elend Befindlichen wach. Vor seinen Blicken erstand wieder das Bild des fernen Dorffriedhofes und des brüderlichen Mitgefühls der Bauern mit seinem Schmerze. „Auch dies ist mein Bruder,“ dachte er, „und ich kann und muß ihm helfen.“

Fast wie von selbst griff er nach der Briestasche, näherte sich dem Tische und hielt Zwan durch eine schnelle Bewegung davon ab, von Jессей niederzuknien.

„Daß das Bitten . . . du brauchst es nicht!“ sagte er, nahm zehn Rubel aus seiner Briestasche und warf sie mit den Worten auf den Tisch:

„Bitte den Steuerrückstand Zwan Wespaloffs von mir einzuziehen!“

Die Güte hatte sich inzwischen mit den Fuhrleuten einer langen, mit Nikolai zugleich angelangten Schlittenkaramane gefüllt. Die Männer hatten die Ueberkleider abgeworfen und wollten sich gerade Tee mit Weißbrot und dem üblichen Gläschen Schnaps bestellen, als die Vorgänge im Zimmer ihre Aufmerksamkeit fesselten. Die unerhoffte Hilfe, die dem zahlungsunfähigen Bauern von dem durchreisenden Jüngling zuteil geworden, verblickte sie alle.

Nach Zwans Gesicht drückte zweifelndes Staunen aus, allmählich aber erhellte es sich, Tränen traten in die Augen des armen Menschen, und ein dankbarer Blick traf den unerwarteten Wohltäter. Nikolai erwiederte diesen Blick freundschaftlich; als er jedoch die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich gerichtet sah, errötete er und wandte sich schnell dem Ausgange zu. Durch die Reihen der Fuhrleute und der Steuerschuldner lief ein Murmeln des Beifalls, und man hörte Gebetsworte — das Gebet des armen Weibes mit den Kindern, dem die Errettung aus Elend und Not neues Vertrauen auf die Hilfe von oben einflößte.

„Heilige Muttergottes, Fürbitterin der Leidenden, hilf uns armen Sündern! . . . Herr Jesus Christus, du Sohn Gottes . . .“ murmelte sie inbrünstig.

In der Menge wurden Stimmen laut: „Das ist 'mal ein braver Junge! Hat dem armen Kerl geholfen, hat ihn vor dem Untergange errettet!“

„Das ist wirklich nach Gottes Wort!“ meinten andere.

„Wer ist's denn . . . Man sagt, ein Lehrer . . . So hat der gute Mensch also seine selbsterworbenen Kopfen hingegen! Ja, man sieht, er hat schon selber die Sorge kennen gelernt, daher versteht er unser Bauernelend . . . Er ist ja selbst nicht gut gekleidet!“

„Was ist denn, Brüderchen,“ begann einer der Fuhrleute, ein wohlgestalteter, rothaariger Bauer, „sind wir nicht auch Christen? Können nicht auch wir armen Leuten aus der Not helfen? Wir sitzen ja nicht arbeitslos da, haben unseren Verdienst. Anstatt Schnaps zu trinken, legen wir unsere Kopfen zusammen — jeder gebe nach seinen Kräften, — vielleicht können wir auch die anderen guten Leute von ihrem Unglück befreien, und hier in der Stube ist's ja auch ohne Schnaps warm genug.“

„Recht, recht hat er, Brüder! . . . Jawohl, wir wollen die armen Seelen loskaufen! Unserer sind ja so viele, wir werden's schon zustande bringen! . . . Also los, Burschen, bindet die Geldbeutel auf!“ tönten die Stimmen durcheinander.

Wie ein Funken in dürres Reisig, so war die gute Tat Aufschlusses in die einfachen Herzen der Tagelöhner gefallen. Sein Edelmut hatte auf die Schaar ansteckend gewirkt und bald war die ganze Summe der rückständigen Steuern erlegt. Der Sammlung hatte sich auch der durchreisende Fischhändler angeschlossen; lange hatte er düster und mißtrauisch auf die Vorgänge geblickt, mit dem deutlich erkennbaren Wunsch, sich der allgemeinen Stimmung nicht zu unterwerfen, doch auch sein Herz hielt's nicht aus, und er steuerte eine Banknote bei. Soaar der Gemeindevorsteher, der den Betrag der Rückstände nachzählte und das Geld von so ungewöhnlichen Zahlern empfing, verriet unterdrücktes Wohlgefallen.

„Na ja, — natürlich, — das ist ein gutes Werk. Es ist euer wohlverworbenes Geld, ihr könnt damit machen, was ihr wollt. Wir können das nicht hindern.“

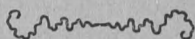
Nur der Schreiber und die Dorfsproben, augenscheinlich seine Feinde, machten saure Gesichter. Der Schreiber machte sich bald zum Gastwirt hinter das Holzgitter, um durch einige Gläschen Schnaps wieder zur Besinnung zu kommen und seine Gedanken zu ordnen, die Krösusse aber beeilten sich, unbemerkt davonzuschleichen, als fürchteten sie irgend welche für sie nicht

schmeichelhafte Rundgebungen. Doch man hatte sie vergessen, und nur ein magerer, halbwichziger Bursche, einer von den losgekauften Bauern, rief ihnen nach: „Na, hat's euch mal getroffen?“ Sie blickten sich aber nicht einmal mehr um. Etwas Ungewohntes, ihnen selbst Unverständliches, regte sich bei einem jeden von ihnen in der Tiefe des Herzens und rief den Zweifel wach, ob sie wirklich die achtbaren Leute seien, als welche sie sich zu betrachten gewohnt waren.

Nikolai Ruschtschoff setzte seine Reise fort, ohne gespeist zu haben; er verschob das Mittagessen und Teetinken bis zur nächsten Station.

Gegen Abend, als in der Ferne auf dem hohen, jenseitigen Ufer des breiten, eisbedeckten Stromes die Umrisse der Stadt N. sich zeigten, als die Flammen der zahlreichen Laternen in der frostigen Luft aufblitzten, wie eine ferne Illumination, als er nur noch eine Stunde zu fahren hatte, um die Eisenbahn zu erreichen, die ihn morgen in der Hauptstadt abliefern sollte — da entstanden in seinem Kopf wiederum neue Pläne für das ihm bevorstehende Leben in der Großstadt. Nun mußte er seine Sparsamkeit verdoppeln; für Luxuswünsche hatte er nun nichts mehr übrig. Aber ein Strom von Blut und Tatkraft durchflutete ihn und verlieh ihm die Ueberzeugung, daß er eine Fülle von Kraft besitze, daß er nie einsam und fremd in seinem Leben dastehen werde, da ihn mächtige Fäden mit der Heimat verknüpften.

Und etwas Warmes und Liebes zog durch seine Seele



Jeder in seiner Ecke.

In der Welt ist's dunkel; leuchten Tue Gottes Willen gern an jedem
müssen wir, Ort.

Du in deiner Ecke, ich in meiner hier.

Sieh, an jedem Orte gibt es was zu
tun,

Wo die echte Liebe nie kann müßig
ruh'n.

Auf die kleinen Dinge hab' besonders
Acht;

Tue sie stets gründlich, dann ist's
wohlgemacht.

Wirke du im Stillen, fröhlich, da „Lichter seid auf Erden, treu an je-
und dort; dem Ort.“

Mit der Treu' im kleinen ehre deinen
Herrn,

So nur wirst du leuchten, als ein
heller Stern.

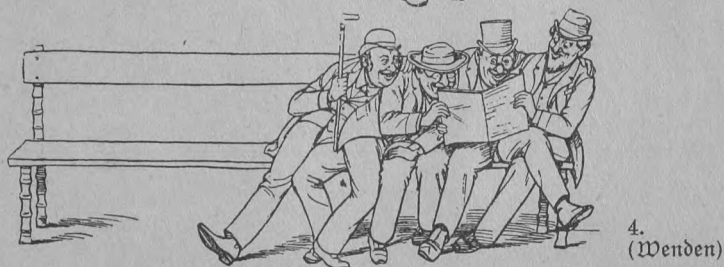
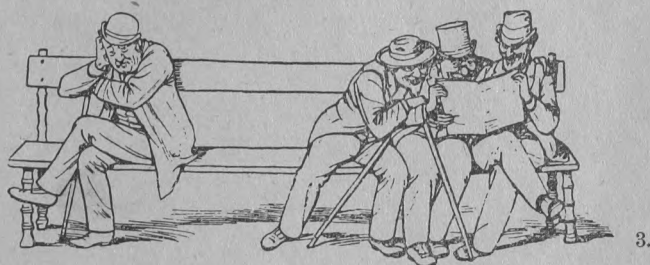
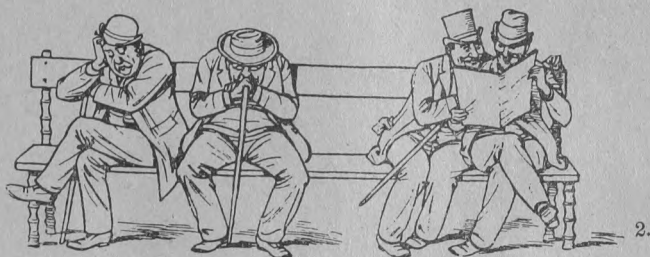
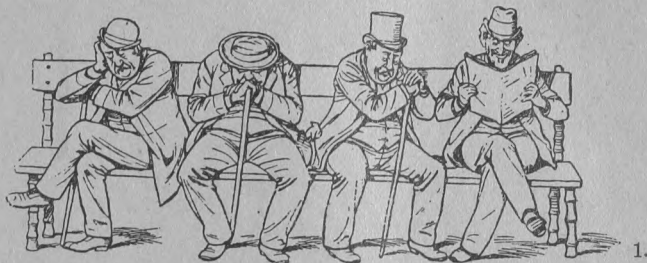
Viele solcher Lichter werden eine
Macht

Strömen goldne Strahlen in die
dunkle Nacht.

Hör't's drum, Groß' und Kleine, Ze-
fu ernstes Wort:

Humoristisches.

Die interessante Lektüre.





Ein süßer Tropfen.

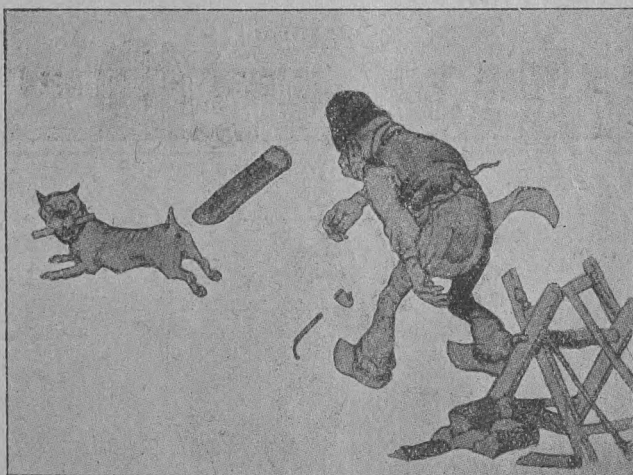


Ströck (nachdem er eine promenierende Dame ausgeplündert): „So, und nun lassen Sie sich das eine Warnung sein: Junge, hübsche Mädchen gehören spät abends nicht mehr auf die Straße!“

Schlau.

Wie es Borl, der auf's Holzstehlen dressiert ist, anstellt, daß seine Herrin stets recht große Scheite bekommt.

In 3 Figuren.





❧ Schlechtes Gewissen. ❧

„Warum lassen Sie denn Ihre Alpenmilch-Annonce nicht mehr ins „Tageblatt“ einrücken?“ — „Weil Sie f' mir 's letzte Mal unter „Vermischtes“ gedruckt habe!“

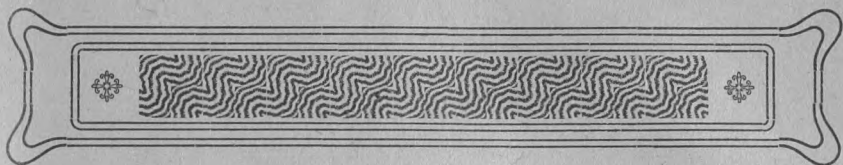
❧ Echt weiblich. ❧

„Also zehn Jahre hat der Schulze Fräulein Susanna auf seinen Heiratsantrag warten lassen? Was sagte sie denn, als er sich endlich erklärte?“ — „Ach Gott, das kommt so plö z l i c h!“

❧ Richtige Ahnung. ❧

P f a r r e r: „Nicht wahr, liebe Kinder, Ihr würdet Euch recht freuen, wenn Ihr einmal die lieben Engelein sehen dürftet? Was würdet Ihr wohl machen, wenn' plötzlich einige derselben in Eure Wohnstube träten? Nun, Emma, was würde wohl Deine Mutter machen, wenn die lieben Engelein zu Euch kämen?“

E m m a: „An guten Kaffee!“



Das Dritte.

Ein Bild aus dem täglichen Leben. — Von Else Krafft.

Es war ein kleines Mädchen angekommen — unerwünscht angekommen. Doch als es zum ersten Male die großen dunklen Augen aufschlug, lächelte Frau Marie und streckte zitternd die Hände nach ihrem Kinde aus.

„Gott behüte dich!“

Das hatte sie damals vor vier Jahren gesagt, als der Junge, der Erstgeborene, seinen Einzug in dem kleinen Häuschen gehalten, mit diesen Worten hatte sie das Zweite, das blonde Evchen, begrüßt, und „Gott behüte dich!“ flüsterte sie nun auch dem dritten als Willkommengruß ins Leben zu.

Als sie dann müde emporblickte, stand ihr Mann neben ihrem Lager. Er machte ein finsternes Gesicht und hielt ihre ausgestreckte Hand nur flüchtig fest.

„Natürlich ein Mädels! Wenn's wenigstens noch ein Junge gewesen wäre, wie der Gerd!“

Sie zog ihre Hand langsam zurück. Sie hatte wohl auch nicht Kraft genug, die Finger schnell zu bewegen. „Wenn's nur gesund ist, Fritz!“

Er antwortete nicht gleich. Er horchte nach dem Nebenzimmer hin, darin die bezahlte Pflegerin sich vergebens bemühte, die beiden nach der Mutter verlangenden Kinder von vier und zwei Jahren zur Ruhe zu bringen.

„Das kann ja nett werden! Wir hatten gerade genug mit den zweien! Und nun noch dazu so ein schwaches Würmchen! Da war der Junge damals doch anders.“

Seine Frau hielt das Neugeborene im Arm und strich mit unendlichem Erbarmen über das kleine Gesichtchen. „Es wird schon werden, Fritz!“ Sie versuchte zu lächeln, um ihrem Mann mit tapferer Mutterfreudigkeit die Enttäuschung zu zerstreuen.

„Nun, wir wollen's hoffen!“

„Es ist ja wirklich ein bißchen zu viel für uns und unser kleines Vortemonaie, Liebster! — Aber sieh, sieh nur, die schönen Augen des Püppchens! So dunkel wie deine! Gerd und Evchen haben viel hellere. Und du wolltest doch immer ein Kind mit dunklen Augen, Fritz!“

Er neigte sich unwillkürlich über den lächelnden Mund, der ihm zugeeignet war und küßte ihn. „Ja, ja — beim Ersten, oder auch beim Zweiten,

meinetwegen, Marie. Ans Dritte hab' ich dabei wahrhaftig nicht gedacht! Na, nun ist's mal da — und ich sag' ja auch gar nichts!“

Er nahm ihr das Kind ab, das leise zu weinen begann, und legte es in den Wagen, der neben dem Lager stand. Dann glättete er ihr die zermühten Rissen und strich ihr dabei noch einmal sachte über die Stirn. „Ich gehe jetzt und schicke dir die Frau herein. Schlaf du nur jetzt, du arme Mama!“

Sie schloß die Augen nach diesen letzten zwei Worten. Sie kamen wie ein süßes, stilles Wohlthun in ihre Seele. „Arme Mama!“ Damit wollte er ihr etwas Liebes sagen, ganz gewiß, dachte sie. Aber er hatte wohl doch das Rechte nicht ganz damit getroffen.

Sie lächelte wieder. Arm? Arm? Nein, das war sie doch gar nicht. Im Gegentheil!

Frau Marie suchte sich aufzurichten, um nach dem Wagen hinüberzugehen. Sie hatte das Gefühl, als müsse sie der Kleinen etwas abbitten und mit echter, rechter Mutterseeligkeit den weinenden Mund küssen.

Sie konnte sich aber kaum rühren vor Mattigkeit. Da erlosch das dankbare Gefühl. Durch den schwachen Kopf ging es wie heimliche raunende Stimmen, die fern von Glück und Dankbarkeit lagen: es ist eigentlich doch zu viel, das Dritte. Es hätte wirklich nicht mehr zu kommen brauchen. —

Später schämte sie sich dieser Gedanken. Als sie wieder aufgestanden war, blaß und schwach zwar noch, aber doch wieder selbständig um Mann und Kinder tätig sein konnte, lag diese Erinnerung wie eine Schuld auf ihr. Sie war so froh, die Pflegerin nicht mehr zu brauchen und nicht das Weinen der sich schwer an die Fremde gewöhnenden größeren Kinder hören zu müssen. Wenn das Kleine, das Dritte, nur kräftiger gewesen wäre! Es gedieh nicht recht, es schrie mehr wie Gerd und Evchen geschrien hatten.

Fritz verglich immer. Wenn er aus seinem Amt nach Hause kam und das Weinen der Kleinen hörte, stellte er schon den Stod mit ärgerlichem Gepolter in die Ecke, warf den Hut auf den Tisch und vergaß sogar die Begrüßung.

„Natürlich — Ruhe gibt's jetzt nicht mehr im Hause. So ein Schreihals!“ Die anderen beiden waren viel braver!“

Frau Marie litt darunter. Sie ließ sich das aber nicht anmerken. Sie versuchte es, mit sanften Worten, ihren Mann umzustimmen. „Hab' doch nur Geduld — es wird schon besser werden! Gerd und Evchen haben auch geschrien. Du vergißt das bloß! Alle Kinder weinen.“

Er schüttelte den Kopf. „Aber dieses gar zu viel! Ich werde noch verrückt davon. Tag und Nacht keine Ruhe. Ich habe bald keine Lust mehr, nach Hause zu kommen. Es war eben ein Unglück für uns — das Dritte!“

Da antwortete sie nicht mehr. Aber sie versuchte alles mögliche, das Kleine zu beruhigen. Wenn sie nur mehr Zeit zum Kinderwarten gehabt hätte! Aber die Stunden und Tage vergingen so schnell mit der vielen Arbeit, daß sie froh war, nur das Nötigste besorgen zu können. Evchen mußte auch noch fortwährend beaufsichtigt und gepöppelt werden, und der Vierjährige machte den größten Unfug, wenn er allein war.

Frau Marie kämpfte tapfer gegen die Verdrießlichkeit ihres Mannes und wurde trübselig und verängstigt dabei. Sie hatte keine Macht mehr

über ihn wie früher, da sie doch noch Zeit gefunden hatte, sich zu schmücken, sich das Haar zu kräuseln und eine lichte Schleife vor das dunkle Hauskleid zu stecken. Da hatte sie ihm wohl auch besser gefallen und seine freie Zeit daheim mit ihm verplaudern können. Jetzt fiel das alles fort. Das dritte Kind raubte ihr diese freie Zeit. Fritz vergaß seine Bärtlichkeiten, wenn er ihre müden Augen sah, ihre abgearbeiteten Hände. Oder wenn er auf seine Fragen keine Antwort bekam, sondern bemerkte, wie sie ängstlich nach dem Kinde horchte, in Gedanken bei Wäsche und Schneiderei war. Er blieb mehr und mehr die Abende fort und kam erst spät in den Nächten heim.

Sie sagte nichts, aber es war allmählich eine Erbitterung über sie gekommen, die mehr dem jüngsten Kinde als ihrem Manne galt. Hatte er nicht recht? War er nicht in seiner amtlichen Tätigkeit schon genug angestrengt, um wenigstens daheim ausruhen und sich erholen zu können? Aber da schrie Gretchen! Am Tage schrie sie, und in der Nacht erst recht.

Frau Marie wünschte sich schließlich weiter nichts mehr, als selber einmal sorglos schlafen zu können, kein Weinen mehr zu hören und keine Angst mehr in der Nacht zu haben, daß das Kleine vielleicht Schmerzen habe und herumgetragen werden mußte. Sie vergaß auch die schönen dunklen Augen des Kindes über die sie sich anfangs so gefreut hatte. Sie dachte schließlich an weiter nichts mehr, als an die große Last und Mühe, die ihr das Kind mitgebracht hatte. Und es war ein dunkles Gefühl in ihrem Herzen, das ihre Mutterfreude dämpfte und ihre Liebe zu dem leibgeborenen Kinde schmälerte. —

Eins Sonntags hielt ein Wagen vor der Tür des kleinen Hauses, ein alter, umfangreicher Landauer mit hochgeschlagenem, abgenutzten Lederdach und mit zwei derben braunen Ackergäulen bespannt.

Die reiche, kinderlose Base aus Brodendorf machte einen Besuch. Mit ihrem dicken roten Gesicht lächelte sie dem jungen Paar ihren Glückwunsch für das Neugeborene zu, und sah sich das kleine Mädchen lange und bedächtig an.

„s ist nur ein schwaches Ding,“ meinte sie dann wie vorturfsvoll. „Ihr hättet auch genug mit zweien gehabt! Mein Mann meinte, es wäre besser zu uns gekommen.“

Fritz verzog das Gesicht und versuchte zu scherzen. „Wenn ihr’s haben wollt, ich geb’s euch arne!“

Er hätte sich gleich hinterher am liebsten auf den Mund geschlagen. Die Worte sollten nur Scherz sein, waren ihm aber, wie er nachträglich fühlte, direkt vom Herzen gekommen.

Die Base lächelte geringschätzig. „Na — besser tät’s bet uns dreinschauen, das könnt ihr schon glauben. Unsere Milch draußen schon!“ Sie sah das Kleine aufmerksam an und setzte dann fragend hinzu: „Habt ihr’s schon taufen lassen?“

Frau Marie schüttelte den Kopf. „Gretchen soll’s heißen.“ Sie stand an dem Kinderwagen, trug ihr Evchen auf dem Arm und sah ganz heiß und rot aus. Es war wie ein böses Verlangen in ihr, wie ein häßlicher Wunsch: wenn’s die Base doch nehmen wollte!

Die Gutsfrau hatte eine ihrer dicken Hände um das Nermchen der Kleinen im Wagen gelegt. Sie schien über etwas nachzudenken. Als sie

ihre Hand wieder zurückzog, war die zarte Haut des Kindes am Gelenk rot geworden, und die kleinen Fingerchen zuckten, als hätte man ihnen weh getan.

Hatte Gretchens Mutter das nicht gesehen? Sie stand unfrei und zitternd, und sagte hastig: „Hat es nicht ganz die Vertramschen Augen, gerade wie dein Mann — so dunkel?“

„Ja — deswegen gefällt's mir auch. Wenn wir 'ne große Taufe draußen machten, würd' ja die ganze Gegend ärgern,“ meinte sie nachdenklich. „Und wenn wir dann sagten, wir hätten's angenommen, wir können uns so etwas erlauben, sind die Leute erst recht neidisch. Der Junge von Oberförsters ist auch nicht das eigene Kind! Ueber tausend Taler haben die Leute dafür gezahlt.“

Fritz hob den Kopf. „Gezahlt?“ stotterte er.

Die Base lachte geräuschvoll. „Ja ja,“ sagte sie. „Es war wohl den fremden Leuten ein Bub, die geben so etwas nicht umsonst her. Für euch aber wär's ja nur ein Segen, wenn ich euch das Würmchen abnehmen tät! Unter Verwandten kann man doch so was nicht bezahlen!“

Fritz ging ein paarmal im Zimmer auf und ab, und Frau Marie ließ Evchen aus den Armen und setzte sie auf den Boden.

„Mach' doch keinen Unsinn, Anna! Was wollt ihr mit einem Kinde? Ihr habt schon genug Wirtschaft draußen!“

Die Base war aber plötzlich ganz begeistert von der Idee. Sie redete fortwährend von der großartigen Taufe und den schönen Sachen, die sie der Kleinen kaufen würde.

Die Ehegatten sahen sich nicht an, als sie schließlich zustimmten. Sie hatten beide das Empfinden, als böte sich ihnen da eine Aussicht von ganz wundervollen, sorgenlosen Jahren.

Mit fieberhaftem Eifer rüstete schließlich Frau Marie die kleine Aussteuer und trug das nun drei Monate alte Mädchen, sorgsam in ein Tuch eingehüllt, der Base selber nach in den alten bedeckten Gutswagen.

Man war übereingekommen, das Kind späterhin auch gerichtlich den Verwandten zusprechen zu lassen, damit es zugleich Universalerbin des wohlhabenden Ehepaares würde.

Als Fritz und Marie wieder in der kleinen Wohnung standen, und der Wagen der Base mit dumpfem Gepolter über das Pflaster des Städtchens davongerollt war, meinte der Mann langsam: „Es ist doch ein großes Glück für das Kleine!“

„Gewiß!“ bestätigte die junge Frau. Sie machte sich eifrig mit Gerd und Evchen zu schaffen, die in den leeren Kinderwagen hineinschauen wollten.

„Schwesterchen fort?“ fragte Gerd.

„Westerchen fott?“ wiederholte Evchen kläglich.

„Nun können wir doch auch wieder einmal an uns selber denken,“ sagte Fritz rasch, als er das heiße Gesicht seiner Frau bemerkte. Er hob die Arme und wollte sie zu sich heranziehen.

Sie wehrte ihm. „Ach — laß mich!“

Sie blühte sich und hob ein paar vergessene Windeln auf.

„Es wird doch nicht zu kalt für das Kleine sein in dem alten Wagen?“

Er schüttelte ärgerlich den Kopf. „Ach was! Das Kind kann gar

nicht besser versorgt werden! — Und nun tu mir den einzigen Gefallen und sei ein bißel fidel. Ich hab' dich schon ein ganzes Vierteljahr nicht mehr lachen hören."

Aber Marie lachte nicht. Sie ging in die Schlafstube und kam auch an dem Spiegel vorüber. Als sie hineinsah, wunderte sie sich, wie blaß sie war. Du lieber Gott, wie lange hatte sie wohl schon nicht mehr in diesen Spiegel hineingeschaut!

Sie wandte sich hastig und begann sich das Haar zu kräuseln, und vertauschte das dunkle Kleid mit einem helleren Sonntagsgewand.

Als sie dann wieder in das Zimmer trat, saß Fritz mit den beiden Kindern auf dem Fußboden des Zimmers und erklärte ihnen die Bilder in einem Buch. Die Kleinen steckten die Köpfe zusammen und lauschten andächtig den Worten des Vaters.

Frau Marie blieb unwillkürlich horchend stehen. Die ungewohnte Ruhe, der Frieden hier in der kleinen Bohnstube schien ihr seltsam. Sie bekam einen roten Kopf, als sie an ihrem Sonntagsgewand herabjah. Sie blieb stumm an der Thür stehen und dachte an das Kleine, an ihr Kind, das sie fortgegeben. Ob es jetzt wohl wieder weinte? So kläglich, so jämmerlich wie alle Tage hier in der engen Wohnung? Und ob die Base das kleine Würmchen wohl in ihre Arme nehmen würde, es hin und her wiegen, es einsummen, leise, behutsam, wie sie selbst es immer getan?

Die junge Frau zuckte zusammen, als sich plötzlich zwei Arme um ihre Schultern legten. „Ei, ei, Mieke Das hab' ich ja fast gar nicht mehr gewußt, was ich für eine hübsche Frau habe."

Sie zitterte, als er sie küßte. Sie fror. „Meinst du nicht, Fritz, daß wir der Kleinen doch lieber die große wollene Decke noch hätten mitgeben sollen? Und war es auch nicht zu wenig Milch für die lange Fahrt, die ich in die Flasche gefüllt?"

Er ließ sie aus den Armen. „Sei nicht verdreht, Marie! Wenn du jetzt bei jedem Wort mit deiner Angst um Gretchen kommst, lauf ich auf und davon. Ist nicht eine selige Ruhe plötzlich? Gerd und Evchen, ich sag's ja, sind Musterkinder. Wie die brav bei ihrem Bilderbuch sitzen! Aber das mit der Kleinen war ja zum Verriicktwerden. Wir wollen froh sein, daß sie so gut aufgehoben ist da draußen bei den reichen Prozen."

„Prozen!" hatte er gesagt. Ihr tat das Wort weh, nun sie ihr Kind dort mußte. Früher hatte sie es wohl auch schon gebraucht. Heute kam ihr der Ausdruck aber sehr häßlich vor.

„Die Base ist doch eine ganz gute Frau?"

Er nickte lachend. „Na ja. Wird aber horchen heute Nacht! War merkwürdig still, der kleine Racker, als sie noch hier war. Dafür legt Gretchen gewiß tüchtig in der Nacht los und stört des braven Vatters Bärenschlaf. Na, ich gön'n's ihm! — Was wird das dagegen für eine ruhige Nacht bei uns werden! Kein Kindergeschrei, kein Aufstehen mehr!"

Ihre Angst verschwand bei seinen Worten. Als sie Gerd und Evchen ins Bett brachte, sang sie ihnen die alten Wiegenlieder, wie sie es früher oft getan, und hatte auch Zeit, mit den Kleinen zu beten. Wie würde sie heute Nacht schlafen — köstlich schlafen!

Ueber Nacht kam ein Frühlingssturm. Er brauste um das Häuschen,

strich klirrend an den Fenstern entlang und bog die Äste der Bäume auf der Straße, daß sie knarrend gegeneinander schlugen.

Sie schliefen alle beide nicht.

Fritz lag trotz aller Müdigkeit mit offenen Augen und hatte das unbehagliche Gefühl, irgend etwas versäumt zu haben, das ihm die Ruhe raubte. Es war gerade so, als ob in der dunklen Stube etwas fehle, wodurch die Nacht noch kälter und noch schwärzer wurde.

Frau Marie wagte kaum zu atmen. Sie hielt die Hände gefaltet und horchte auf den Sturm, der ums Haus tollte. Dazwischen glaubte sie Kinderweinen zu hören, und alle Augenblicke meinte sie emporspringen, die Arme ausstrecken und irgend etwas Weiches, Warmes ans Herz ziehen zu müssen, damit das Weinen aufhöre.

Als der Morgen kam und die Ehegatten sich in die überwachten Augen sahen, wurden sie alle beide rot.

Fritz zerrte müidend an seinen Kleidungsstücken. „Der verwünschte Sturm! Man hätte sonst so schön schlafen können!“

Frau Marie sagte gar nichts. Aber sie ging in unbestimmter Sehnsucht zu der kleinen Kinderkommode am Fenster und suchte gerade so in den winzigen Wäschstücken herum, wie gestern Morgen, als sie noch das zarte Körperchen damit bekleidet hatte.

„Gretchen!“ fuhr es ihr dabei in banger Frage durch den Sinn, „armes Gretchen!“

Es blieb aber alles still. Gerd und Etschen schliefen noch.

Am Kaffeetisch hätte sie heute sogar Zeit gehabt, das Wochenblatt zu lesen, von dem ihr Fritz immer die Beilage hinschob. Sie tat es aber nicht. Und früher hatte sie sich oft bitter beklagt, daß sie vor lauter Arbeit schon gar nicht mehr wisse, was in der Welt vorgehe.

Das Mittagessen stand heute schon fertig angerichtet auf dem Tisch, als Fritz aus dem Bureau kam. Er brauchte nicht zu warten wie sonst und konnte sich gleich niedersetzen.

Und doch tat er es nicht. Er lief wie suchend durch Stuben und Küche, und meinte dann gedrüht: „Mir ist eingefallen, daß das alte Gutshaus recht feucht sein soll. Hauptsächlich das obere Stockwerk. Hoffentlich schläft das Kind unten.“

Frau Marie, die den Kindern gerade Suppe auffüllte, hätte beinahe den Löffel fallen lassen. „Wenn's bloß gesund bleibt! Ach, mein Gott, hätten wir's doch nicht fortgegeben!“ jammerte sie plötzlich.

Darüber ärgerte sich Fritz aber schon wieder. „Hab' dich doch nicht gleich so! Was meinst du wohl, was wir für ein Geld bei der Sache sparen. Die Milch, später Schuhwerk, Kleidung, Schulgeld!“

Sie jammerte nicht mehr. Aber sie war sehr erregt. „Ich schreibe heute noch hin. Ich frage an, ob Gretchen auch nicht oben schläft.“

Er setzte sich endlich an den Tisch. „Kannst du ja tun! Bloß vernünftig sein, Mieke. Heute Abend lesen wir wieder ein bißchen zusammen, wenn ich nach Hause kommen. Ich bringe dir Journale mit. Man hat ja jetzt Ruhe dazu.“

Sie nickte erfreut. „Ach ja!“ —

Am Abend saßen sie beide vor den Zeitschriften und blätterten darin

herum. Vor jedem Kinderbilde dachten sie an Gretchen, bei jeder traurigen Geschichte sahen sie im Geiste ihr Kleines, wie es bei den Verwandten fror und krank wurde.

Müde, verdrießlich, gingen sie sehr früh schlafen.

Diesmal wehte kein Sturm, der ihre Ruhe stören konnte. Die Luft war warm und weich geworden.

Fritz wälzte sich in seinen Kissen hin und her. Das hatte er wohl sonst auch getan, wenn das Kleine schrie und seine Frau alle paar Stunden Licht machte, um es zu füttern. Aber es war doch dann hinterher immer wie ein Gefühl der wohlthuenden Befriedigung über ihn gekommen, wenn Gretchen satt war und Marie wieder still in ihrem Bette lag. Jetzt fiel das ganz fort.

Mitten in der Nacht fuhr er verstört auf. „Marie! Schläfst du?“

Ein unterdrücktes Schluchzen antwortete ihm.

„Marie, hast du nichts gehört?“

Sie richtete sich empor. Ihre Finger krampfsten sich in das Deckbett ein. „Was soll ich denn hören?“

Er saß mit hämmernden Pulsen und lauschte. „Hat es nicht unten bei uns an die Haustür geklopft?“

Sie war mit einem Sprung aus dem Bett und zündete die Kerze an.

Fritz sah in ihr zuckendes Gesicht, und es kam wie Scham in seine Seele. „Leg' dich nur wieder hin, Marie! Wer soll denn jetzt in der Nacht bei uns klopfen? Ich hab' wohl bloß geträumt!“

Sie stand totenblaß und hielt ihm den Leuchter hin. „Nein, sieh nach, Fritz!“ Vielleicht ist's jemand aus Brodendorf, vielleicht fehlt dem Kinde etwas?“

Er war schon draußen. Als er nach einigen Minuten zurückkehrte, zitterte das Licht auch in seiner Hand. „Es war nichts! Ich hätte es mir sagen können. Leg' dich nur hin, Marie.“

Sie gehorchte schweigend.

Ein Weilchen lagen sie beide stumm da. Dann hob Fritz von neuem den Kopf. Seine Hand tastete im Dunkeln nach der ihren.

„Weinst du, Marie? — Marie!“

Sie schluchzte laut auf. „Hol' — hol' mir das Kind zurück. Hol' mir mein Gretchen wieder!“ stammelte sie flehend.

Seine Hand lag schwer auf der ihren. „Bei Gott — ich tu's!“ sagte er aufatmend. „Morgen — ja morgen schon! Und es soll schreien, es soll die ganze Nacht durch schreien, ich sage nichts mehr. Bei Gott, ich sage nichts mehr, Marie!“

* * *

Spät am Abend war es schon, als Fritz mit Gretchen aus Brodendorf zurückkehrte.

Er hatte Streit mit den Verwandten gehabt. Sie waren bei ihrer Weigerung, das Kind herauszugeben, schließlich recht grob geworden.

Fritz erzählte das mit einer Art Stolz, als er das Dritte der Mutter wieder in die Arme legte.

Sie war fassungslos vor Glück. „Nun schrei — schrei nur,“ stammelte sie, das weiche Gesichtchen küssend. „Wir sind Rabeneltern gewesen,

Gretchen. Aber nun geben wir dich auch nie, nie wieder fort! Schreie du nur!"

Gretchen schrie aber nicht. Die großen dunklen Augen weiteten sich noch mehr, als Vater und Mutter die Köpfe darüber zusammensteckten. Ein Bücken glitt um das blasser Mündchen, ein ganz eigenes, ungewohntes Zucken.

Gretchen lachte. Es lachte zum ersten Male in seinem Leben. Und sonderbar — Frau Marie weinte!



Einfache Versuche über Suggestion. Der französische Physiker Blondlot will eine neue Art Strahlen, die sogenannten N-Strahlen entdeckt haben. Noch tobt der Streit über ihr „Sein oder Nichtsein“ hin und her, und es wurde unter anderem auch die Frage aufgeworfen, ob die Wahrnehmung dieser Strahlen nicht auf Selbsttäuschung, also auf Autosuggestion beruht. Wie leicht man in der Tat nicht nur bei wissenschaftlichen Beobachtungen, sondern auch sonst der Autosuggestion unterliegt, dafür führen Dr. Geheide und Dr. Rosenbach eine Anzahl Beispiele an: Bewegt man in einem dunklen Raume — am besten bei gut ausgeruhten Augen — die Hand vor den (offenen oder geschlossenen) Augen, so hat man die deutliche Vorstellung einer wechselnden Bedunklung des Gesichtsfeldes und sieht auch die Hand, ja zuweilen auch die gespreizten Finger vor sich. Man vermag sogar zu unterscheiden, ob die Hand vertikal, schräg oder horizontal gehalten wird. Daß es sich hierbei nicht um eine Wahrnehmung, sondern tatsächlich um Einbildung handelt, geht daraus hervor, daß der Versuch nur dann gelingt, wenn sich die Versuchsperson ihre eigene Hand vor Augen hält. Fremde Gegenstände oder die Hände anderer Personen werden nicht erkannt, außer wenn die Versuchsperson vorher auf dieselben aufmerksam gemacht wird, oder wenn man sie auf andere Weise, z. B. durch das Knittern von Papier mit dem bewegten Gegenstand bekannt macht. Ebenfalls sehr charakteristisch ist folgender Versuch: Nimmt man einen mit Leuchtfarbe bestrichenen Schirm, der also in der Dunkelheit schwach phosphoresziert, und bewegt man im finsternen Zimmer hinter ihm einen Gegenstand, so glaubt man diesen Gegenstand durch den Schirm hindurch deutlich sehen zu können, trotzdem dies physikalisch und physiologisch unmöglich ist. Eine jedermann bekannte, ebenfalls hierher gehörige Selbsttäuschung ist auch die, daß man glaubt, in einem fahrenden Eisenbahnzuge zu sitzen, sobald in einem Bahnhofe ein Zug an unserem stillstehenden Zuge vorbeifährt.

Das Wiederbeleben Ertrunkener.

Von Dr. med. P. Meißner.

Der Knabe hatte am Teichrand gespielt, war dann in den Rahn geklettert, hatte ihn losgemacht und trotzdem dies streng verboten, war er auf das kleine trübe Wasser hinausgerudert. Das hatte für den Kundigen keine Gefahr, wer aber mit den Rudern nicht recht umzugehen verstand, dem verfangen sie sich in dem langen Gewirr der langen Stiele der Wasserrosen und Teichgewächse, die auf dem Spiegel des Wassers schwammen. Der alte Gärtner hatte es gesehen, wie Rudi auf dem Rahn stand und sich mühte, die Ruder wieder frei zu bekommen, wie der Rahn kippte und umschlug.



Mit flachen Händen wird der Brustkorb niedergedrückt.

Gerade noch rechtzeitig war er zur Stelle gewesen, um den „verfluchten Bengel“ glücklich herauszufischen und ihn seiner Mutter ins Haus zu tragen.

Noch hatte das Kind die Augen nicht wieder aufgeschlagen, aber die Gutsherrin war eine resolute Frau. Nur nicht Zeit verlieren mit Sammern und Klagen und Fragen, wie denn das Unglück geschehen sei!

Ein reitender Bote zum Arzt und nun dem Kind die triefenden Kleider vom Leibe gestreift. Wo Knöpfe und Bänder den bebenden Fingern Widerstand leisteten, mußte der Scheere rascher Schnitt helfen. Jede Minute

des Zögerns konnte ja dem Liebling das Leben kosten! Heraus mit dem Schlamm aus Nase und Mund, damit er den Atem nicht hemme! Mutter hat zarte Finger, die auch hier weich zufassen.

Und nun zuerst einmal das Kind mit dem Gesicht nach unten und den Kopf tiefer als den übrigen Körper hingelegt. Wenn man jetzt mit der Hand längs der Wirbelsäule leicht drückend entlang fährt, so findet das etwa in der Luftröhre befindliche Wasser seinen Ausweg. So schön.—Nun anfassen, schnell, schnell, den Zungen auf den Rücken legen!



Die Hände werden für zwei Sekunden aufgehoben.

Weder der Strohhalm noch der Papierstreifen oder die Federpose wollen helfen! Also lassen wir es, den Gaumen und die Nasenschleimhaut noch länger damit zu fixeln. Das hält jetzt nur auf! Wenn äußerer Anreiz die Atmung nicht herzustellen vermag, dann bleibt nur noch der Versuch übrig, die Atmung künstlich zu beleben.

Des Kindes Brustkorb ist noch elastisch genug, es genügt, mit den flachen Händen die beiden Rippenbögen niederzudrücken (siehe das beigegefügte Bild) und nach zwei Sekunden die Hände aufzuheben, die dann zwei Sekunden hindurch ruhen dürfen. (Wir verweisen auf das andere Bild.)

Angstvoll müht sich die Mutter. „Ei—ne, zwei—e, drei—e, vier—e“

zählt sie und beginnt bei „eine“ wieder mit dem Herabdrücken der Rippenbögen.

Als auch das nichts helfen will, stellt sie sich hinter den Kopf des Knaben auf, faßt seine Arme oberhalb des Handgelenks und drückt sie fest gegen des Kindes Brust, (siehe das beigelegte Bild) nach zwei Sekunden hebt sie die Arme langsam über dem Kopf des Knaben hinaus, hält sie hier wieder zwei Sekunden hindurch fest und drückt sie abermals während zwei Sekunden gegen die Brust des wie leblos daliegenden Kindes.

So arbeitet sie ununterbrochen, nur einmal sieht sie auf, um dem Gärtner, der noch immer mit sorgenvollem Gesicht daneben steht und untätig zusieht, zuzurufen, er solle sich ein reines Tuch aus dem Schrank dort drüben nehmen — dem Rudi die Zunge aus dem Munde ziehen und sie so festhalten. Er könnte die herausgezogene Zunge auch festanbinden, das wäre gleich, nur die Luftwege müßten offen gehalten werden.



Man faßt die Arme oberhalb des Handgelenks und drückt sie fest gegen den Brustkorb des Kindes.

Der Mann gehorcht und forscht dann ängstlich, ob sie denn noch nicht müde sei, und ob dem Rudi denn noch zu helfen sei; da lächelt sie ihn tapfer an: „Müde? — Nein!“ — Wie sollte sie müde sein, wenn es galt, ihrem Jungen dem Leben zurückzugeben! Es dauerte oft halbe Stunden oft länger, ehe man mit der künstlichen Atmung Erfolg habe. Nur nicht aufhören, regelmäßig und unablässig fortfahren! Er solle die Uhr im Auge behalten und hübsch aufpassen: sechzehn Mal in der Minute müßten die Bewegungen ausgeführt werden.

Und dann jubelt sie laut auf: „Er lebt, — er atmet!“ Schwache, kaum merkliche Atemzüge bekundeten es. Nun ließ sie von dem Kind ab und schleppte eilend Decken und Tücher herbei. „Warm muß er jetzt werden, mein Klei-

ner Rudi!" Dann aber griff sie nach des Kindes Armen und führte die zuvor gemachten Bewegungen noch ein paar Mal leise und vorsichtig aus.

"Die Zunge loslassen, Schmidt!" Da schlug das Kind die Augen auf. „Schnell, Schmidt in die Küche, es soll Kaffee heiß gemacht oder Thee aufgebriht werden!"

"Nicht lieber einen steifen Grog, gnädige Frau?"

"Ja, ja, auch Grog, nur so rasch wie möglich!"

Sie hob den Knaben auf. „Nun kommt mein Rudi in sein Bett und wenn er dann getrunken hat, soll er schlafen."

"Ja, unsere Gnädige!" so rühmte der Gärtner später im Leutezimmer und beschrieb dann umständlich, wie sie's gemacht habe. Und der Rutscher hörte andächtig zu und dann meinte er: „Ich habe aber einmal gesehen, wie



Man hebt die Arme über den Kopf des Kindes hinaus und hält sie hier zwei Sekunden hindurch fest.

sie einen aus dem Wasser holten, den haben sie auch gleich ausgezogen und lang hingelegt, aber dann haben ihrer zwei sich rechts und links aufgestellt und haben mit beiden Händen angefaßt und haben ihm die Rippenbögen hochgebogen und sie dann wieder losgelassen, und dann faßten sie wieder. Und einer stand dabei mit der Uhr in der Hand. Es durfte niemals länger dauern als zwei Sekunden, das Anfassen und das Loslassen. Ach, die haben wohl über eine Stunde gearbeitet. Das war aber auch kein Kind, sondern ein ausgewachsener Mensch. Und Geduld muß man bei so etwas haben, das dauert immer lange, manchmal zwei Stunden."

Da wäre noch manche schöne Geschichte erzählt worden, wenn nicht der Wagen mit dem Doktor gekommen wäre. Das mahnte die Leute, wieder an ihr Tagewerk zu gehen.

Unsere Hausinschriften.

Ein Spiegel der deutschen Volksseele.—Von Oskar Pflugk.

Tief, innig, gemütvoll ist von je des deutschen Volkes Seele gewesen, und überall hat sich das reiche Weben und Leben dieser Volksseele Bahn gebrochen. Wohin wir blicken, da stoßen wir auf die Spuren ihres geistigen Wirkens. Sei es, daß wir im einsamen Studierzimmer dem geschichtlichen Werdegang unseres Volkes nachspüren, sei es, daß wir bei Großmütterchen im trauten Erkerstübchen uns mit den Kleinen zu ihren Füßen niederlassen haben, um die uralten lieben Sagen und Märchen zu hören, sei es, daß wir in fröhlichem Becherkreise die trauten deutschen Lieder erklingen lassen: ein gleicher Zauber hält uns gefangen, wir fühlen das Gleiche, Gemeinsame des deutschen Geistes, ein gleiches Denken und Fühlen, Lieben und Hassen, Leiden und Handeln, Entbehren und Sehnen, Ahnen und Glauben, und unbewußt beugen wir uns vor diesem Genius, vor unseres eigenen Werkes Seele. Ist dies aber nicht alles das Werk einzelner großer Männer? Nein, es ist das Werk des deutschen Volkes, jener Millionen, in denen ein gleiches geistiges Leben flutet. Und ist auch eine Tat, ein Lied das Werk eines einzelnen, so ist doch der Schöpfer zum größeren Teil die Volksseele, die in ihm durch bewußtes und unbewußtes Zusammenwirken von Millionen zur lebendigen, selbstschöpferischen Einheit wird. Dieser Einfluß zeigt sich so recht bei der Spruchdichtung, z. B. in unseren Sprichwörtern, jenen Perlen der Volksweisheit, die wir als schmutzlose, oft naive, aber doch lebenswahre Äußerungen der Volksseele zu betrachten haben. Noch wertvoller waren die Sprüche, wenn sie bei besonderen festlichen Gelegenheiten geprägt wurden, da spiegelt sich in ihnen wirklich die Seele, das Herz des Volkes. Eine solche Gelegenheit war auf jeden Fall die Weihe eines neuen Hauses. So manche Sitten und Gebräuche haben sich dabei erhalten, und schon lange hatte man sich einen Spruch gereimt, der den Wanderer über der Tür des Hauses grüßen sollte. Dieser Hauschatz an deutschen Spruchversen ist in seiner Art nicht minder reich an lauterem Gold, als das eigentliche Volkslied. Im folgenden sei mir gestattet, eine Reihe von Hausinschriften anzuführen und damit zugleich einen Blick in die Seele unseres Volkes zu tun.

Von jeher haben die Deutschen das Wandern geliebt. Unzählige schöne Wanderlieder singen uns davon, wie im Frühling, wenn alle Knospen sprießen, den deutschen Jüngling die Wanderlust erfasst, wie es ihn mächtig in die Ferne hinaustreibt. Aber bald zieht es ihn zurück, zurück zu einem heimischen Herde; denn tief in der Seele des Volkes ruht ein starkes Heimatssehnen, das Sehnen nach einem trauten Familienkreis. Wandert er

durch noch so herrliche Gegenden, endlich kommt er doch zu der Einsicht jenes Lübeckers, der an sein Haus schrieb:

„Nord und Süd, die Welt ist wit,
Ost und West, to Hus ist's best.“

Aber ein Haus allein für sich, in dem man als Herr schalten und walten kann. Das stark ausgeprägte Freiheitsgefühl wehrt sich gegen die modernen Mietskasernen. Das zeigt sich noch so recht auf dem Lande, die Landbewohner halten ja viel zäher und fester am Volkscharakter fest. Das lesen wir auch in vielen Inschriften:

„Wer muß wohnen in andrer Leut Häuser,
Der ist noch ärmer als ein Kartäuser.“

Und im Vogtland lesen wir:

„Das eigne Haus, der eigne Herd
Ist mehr als Gold und Silber wert.“

Und wär' es auch noch so klein, es ist ja kein Hättlein so arm und klein, ein Strahl des Frühlings dringt doch hinein. Aber nur mit eigenem Gelde bauen:

„Willst du den Bau nicht beweinen,
Bau nur mit eignen Steinen,“

und:

„Besser klein und ohne Schulden,
Als groß, aber mit fremden Gulden.“

Dann kann getrost daran geschrieben werden: „Klein — aber mein“, und jener Steiermärker hat recht: „Mein Nest — ist's best.“

So ein Häuschen ist zwar sehr bald errichtet, aber das dicke Ende kommt leider nach, das ist das Bezahlen. Nicht bloß einer hat seine Stoßseufzer darüber in poetische Form gebracht und als Hauspruch über seine Tür schreiben lassen. So lesen wir:

„'s Bauen wär' eine feine Kunst,
Wenn einer hätt' das Geld umsonst“,

oder:

„'s Bauen war eine Lust,
Was es gekost, hab' ich nicht gewußt.“

Ja, einer schreibt sogar folgenden Witzspruch an seines Hauses Giebel:

„Bewahr' uns Gott vor teurer Zeit,
Vor Maurer und vor Zimmerleut.“

Natürlich muß bei dieser Liebe zum heimischen Herd auch der Wunsch sehr groß sein, sein Haus vor allem Unglück zu bewahren. Deshalb vertraut man es dem Schutze des Höchsten an. Es ist ja eine alte Weisheit: „Wer Gott vertraut, hat wohl gebaut.“ Deshalb bittet man den Höchsten, daß er die häußerzerstörenden Mächte vom heimischen Herde fernhalte. So lesen wir:

„Dies Haus es steht in Gottes Hand,
Ich, behüt's vor Feuer und Brand,
Vor Sturm und Wassersnot,
Mit einem Wort, laß's stoh (stehen) wie's stoh (steht).“

In Benndorf, einem kleinen Dorfe bei Leipzig, steht an einem eisenumrankten Giebel:

„Im Namen Gottes tat ich bauen,
 Ihm will ich auch mein Haus betrauen,
 Derjelbe wolle es bewahren
 Vor Feuer, Krieg und allen Gefahren.“

Vor allem ist das Feuer ein gefürchteter Feind, ja, diese Furcht geht so weit, daß man, um sich selbst vor dem Unglück zu bewahren, es lieber auf andere Häuser ablenkt. So fleht eine Hausinschrift den Schutzheiligen St. Florian an:

„Heiliger St. Florian,
 Beschütz' dies Haus,
 Bünd' andere an.“

Um so kühner erscheint es, wenn ein Spatzvogel in Franken den St. Florian geradezu herausfordert; schreibt er doch über seines Hauses Tür:

„Heiliger St. Florian, du sackrischer Schwanz,
 Wir brauchen Dich nimmer, wir haben Versicherung.“

Neben Haus und Hof wird in den Sprüchen das Vieh dem Schutze des Höchsten empfohlen. Das erfreut sich ja der größten Wertschätzung, ja, im Pinzgau denkt einer erst nach diesem an seine Kinder. Lesen wir doch:

„O, Maria, Jungfrau rein,
 Laß uns Dir empfohlen sein,
 Beschütze unser Haus und Kinder
 Und die Ochsen und die Kinder“,

und ein anderer schrieb:

„Wir stehn, o Gott, in Deiner Hand,
 Unser Vieh und das ganze Vaterland.“

Dieses Gottvertrauen, das uns aus allen diesen Sprüchen entgegenstrahlt, ist tief im deutschen Gemüt verborgen. Wie viele, viele fromme Sprüche aus Bibel und Gesangbuch sind als Hausinschriften genommen. Ich will keine anführen aus der reichen Zahl, denn sie sind ja allgemein bekannt, dann aber auch entlehnt; sie sind eben gewählt worden, weil tief in des Deutschen Brust ein tiefes, inniges, religiöses Leben wohnt. Wie manches schöne, tiefste Wort über der Tür der Häuser legt beredtes Zeugnis ab von dieser ernsten und doch innigen deutschen Frömmigkeit. So lesen wir in Smst:

„Kein Stunden Schlag vergeht,
 Kein Tropfen Zeit verflutet,
 Wo nicht ein Menschenherz
 Im Todeskampf verblutet.

Kein Morgenrot beginnt,
 Kein Abendrot erscheinet,
 Wo ein Verlassner nicht
 Um den Erblasser weinet.“

Und doch nicht verzagen:

„Mit reinem Herzen diene Gott
 Und halt' vor Augen sein Gebot'.
 Mit starkem Glauben auf ihn bau',
 Mit gutem Gewissen ihm vertrau'.“

Denn ein guter Vater ist es ja, der über unser Wohl und Wehe wacht:

„Du, der gern aus Vatergüte
Unser Wohl bewacht,
Schütze, wenn wir es verdienen,
Dieses Haus durch Deine Macht.“

„Ein- und Ausgang wird zum Segen,
Wandeln wir auf Deinen Wegen,
Deine Vaterhand bewacht
Dann dies Haus bei Tag und Nacht.“

So lesen wir in Benndorf auf zwei Schildern an einem Tor, und welch' tiefer Sinn liegt in dem Spruch, der in Basel an einem Haus zu lesen ist:

„Eine kleine Kirch' sei jedes Haus,
Nichts Böses drin, Gut's komme nur heraus.“

Ja, in Neutlingen versteigt sich einer sogar zu der Ansicht:

„Wie einer liest die Bibel,
Also steht seines Hauses Giebel.“

Mancher meint vielleicht, das sei zu viel behauptet, aber sollte nicht ein Fünkchen Lebenswahrheit darin liegen? Ja, diese Giebel, vor allem die schiefen, das ist etwas für böse Zungen! Steht das Haus noch so schmutz da, irgendwo gibt es doch etwas zu befritteln, Neider finden stets Stoff. Diesen bösen Klatzschmäulern den Mund zu stopfen, ihnen die Wahrheit in oft sehr deutlicher Weise zu sagen, ist der Grundgedanke vieler, ich kann ruhig sagen, sehr vieler Hausinschriften. Der Deutsche, der Dichter und Denker unter den Völkern, der ja stets zum Individualismus große Neigung besaß, will sein Haus nach seinen eigenen Gedanken errichtet wissen, und das, was er für gut befand, sollen ihm andere nicht schmähcn:

„Das Haus baut' ich nach meinem Sinn,
Wem's nicht gefällt, stell's anders hin.“

Oder: „Eher veracht, als gemacht.“ Energischer wird schon Herr Gase:

„Das Haus hab' ich für mich gemacht,
Ob mancher dazu spottet und lacht.
Ein jeder baut nach seiner Nase.
Ich heiße Conrad Wilhelm Gase.“

Bedeutend derber führt allerdings ein Straßburger Bürger die neidischen Gaffer ab:

„Ach, ich Aff'! steh' so lang her und gaff',
Wbiemeil ich dasteh' mit Lachen,
Kann ich meinen Weg fortmachen.“

Alle verachten es doch nicht, es ist eher so, wie wir am Wernigeroder Rathaus lesen:

„Einer acht's, der andre verlacht's,
Der Dritte betrach't's, was mach't's. 1492.“

„Im selben Jahr, als dieses Haus erneut,
Ist auch noch wahr der Spruch aus alter Zeit“,
kann man auf einem Felde daneben lesen. Das ist nun einmal so:

„Wer will bauen auf offner Straßen,
Der muß die Leute reden lassen,
Der eine guckt vorn, der andere hinten,
’s wird jeder was zu tadeln finden.“

Und ein anderer tröstet sich frei nach Gellert:

„Wenn dich die Lästertunge sticht,
So laß dir dies zum Troste sagen,
Es sind die schlechten Häuser nicht,
An die sich böse Zungen wagen.“

Sollte auch außen manches Tadelnswerte sein, wenn nur im Innern der rechte, gute Geist, Friede und Glück herrschen.

„Das größte Haus ist klein,
Das kleinste Haus ist weit,
Wenn hier regiert der Schein
Und dort Zufriedenheit.“

Dazu kann jeder helfen:

„Trag’ nichts hinein, trag’ nichts hinaus,
So bleibt der Friede stets im Haus.“

Aber leider ist das oft nicht der Fall, und der Spruch an einem Markthause klagt mit Recht:

„O, Friede, wie bist du so ein edler Schatz,
Und hast bei den Leuten so wenig Platz.“

Ja, manchmal scheint es, als hätte der Mann in Gardelegen recht, als er an sein Haus schrieb:

„Globe, Lebe, Trübe, Ehre,
Schlafen leider alle vere.“

Das ist aber zu pessimistisch, so schlimm ist es nicht, viel eher stimmt jener Spruch, der ein Haus in München ziert:

„Wo Menschen wandeln,
Ein menschlich Handeln.“

So wird es auch bleiben. Die Wahrheit des Spruches:

„Ein ruhig Herz, nicht Gold und Pracht,
Ist’s, was den Menschen glücklich macht,“

wird von wenigen anerkannt, und ebenso wenig wird der Hauspruch befolgt:

„Ruhm und du geflügelt Gold,
Ich entsag’ euch beiden.
Wenn ihr mich nicht suchen wollt,
Will ich gern euch meiden.“

Mehr denn je hat heute Gretchens Stoßseufzer seine Berechtigung: „Am Golde hängt, nach Golde drängt doch alles, ach, wir Armen“, und seine alte Macht hat das Gold auch noch, lesen wir doch:

„Wer anklöpft mit einem goldenen Hammer,
Den läßt man bald in Hof und Kammer.“

Ja, wer genügend mit klingender Münze gesegnet ist, der kann gut philosophieren, wie jener, der an sein Haus schrieb:

„Es ist alles eitel!
Außer denn drei Stück allein:

Süßche Mädcl, guter Wein
 Und ein voller Beutel.
 Hab' ich die, so bin ich froh
 Und ruf' auch mit Salomo:
 Es ist alles eitel!"

So eilen und hasten die Menschen, den goldenen Schatz zu gewinnen, und doch wie selten wird das Ziel erreicht. Ja:

„Aller Menschen Sinn und Gut
 Geht auf Ehre, Geld und Gut,
 Und wenn sie es haben und erwerben,
 Legen sie sich hin und sterben.“

Aber trotzdem bleibt die Hoffnung, trotzdem reden und träumen die Menschen viel von besseren künftigen Tagen und zürnen auf die jetzigen schlimmen Zeiten. Dazu meint aber ein Hauspruch:

„Die Leute sagen immer, die Zeiten werden schlimmer.

Die Zeiten bleiben immer, die Leute werden schlimmer“,

und ein andere:

„Hoffnung auf bessere Zeiten, wo weilt sie?

Sie fragt nach besseren Leuten, wo sind sie?“

Es glückt aber doch oft, Reichtum zu erwerben, ob nun gerade die es verdient haben, denen die Glücksgöttin hold gewesen ist, ist eine andere Frage; einem Bauern in Schwaben macht sie es nicht recht, und in unwüchsiger Weise macht er seinem Unmut in seiner Hausinschrift Luft:

„Das Glück ist eine blinde Kuh

Und läuft dem dümmsten Ochsen zu.“

Ja, wenn wenigstens alle Reichen einer so edlen Gastfreundschaft wie der Erbauer des Schlosses Hart bei Graz huldigten, der an sein Besitztum schreiben ließ:

„Willkommen, Fremdling oder Freund,
 Sollst sorglos bei uns weilen,
 Und all' was Herz und Haus Dir heut,
 Recht fröhlich mit uns teilen.“

Denn seit alten Zeiten ist's so:

„Ein guter Trunk, ein guter Bissen,
 Ein fröhlich Herz, ein gut Gewissen,
 Ein weiches Bett, ein schönes Weib,
 Erfreut dem Mann das Herz im Leib.“

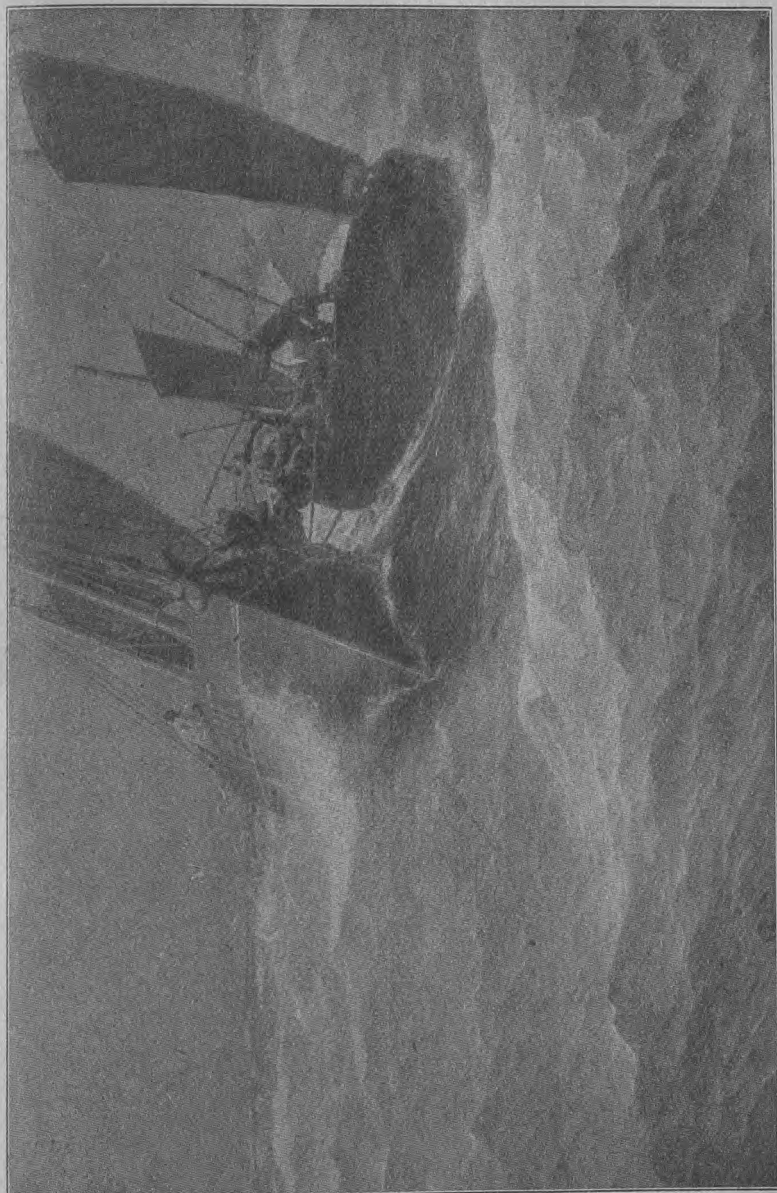
Ja, die Vorliebe für einen guten Trunk ist allen Deutschen eigen, und am Fredenshagen Keller in Lübeck liest man:

„Alle Feinde besiegt der Deutsche,
 Doch den Durst besiegt er nicht.“

Die Abstinenzler, die vor dem Alkohol warnen, weil er das Leben verkürze, die Gesundheit untergrabe, sie werden völlig durch den Hauspruch geschlagen:

„Noch keiner ist jung gestorben,
 Der bis in sein Alter gezech.“

Allzu freundlich und verlockend laden ja die Sprüche über den Schenktüren ein. In Altenburg steht an einer Brauerei:



Im Kampf mit Rekräubern. — Gemälde von J. Tattegrain.

„Gott fürchten macht selig,
 Biertrinken macht fröhlich,
 Drum fürchte Gott und trinke Bier,
 So wirst Du dort selig und fröhlich hier.“

Der Wortlaut ist oft so drollig, klingt so anheimelnd und traulich, daß man schon deshalb gern einen Schoppen trinkt. So lesen wir beim Bruckerwirt in Unterleutasch in Tirol:

„Ich heiß' Andreas Reindl, hab' gar a guets Weindl,
 Hab' a guets Bier, ob D'einer gehst zu mir.“

Oft findet sich in Tirol auch der Spruch:

„Kannst halt anet so sein,
 Kehrst beim alten Sternwirt ein.“

Aber eins verlangen alle fröhliche Becher, daß reiner, unverfälschter Stoff aufgetragen werde, denn:

„Wer Bier verfälscht und Weine taucht,
 Ist wert, daß er selber sauft.“

Auf der Bierbank, beim schäumenden Glas, da findet denn auch die Philosophie ihr Pläschen. Vielleicht verdanken wir ihr die Entstehung folgender originellen, philosophisch angehauchten Hausprüche:

„Als die Treue ward gebor'n,
 Kroch sie in ein Jägerhorn,
 Der Jäger blies sie in alle Wind',
 Drum man keine Treu' mehr find't.“

So lesen wir in Rottenburg. Und in Tuttlingen steht an einer Seifenjerderei:

„Bläst uns, o Welt, in Deinem Haus
 Der Tod das Lebenslichtchen aus,
 Wird am Geruch es offenbar,
 Wer Talglicht und wer Wachslicht war“,

oder an einem Seilerhaus in Straßburg:

„Die kleinen Diebe hängt man auf,
 Die großen läßt man laufen,
 Wär' das nicht so der Weltenlauf,
 Würd' ich mehr Sträng' verkaufen.“

Es kann jeder fröhlich im Wirtshaus weilen, nur muß er seine Beche bezahlen, geborgt wird nicht:

„Dies Haus steht an der Sonnen,
 Wer kein Geld hat, geht zum Bronnen.“

Das ist ziemlich deutlich abgewiesen und der Spruch in München:

„Möge alle, die an mir vorüberstreiten,
 Ein guter Stern durchs Leben leiten“,

wird einen freundlichen Eindruck beim Leser hinterlassen.

Doch genug der angeführten Beispiele, es sind natürlich nur wenige aus der Fülle des Schatzes deutscher Hausprüche, aber schon sie genügen, um uns einen trefflichen Einblick in die deutsche Volksseele tun zu lassen, berichten sie uns doch vom Glauben und Hoffen, Reiden und Hassen, Lieben und Sehnen, von Freud und Leid, Glück und Unglück unseres Volkes, und dadurch werden sie zu einem Stück echten, deutschen Volkstums, verkünden

sie ja alle die deutsche Art, die ein Hauspruch, den ich als letzten anführen will, in trefflicher Weise so charakterisiert:

„Im Trauen unbedächtig,
Im Treue felsenhart,
Im Lieben wundermächtig,
Das ist die deutsche Art“,

und der Herrgott mag's geben, daß die Art dem deutschen Volke allzeit erhalten bleibe.



Allerlei Unbegreiflichkeiten.

Naturwissenschaftliche Skizze von W. Verdrom.

Auf dem Kirchhofe der Stadt Toulouse in Südfrankreich wurde vor einigen Jahren über dem Grab eines Arztes ein Steindenkmal errichtet, welches über einem zweistufigen Sockel einen kurzen Obelisk und, auf diesem ruhend, eine gewaltige polierte Granitkugel von beinahe einem Meter Durchmesser und 40 Zentnern Gewicht besaß. Diese riesige Last war mit ihrem Unterbau nicht verbunden, sondern ruhte nur lose mit einem rauh gelassenen Teil der Kugeloberfläche in einer schalenartigen Vertiefung des Obelisk. Im Frühjahr 1904 bemerkte eines Tages ein Kirchhofwärter, daß die Kugel sich ein wenig gedreht hatte. Die unpolierte Fläche tauchte aus der Vertiefung empor und wurde von Monat zu Monat mehr sichtbar. Jetzt wurde das Monument sorgfältig überwacht, obwohl das enorme Gewicht des Balles eine absichtliche Drehung ohnehin zur Unmöglichkeit machte. Aber das anfangs Unglaubliche blieb wahr. Der steinerne Koloss drehte sich und dreht sich weiter, von keiner sichtbaren Kraft bewegt, um eine horizontale Achse, die ungefähr von Norden nach Süden zeigt. Gegenwärtig befindet sich der unpolierte Fleck der Oberfläche mehr als eine Viertelumdrehung von seinem ursprünglichen Platz entfernt.

Man hat die bedeutendsten Physiker und Geologen um eine Aufklärung dieser seltsamen Tatsache ersucht, aber wenn sie sich auch alle darin einig sind, daß eine natürliche Ursache der Erscheinung zu Grunde liegt, so gehen doch ihre Auffassungen davon weit auseinander.

Die befriedigendste Erklärung mag folgende sein. Mit der Tages- und Sonnenwärme dehnt sich der Steinball stärker aus, als der von ihm beschattete Sockel, und dabei entsteht eine leise Verschiebung der Flächen an der Berührungsstelle. Bei gleichmäßiger Erwärmung der Kugel würde auch die Verschiebung an allen Rändern der Lagerfläche gleichmäßig sein. Aber infolge einer einseitigen Mehrerwärmung kann sie ebenfalls einseitig ausfallen und kann es bei der folgenden nächtlichen Abkühlung schließlich zu dauernden Verlagerungen kommen. Im Verlaufe längerer Zeit müssen diese Verschiebungen, wenn die Ursache stets in derselben Richtung wirkt,

sich addieren, und die steinerne Kugel setzt sich in langsame, aber unwidderstehliche Bewegung.

So kann ja unter Umständen die auffallende und unseres Wissens zum ersten Male beobachtete Rotation einer so viele Zentner wiegenden Steinkugel vielleicht erklärt werden; ob ihr nicht noch andere, noch unentdeckte Ursachen zu Grunde liegen, ist indessen nicht gewiß.

Wie manche seltsame physikalische Erscheinung vollzieht sich nicht unter unseren Augen, ohne daß es uns gelingt, ihren Ursachen mit voller Gewißheit auf den Grund zu kommen. Bis an den Stöpsel gefüllte und dann fest verschlossene Glasflaschen bersten bekanntlich, wenn sie strenger Kälte ausgesetzt werden. In einem Laboratorium blieben mehrere solche Flaschen eines Nachts aus Versehen dem Frost ausgesetzt. Sie waren alle am nächsten Morgen zersprungen. Nur eine davon hatte, trotz verschiedener, strahlenförmig von einem Punkte auslaufender Risse, ihren Zusammenhang behalten. Aus ihrem Halse aber war ein Eiszapfen von der Dide der Halsweite mindestens 10 Zentimeter herausgewachsen, hatte sich dabei leicht gekrümmt und trug oben an seinem Ende noch den festgefrorenen Kork. Die Erscheinung hatte genau das Aussehen, als wenn eine weiche Tonmasse durch die Mündung einer Presse austritt. Wie war das gegangen? Warum zeigt nur diese eine Flasche die merkwürdige Erscheinung, die man übrigens vergeblich noch einmal hervorzurufen versuchen würde? Wenn das gefrierende Wasser einen Ausgang fand, warum sprengte es dann doch noch die Flasche? Warum ist ein ähnliches Phänomen weder vorher noch nachher beobachtet worden?

Wir können darauf nur antworten, daß in diesem Falle unendlich seltene Umstände, die wir nicht kennen, zusammengetroffen sein müssen, um eine ebenso seltene Erscheinung hervorzubringen.

Aber noch mehr des Merkwürdigen und auf den ersten Blick beinahe Unnatürlichen! In einem sizilianischen Landstädtchen wurde am 10. August 1904 ein junger Mann vom Blitz getroffen und bewußtlos ins Krankenhaus geschafft. Man entkleidete ihn und fand auf seinem Rücken eine wundete Stelle, mit welcher sich die Aerzte noch beschäftigten, als unter ihren Augen und Händen langsam das Bild eines Kreuzes auf der Haut des Patienten erschien und sich endlich zum genauen Abbild eines Kruzifixes mit daranhängender Christusfigur entwickelte. In das Staunen der Zuschauer mischte sich das Gefühl des Grauens. Die Zeichnung blieb mehrere Tage sichtbar, wurde photographiert und scheint erst allmählich wieder verschwunden zu sein. Der Patient erwachte erst nach mehreren Tagen und konnte keine Auskunft über die Herkunft des seltsamen Bildes geben, welches inzwischen die Kunde durch alle Zeitungen machte. Endlich kam man auf die wahrscheinlich richtige Lösung des Rätsels. Dem Bette des Patienten gegenüber hing ein Kruzifix, welchem der Rücken des Bewußtlosen während der Untersuchung zugekehrt war. Die Haut war jedenfalls durch die Einwirkung der elektrischen Entladung lichtempfindlich geworden und hat das, vielleicht gerade vom Sonnenschein beleuchtete Bild des Kreuzes als ersten Eindruck beim Abstreifen der Kleider aufgenommen. Die Entwicklung des Bildes geschah alsdann erst allmählich. Jedenfalls ist das die einzige Er-

klärung, die dem Vorkommen den Anstrich des Unbegreiflichen und beinahe Unglaublichen abstreift.

Ein anderes Phänomen mystischer Färbung, das leider tragischer endete, trug sich im Sommer 1898 in London zu. Ein junger Mann war bei trockener Witterung beschäftigt, sich zu kämmen, und freute sich der bei manchen Personen und bei geeigneter Witterung häufig auftretenden elektrischen Funken. Plötzlich entzündete ein solcher Funke das Haar des Unglücklichen. Im nächsten Augenblick stand sein Haupt in hellen Flammen, und er erlag, obwohl das Feuer rasch erstickt wurde, seinen Brandwunden. Das scheint nicht besonders glaublich, ist aber nicht nur verbürgt, sondern auch in überraschender Weise erklärt worden. Lord Kelvin, eine der größten Autoritäten Englands auf dem Gebiete der Naturwissenschaft, nahm sich der Sache selbst an und ermittelte folgendes. Die betreffende Person war behufs Vertreibung eines Kopfleidens mit einem Mittel behandelt worden, welches Petroleum enthielt. Die auf der Kopfhaut zurückgebliebene Petroleumreste waren wahrscheinlich durch die Körperwärme verdampft, und unter der dichten Haarschicht hatte sich aus Luft und Petroleumdämpfen ein explosives Gasgemisch gebildet. Die beim Kämmen entstehenden elektrischen Funken hatten dann für die Entzündung gesorgt. Da Benzin dieselbe Neigung zum Verdampfen und zur Entflammung besitzt, und viele Kopfwasser Benzin oder ähnliche gefährliche Stoffe enthalten, so ist beim Gebrauch von Haarwaschmitteln Vorsicht anzuraten. Immerhin gehört aber auch dieser Fall zu denen, die fast einzig dastehen und anfangs unerklärlich scheinen.

Unbegreiflich und wenig glaublich scheint es auch, daß ein Mensch an Gewicht zunehmen kann, ohne etwas zu genießen. Und doch ist das wissenschaftlich festgestellt. Nach den Untersuchungen von Bouchard nehmen sowohl Menschen als Tiere in den Zwischenzeiten zwischen zwei Mahlzeiten an Gewicht zu. Der Gelehrte wog sich selbst, andere Personen und Hunde sofort nach der Mahlzeit und dann eine Stunde später. Fast stets wurde in der ersten Stunde eine schwache, aber deutlich bemerkbare Gewichtszunahme festgestellt und dadurch bewiesen, daß der Mensch nicht nur aus festen und flüssigen Stoffen, sondern auch aus der Luft Nahrung zu sich nehmen kann, und daß dies vorzugsweise in der Verdauungsperiode geschieht.

Das Organ, welches uns die meisten schwer zu enträtselnden Naturerscheinungen übermittelt, ist ohne Zweifel das Ohr, dessen Wahrnehmungen so flüchtig und oft wiederholbar sind. Ein klassisches Beispiel dieser Art erklärte vor längerer Zeit der ungarische Naturforscher Professor Sajo. Mitten in der Pusta liegend, ist das Sandgut dieses Gelehrten $1\frac{1}{2}$ Kilometer von der nächsten menschlichen Ansiedlung, 10 Kilometer von dem nächsten Eisenbahnstrang entfernt. Tiefe Stille umgab fast immer das ländliche Anwesen, in welchem bei der häufigen Abwesenheit des Gelehrten nur seine Gattin mit einigen Bediensteten und deren Familien wohnte. Wer beschreibt daher das Staunen, ja Entsetzen der einsamen Bewohner des Gutes, als an einem Winterabend urplötzlich ganz nahe an den Häusern des Gehöftes ein so laut donnerndes Wagengerassel erscholl, als käme eine große Zahl schwerer Fuhrwerke in vollem Galopp gerade in den Hof gestürzt. Jung und Alt fuhren auf und stürzten ins Freie, die Männer griffen zu den Waffen, da man irgend etwas Unerhörtes, mindestens einen

räuberischen Ueberfall auf das Vieh vermutete. Aber zum unaussprechlichen Staunen aller verstummte das Gerassel, wie es begonnen, die Puste blieb lautlos und öde, und selbst am nächsten Morgen konnte die schärfste Untersuchung keine Wagenspur in dem weichen Sande entdecken.

Voll Grausen sandten die Leute alsbald den ältesten, sehr nüchternen und ehrenwerten Verwalter nach Budapest, um dem dort weilenden Herrn das Geschehnis zu melden und nachzufragen, ob ihm etwa ein Unglück zugestoßen sei. Sajo erinnerte sich sofort, daß ihm schon einmal seine Gattin von einem sonderbaren Dröhnen berichtet hatte, welches dicht unter den Fenstern des Hauses vorbeizog, aber trotzdem von den Leuten in dem wenige Schritte entfernten Dienstbotenhause nicht vernommen worden war. Damals hatte der Professor trotz der bestimmtesten Versicherungen seiner Frau, an eine Sinnestäuschung geglaubt, aber jetzt stand das übereinstimmende Zeugnis sämtlicher Leute dem entgegen, und es blieb nur übrig, eine natürliche Erklärung für diese, beinahe furchterregende Erscheinung zu suchen. Als solche blieb schließlich, bei der Plötzlichkeit und donnerartigen Stärke des Geräusches, nur die Eisenbahn übrig, obwohl sie so weit entfernt liegt, daß der Lärm vorüberfahrender Züge auch von dem besten Gehör kaum jemals vernehmbar ist. Und nun ein donnerndes, betäubendes Gerassel, das geradezu die Häuser erzittern ließ. Der Wind konnte in beiden Fällen der Träger des Getöses nicht sein, da es sich bei stillem Wetter und dicht bewölktem Himmel vernehmen ließ.

Der Forscher mußte schließlich mit der Erklärung zufrieden sein, daß wohl die Wolkendecke selbst, als ein ungeheurer und ausnahmsweise günstig gestalteter Reflektor, den Schall eines vorüberfahrenden Schnellzuges aufgenommen und scharf begrenzt in der Richtung auf das einsame Landgut zurückgeworfen hat. Er erinnert dabei an eine Naturerscheinung, die sich vor alter Zeit oftmals nächtlich in der Festung Ofen, der damals noch kleinen ungarischen Hauptstadt, hören ließ und unter der Bezeichnung „Der schwere Wagen“ vielen Leuten bekannt war. Man hörte dann in den Säulern der Festung das Dröhnen und Rumpeln schwer beladener Lastwagen, die plötzlich durch die Festungsgassen polkerten. Aber vergeblich sah man sich nach diesen gespenstischen Fuhrwerken um. Die Straßen waren leer, und der Lärm verstummte ebenso plötzlich wie er aufgetreten war. Es waren wohl die Lastwagenkarawanen aus den Nachbarorten, die Nachts den Weg nach der Hauptstadt suchten, und deren Gerassel irgend ein geheimnisvoller Reflektor auffing, um es auf einige Minuten in die schlafenden Gassen der Festung zurückzuwerfen. Als später die Eisenbahn aufkam und die großen nächtlichen Frachtkarawanen aufhörten, verschwand auch der „schwere Wagen“ aus den Ofener Gassen, und man hat ihn nie wieder gehört.

Aus wie viel stillen Seen, Teichen, Tümpeln hat man nicht die Glocken einer versunkenen Stadt vernommen? Der Verfasser dieser Skizze selbst kann sie zu gewissen Zeiten und Witterungslagen oft aus dem schwärzlichen Spiegel eines Weihers hinter dem Elbdeich in der Nähe seiner Wohnung hören, so gleichmäßig, sanft und melodisch, daß er sie jahrelang für Ruhglocken gehalten hat, deren Träger stets tief im Schatten eines anstoßenden Wäldchens zu grasen schienen, da sie immer unsichtbar blieben. Hundert Beobachter haben sich über diese Klänge, die bei längerem Einhorchen

und der absoluten Unsichtbarkeit ihres Ursprunges zuweilen geisterhaft wirken, den Kopf zerbrochen. Man hat sie dem Winde, ferner Brandung, weit entfernten Glocken zugeschrieben. Klaus Groth gab, älteren Quellen folgend, den Singschwan als den Glöckner an und verglich auch sehr richtig die Töne mit den dumpfen, aber wohl lautenden Schlägen ganz entfernter Gämmer auf einen klingenden Umboß. Im Landvolke ist die Ursache dieses Geläutes wohl bekannt. Es ist die Unke oder Feuerkröte, die zuweilen allein oder in großer Gesellschaft, dieses Geisterläuten erschallen läßt, wenn sie, im Wasser sitzend und nur den Mund ein wenig daraus erhebend, ihr tiefes, vom Wasserspiegel melodisch abgerundetes Stimmchen erhebt.

Alle Klassen des Naturreiches wettsiefern darin, uns Rätsel aufzugeben, die nur zuweilen durch geduldige Beobachtung allein zu lösen sind, oftmals aber den Menschen zwingen, nach neuen Gesetzen und Regeln des Naturgeschehens zu greifen, um sie zu erklären. Daß es goldhaltige Bäume gibt, ist auch eines der Resultate neuerer Forschungen. Dr. Lungwitz hat Bäume, die auf Goldfundstätten in verschiedenen Ländern gewachsen waren, durch Einäscherung auf ihren Goldgehalt untersucht und diesen zwar sehr gering in den Wurzelteilen, aber ziemlich beträchtlich in den Ästen und oberen Stammesenden gefunden. Man steht zuerst geradezu verblüfft vor der Tatsache, daß das rote Metall, welches der Mensch so begierig im Schoß der Erde sucht und welches die Meere in ungemessenen Quantitäten auflöst enthalten, selbst in die Wipfel alter ehrwürdiger Urwaldbäume durch geheimnisvoll verborgene Kräfte hinaufgezogen wurde.

Gibt es magnetische Menschen? Vom tierischen Magnetismus ist im Zusammenhange mit Somnambulismus und anderen geheimnisvollen physiologischen Eigenschaften gewisser Personen schon oft die Rede gewesen. Aber sehr selten sind Forschungen angestellt, um über diese Dinge vollständig ins reine zu kommen. Im Edison'schen Laboratorium sind Versuche gemacht worden, um eine etwaige Einwirkung starker und stärkster magnetischer Quellen auf das im Blute enthaltene Eisen festzustellen, oder mit anderen Worten zu untersuchen, ob sich aus lebenden Wesen durch physikalische Direktion ihrer magnetempfindlichen Bestandteile Magnete machen lassen. Ohne Erfolg! Man hat zahlreiche Menschen und Tiere den gewaltigsten magnetischen Polen ausgesetzt, aber nicht die geringste Einwirkung derselben beobachten können. Manche sensitive, das heißt im gewöhnlichen Sinne krankhaft veranlagte Personen sollen freilich den Nord- und Südpol eines Magneten, der ihnen genähert wird, sofort durch das Gefühl unterscheiden können, aber auch von ihnen war nicht bekannt, daß sie selbst aktive magnetische Kräfte besäßen. Umsomehr erstaunte vor einigen Jahren der italienische Professor Murani, als sich ein in seinem Laboratorium beschäftigter Mechaniker so stark maagnetisch erwies, daß er stets beim Vorübergehen die Galvanometernadeln ablenkte. Man dachte natürlich an eiserne Gegenstände in den Taschen des Mannes, aber die Wirkung blieb genau dieselbe, als er sich völlig entkleidet in dem Laboratorium bewegte. Drehte sich der Mechaniker langsam vor dem Galvanometer um, so folgte die Nadel in ihrem Ausschlag nach rechts und links genau seinen Bewegungen. Murani untersuchte nun viele Personen, fand jedoch keinen ähnlichen Fall wieder, bis er eines Tages die verblüffende Entdeckung machte, daß er selbst ein

Magnet war und auf der Brust einen Nordpol, auf dem Rücken einen Südpol besaß.

Ob diese Eigenschaft häufiger ist und dauernd bleibt, ob sie noch weitere körperliche Veränderungen oder Störungen im Gefolge hat, worauf sie beruht — das alles ist noch bis heute in tiefes Dunkel gehüllt.



Garnisonleben in Preußen 1806.

Von Oberstleutnant W. v. Bremen.

1906, 1806! Nur ein Jahrhundert liegt jene Katastrophe, die den Staat des großen Friedrich an den Rand des Abgrundes brachte, zurück aber welch eine Kluft in Empfindlichkeiten und Anschauungen trennt uns von jenen Tagen! Und sie erscheint nur um so größer, je mehr wir das äußere und innere Leben der Menschen jener Zeit kennen zu lernen versuchen. Das ist auch bei den Offizieren der Armee von 1806 der Fall, denen ja die Legende Jahrzehntlang die Hauptschuld an dem tiefen Sturze beizumessen suchte. Daß sie nicht mehr Schuld als die Regierung und das ganze Volk hatten, ist uns heute längst klar aber noch häufig genug muß der „Junke von 1806“ als der Sündenbock herhalten. Meist wird dann das lockere Leben der Offiziere als Beweis ihres geringen Wertes angeführt, und in unseren Tagen fehlte es nicht an Stimmen, die das heutige Offizierskorps mit dem jener Tage in Parallele stellen und uns ein neues „Jena“ prophezeien. Erst unsere zweijährigen Kämpfe in Süd-Afrika haben jene Stimmen zum Schweigen zu bringen vermocht. Aus der gesamten Armee und nicht zum mindesten aus ihren vornehmsten Regimentern haben sich unsere jungen Offiziere dorthin gedrängt, sie haben dort im Ertragen von unerhörten Strapazen, in Pflichttreue und Heldennut miteinander gewetteifert und fast anderthalb Hundert von ihnen haben den Afrikasand mit ihrem Blute gefärbt, und ihrer viele schlafen dort, fern der Heimat, den ewigen Schlaf.

Was von dem lockeren Leben der Offiziere von 1806 berichtet wird, betrifft aber nur die in Berlin und Potsdam stehenden, die fast ausnahmslos zu den wohlhabenden gehörten. Vielfach ist das übertrieben. Es hat sich zum Beispiel nicht beweisen lassen, daß die Offiziere des Regiments Gendarme, des reichsten Regiments der damaligen Armee, vor den Fenstern des französischen Gesandten ihre Säbel auf den Pflastersteinen gewetzt hätten. Manches ist freilich wahr und es ist ein Verdienst der kriegsgeschichtlichen Abteilung unseres großen Generalstabes, daß er heute nicht ansetzt, aus dienstlichen Schriftstücken jener Tage offen auch das zuzugeben, was uns Einzelheiten darüber in einem solchen erschienenem kleinen Heft: „Aus dem Garnisonleben von Berlin und Potsdam 1803 bis 1806“ berichtet. Insbesondere sind es Befehle des Königs selbst und Gouvernementsbefehle,

die uns von kleineren und größeren Ausschreitungen der Offiziere schonungslos Kunde geben.

Gouverneur in Berlin war damals der Feldmarschall v. Möllendorff, der einst vor fast einem halben Jahrhundert mit seinem 1. Bataillon den Kirchhof von Leuthen ruhmvoll erstürmt hatte. Er galt für einen der humansten Vorgesetzten, und trotzdem finden wir in seinen Befehlen uns oft hart-dünkende Strafen für kleine Vergehungen.

Es war in jener Zeit Sitte, Beifall oder Mißfallen im Theater auf eine uns allerdings ungewohnte lärmende Art kund zu tun; so auch in dem am 1. Januar 1802 eröffneten neuen „Nationaltheater“ oder Schauspielhaus auf dem Gendarmenmarkt. Wehe aber dem Offizier, der sich daran beteiligte. So heißt es in einem Befehl: „Da gestern wiederum Alarm im Komödienhaufe gewesen, so bitten Se. Excellenz alle Herren Offiziere vom Militär, sich nicht in dergleichen Sachen mit einzumischen, weil Se. Majestät der König in einer besonderen Kabinettsorder dem Gouvernement scharf anbefohlen, ohne Ansehen der Person durch die daselbst befindliche Wache sogleich zu arretieren und immediate an Se. Königl. Majestät zu melden.“ Dieser strenge Befehl scheint aber doch nicht geholsen zu haben, denn bald darauf heißt es wieder: „Da die Herren Offiziers sich gestern wiederum sehr unanständig im Schauspielhaus betragen haben, und darüber immediate Klage an Se. Majestät hat geführt werden sollen, so werden die Leutnant v. A., Regiment v. Winning, v. D., Regiment Ferdinand, und Fähnrich v. S., Regiment v. Möllendorff, sogleich nach dem neuen Markt in Arrest gebracht.“

Sehr beliebt müssen auch Theaterbesuche in Charlottenburg gewesen sein, zu denen besondere Erlaubnis notwendig war, und die dann mehrfach einen etwas unruhigen Charakter annahmen, denn wir lesen: „Da verschiedene der in der Garnison stehenden Offiziere, ohne es ihrem Kompagnie-Chef zu melden, das Theater in Charlottenburg besuchten und bis des Morgens daselbst verbleiben, in den Wirtshäusern sich herumtreiben und vielerlei den Offizieren unanständige Streiche ausüben; der Fähnrich v. L. und v. B., Regiment Möllendorff, sollen deswegen in Arrest mit Verrichtung ihres Dienstes.“ Daß aber auch Offiziere von anderen Garnisonen gern einmal das lockere Leben in Berlin kosteten, ersehen wir aus dem Befehl: „Se. Majestät der König lassen befehlen, daß keine fremde Offiziere aus anderen Garnisonen ohne Urlaub hierher kommen sollen oder unter fremden Namen in den Gasthöfen abtreten; so sollen sie, wenn sie erkannt werden, sogleich arretiert und nach ihren Garnisonen geschickt werden.“

Sehr an der Tagesordnung waren Abweichungen von der vorgeschriebenen Uniform, die scharf geahndet wurden. Besonders beliebt scheint für die Saattracht der sogenannte kurzgeschnittene „Tituskopf“ gewesen zu sein, der wiederholt verpönt wird. Auch das unerlaubte Ziviltragen wird immer wieder verboten: „schwarze englische Röcke, Manquin lange Hosen mit dergleichen Stiefeln“. Na manche trugen sogar „gleich den Marktschreibern dicke kurze Knotenstöcke“.

Tritt uns in diesen uns heute seltsam fremartig erscheinenden Befehlen manche unerfreuliche Seite des damaligen Garnisonlebens in Berlin und Potsdam entgegen, so dürfen wir dabei nicht vergessen, daß es damals



Blütezeit.

Gemälde von C. Kiesel.

an einer Erziehung des jungen Offiziers innerhalb des Offizierkorps, wie wir es heute als selbstverständlich betrachten, gänzlich fehlte. Die Durchschnittsbildung des jungen Offiziers war gering. Im Alter von dreizehn oder vierzehn Jahren waren sie als Junker in das Regiment getreten und fanden hier bei dem strengen Dienst, der den Tag oft von vier Uhr Morgens ausfüllte, keine Zeit, etwas für ihre geistige Bildung zu tun. Waren sie dann wohlhabend und standen in Berlin oder Potsdam, dann führte sie ungezügelter Jugenddrang, bei dem Mangel geistiger Anregung und Interessen, oft auf Wege wie die in den erwähnten Befehlen beschriebenen.

Ganz anders aber als in den Garnisonen Berlin und Potsdam, wo sich Anlaß zu allerhand Vergnügungen und Zerstreuungen bot, verlief das Leben in den kleinen Garnisonen. Ein geselliger Verkehr mit der gebildeten Bürgerschaft war so gut wie ausgeschlossen. In den ganz kleinen Garnisonen, in denen damals oft nur eine Schwadron oder ein Bataillon lag, gab es diese überhaupt nicht. Nur wo höhere Beamtschaft am Orte war, übte diese hier und da eine beschränkte Geselligkeit. So war der Kreis, in dem sich die Offiziere jener Tage in kleinen Garnisonen bewegte, sehr eng, es waren meist nur seine gleichartigen Kameraden. Offizierskasinos, wo sich wie heute, ältere und jüngere Kameraden hätten zusammenfinden können, fehlten noch gänzlich. Es wurde die Wachtstube zunächst der Mittelpunkt. Hier trafen sich die gleichaltrigen jungen Offiziere meist täglich. Die leiblichen Genüsse waren bescheiden. „Bier und Butterbrot und Käse und kalter Braten war das Souper“ — so erzählt uns ein junger Offizier jener Tage — „wobei man äußerst vergnügt war und viel gesungen wurde.“ Da die geistigen Interessen, wie gesagt, nicht sehr weit gingen, so wird auch der Unterhaltungsstoff dementsprechend gewesen sein, und wenn dann das Singen die einzige Abwechslung gewährte, war es noch gut, denn häufig war es auch das Spiel, das so manchem verhängnisvoll wurde.

Außer der Wachtstube aber gab es meist noch einen anderen Mittelpunkt des geselligen Lebens, das Haus des Schwadrons- oder Kompagnie-Chefs, wenn dieser verheiratet war. Es war eine alte preussische Sitte, daß in diesem Falle die Leutnants, Fähnriche und der Junker seiner Schwadron oder Kompagnie täglich Freitisch bei ihm hatten. Manchmal mag die Frau Kapitän unter dieser Pflicht geseufzt haben, aber die Stellung des Kompagnie - Chefs war bekanntlich die einzige, mit der bedeutende Einkünfte verbunden waren, und so legte sie auch nach altpreussischer Auffassung Verpflichtungen auf, aber auch hier waren die Verpflichtungen streng geregelt. Fähnrich und Junker mußten sich empfehlen, wenn der Braten kam, nur der Leutnant durfte bleiben. Auch er mußte Dienst vorschützen, wenn noch andere Gäste geladen waren, die länger verweilten. Aber trotz all dieser Einschränkungen ist diese Gastlichkeit für die meisten Offiziere die oft ohne jede Zulage waren und sonst kaum hätten existieren können, der Halt ihres Lebens geworden. Hier lernten sie auch gute Sitten kennen, was ihnen sonst verloren gegangen wäre.

Dann gab es glücklicherweise unter den höheren Offizieren in den größeren Garnisonen so manchen, der ausgedehnte Gastlichkeit übte. Ein leuchtendes Vorbild hierfür war der nochmals berühmt gewordene Graf Nordb. v. Wartenburg, um die Jahrhundertwende noch Kommandeur eines Ba-

taillons im fernen Johannesburg in Ostpreußen. Er erbaute sich dort ein heute noch stehendes und als Amtsgericht benutztes Haus, das von vorne herein zum geselligen Mittelpunkt seines Offizierskorps eingerichtet wurde. Er hat damit in der Tat das erste segensreiche Vorbild unserer heutigen Offizierskasinos geschaffen. Er ging hierbei von der richtigen Ansicht aus, daß der Offizier nicht bloß im Dienst dem König gehöre und, wenn dieser zu Ende sei, machen könne, was er wolle, sondern daß sich der Dienst auch auf die Verpflichtungen des einen gegen den anderen erstreckte. „Es war unvergleichlich,“ — so hat sich später einer dieser Offiziere über das Leben in diesem Hause geäußert — „wie er den Ton seines Korps zu adeln, durch Erzählung und Gespräch zu beleben, selbst der Eintönigkeit des Dienstes Reiz und Schwung zu geben verstand. Selbst eine Bibliothek legte York an, auch darin schon weit seiner Zeit vorausseilend, denn es war für den Offizier in kleinen Garnisonen damals besonders schwer, selbst wenn er den inneren Drang in sich fühlte, sich geistige Nahrung zu verschaffen, dauerte es doch, wie wir aus Briefen ersehen, oft ein ganzes Vierteljahr, bis bestellte Bücher aus Berlin in eine entfernte Garnison gelangten.“

Wo alter Landadel in der Nähe der Garnisonen stand, übte auch dieser eine große, aber noch sehr einfache Gastfreiheit. Der spätere Feldmarschall v. Müßling erzählt aus jener Zeit, wo er als Leutnant in Ost-Preußen stand: „Die Bewirtung wurde von sämtlichen Teilnehmern größtenteils durch eigene Erzeugnisse bewerkstelligt, und wenn ich die einfachen, dort dargebotenen Genüsse mit den gegenwärtigen Erfordernissen eines wohlkonditionierten Berliner Balles — er schrieb dies 1833 — vergleiche, so erscheint mir dieser Vergleich wie ein Traum, und ich weiß wahrlich nicht, ob diese Zusammenstellung meine Tränendrüsen oder meine Lachmuskeln in Bewegung setzen soll.“ — Was würde der Feldmarschall erst zu einem heutigen „wohlkonditionierten“ Berliner Ball sagen!

Ein anderer Offizier, der spätere General v. Wachholz, schreibt uns von den Winter - Vergnügungen aus Krieg in Schlesien, daß sie aus sechs „Picnicks“ bestanden, deren Kosten die Kompanie - Chefs und einige Honoratioren trugen: „Ein solches Picnick bestand darin, daß, nachdem in ein paar mit Talglichtern nicht überflüssig erleuchteten Zimmern bis neun Uhr getanzt und gespeist worden, von jeder rezipierten Familie ein Bedienter und ein Dienstmädchen mit einem Handkorb erschien. Schnell wurden dann Tische zusammengerrückt, an denen die patres familias mit den Damen Platz nahmen, ihre Gäste — die Kompanie - Chefs und die Offiziere — hinter sich versammelten und bewirteten. Der Inhalt der Mahlzeit war Butterbrot, kalter Braten, Kuchen und einige Bouteillen Franzwein; ein Gläschen Bischof gehörte schon zum Luxus. Höhere Ansprüche machte man nicht, man war recht heiter und vergnügt bei solcher Frugalität.“

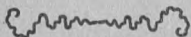
Gaben uns die Berliner Befehle somit ein Bild der Schattenseiten des damaligen Garnisonlebens, so wird man in dieser anspruchlosen Geselligkeit der Provinz unstreitig einen Lichtblick erblicken müssen, wobei wir erwägen, daß jene Befehle eben auch nur die Ausschreitungen ahnden wollten, aber von den normalen Verhältnissen natürlich nichts erwähnen können. Es bleibt uns jetzt nur noch übrig, einen Blick auf die wissenschaftlichen Be-

strebungen der Offiziere von damals zu werfen, über die oft so hart gerurteilt wird.

Schon erwähnten wir, daß die wissenschaftliche Vorbildung der jungen Offiziere von damals meist in dem vierzehnten Lebensjahre beendet war, und daß der Umfang, auch die Strenge des praktischen Dienstes meist wenig Zeit für eigene Weiterbildung ließen, daß diese auch durch die Zersplitterung der eigenen Armee in kleinen Städten und die Schwierigkeit der Verbindungen sehr behindert wurde. So blieb das Gros der Offiziere allerdings meist auf einer beschränkten Bildungsstufe stehen.

Aber es muß um so mehr anerkannt werden, daß doch ein großer Teil der jungen Offiziere den Trieb nach innerer Weiterbildung, allerdings nicht immer in glücklicher Weise, zu befriedigen suchte. In vielen Garnisonen fand regelmäßiger Unterricht für die jungen Offiziere statt. In Potsdam wurde im Jahre 1804 eine Junkerschule eingerichtet, die als Vorbild für alle anderen dienen sollte. In größeren Städten, Berlin, Breslau, Königsberg, Stettin, Magdeburg und Wesel, wurden „Inspektionschulen“ für befähigtere Offiziere, ja selbst hier und da Schulen für Unteroffiziere und Mannschaften geschaffen. Strebsame Offiziere, wie der nachmalige Feldmarschall v. Bohn, besuchten sogar Vorlesungen an der Universität. Gneisenau förderte in dem kleinen Löwenberg seine Offiziere selbst. In Berlin wurde 1801 durch Scharnhorst die Militärische Gesellschaft gestiftet. Vielfach waren die Offiziere in Zeitschriften schriftstellerisch tätig.

Wer nach hundert Jahren „Aus einer kleinen Garnison“, „Sena oder Sedan“ und ähnliches lesen wird, bekommt auch nur ein Zerrbild unseres Offizierkorps. So dürfen wir in den Stimmen jener Zeit von 1806 auch nicht nur die Verurteilenden hören. Wenn wir es versucht haben, aus verschiedenen Darstellungen ein Bild des Lebens der Offiziere vor 1806 zu entrollen, so mögen wir mit der Armutlichkeit und Beschränktheit ihres Daseins vielleicht Mitgefühl empfinden, wir dürfen aber nicht vergessen, daß darin doch Männer wie York, Gneisenau, Bohn groß geworden sind und die Quellen ihrer Kraft fanden, um aus dem Niedergange von 1806 die preussische Armee zur Höhe von 1813 zu führen!—



Die Erkältung und ihre Verhütung.

Nachdem man gelernt hatte, Bazillen und Bakterien als häufige Krankheitsursache anzusehen, erblickte man in diesen einige Zeit hindurch die einzige Ursache jeder Krankheit. Das war ein Irrtum, den die Erfahrung sehr bald aufdeckte. Das Verhältnis der Krankheitskeime zur Krankheit zeigt am besten ein Vergleich. Wohl ist es notwendig, wenn wir Blumen und Früchte haben wollen, daß wir dazu den Samen besitzen müssen; aber der Samen allein wird niemals die Blumen geben, wenn er nicht in die Erde versenkt wird und aus der Erde und Luft die Stoffe entnehmen

kann, deren er zu seiner Entwicklung bedarf. Genau so verhält es sich mit den Krankheitskeimen. Die Krankheiten sind ohne die Krankheitskeime nicht möglich, aber diese allein können noch keine Krankheit hervorrufen, sie müssen im Körper eine Beschaffenheit vorfinden, die ihrer Entwicklung günstig ist und ihnen gewissermaßen den Boden gibt, auf dem sie ihr zerstörendes Werk beginnen können. Diese Beschaffenheit nennt man die Anlage zur Krankheit, mit dem fachmännischen Ausdruck „Disposition“, und abgesehen von jenen Bedauernswerten, die schon mit ihrer Geburt diese Anlage als wenig erfreuliches Erbteil ihrer Eltern mit auf die Welt bringen, ist die überwiegende Mehrzahl der Menschen frei von ihr. Erst während des Lebens wird meist die Anlage, sei es durch Zufall, sei es durch Unverständnis, erworben. Vor allem beeinträchtigen die Ausschweifungen die natürliche Abwehrkraft des Organismus gegen die ihn umgebenden unsichtbaren Feinde, dann aber auch das Uebermaß an Arbeit, Ueberanstrengungen überhaupt, Armut und Sorgen und nicht zuletzt die Erkältung.

Die Erkältung ist ein Zustand der Schwäche, in den der Körper durch unvorhergesehene Wärmeverluste gekommen ist; wie aber dieser Zustand sich entwickelt, das unterliegt auch heute noch der Hypothese. Fest steht nur das eine, daß die Haut hierbei eine maßgebende Rolle spielt. Allerdings können Erkältungen auch von innen her den Körper treffen, sei es durch Einatmung kalter Luft mit offenem Munde in eine mit Blut reichlich gefüllte Lunge — so daß also in allen Fällen, selbst beim Laufen, die Mundatmung vermieden werden muß und nur die Nasenatmung gestattet ist — sei es durch den übergroßen Genuß kalter Speisen und Getränke: man darf dann nur kleine Schlucke und Bissen nehmen. Die überwiegend größte Zahl von Erkältungen entsteht aber durch die Einwirkung auf die Haut. Wenn beispielsweise in die in blutreichem Zustande befindliche Haut unerwartet kalte Winde herantreten, so werden diese dem Körper eine große Menge Wärme rauben und die gewissermaßen überraschte Haut zu einer plötzlichen starken Zusammenziehung ihrer Blutgefäße zwingen, infolge dessen in den inneren Organen des Körpers ebenso plötzlich eine starke Blutstauung entsteht. Dies scheint die unmittelbare Ursache des Erkältungszustandes zu sein, in dem der Körper ziemlich schutzlos den auf ihn einströmenden Krankheitskeimen gegenübersteht.

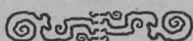
Zur Verhütung der Erkältungen ergibt sich daher erstens die Notwendigkeit einer sorgfältigen Hautpflege, zweitens eine derartige Gestaltung der Kleidung, daß unvorhergesehene Wärmeverluste unmöglich werden. Ueber die Pflege der Haut hat man recht verschiedene Ansichten gehabt, und indem man damit die Forderung auf Abhärtung verband, wurde ein überreicher Gebrauch von kaltem Wasser üblich, durch den die Frauen besonders in der Kindererziehung vielfach geschädigt haben. Wenn heute die Klage gegen die Nervosität der Kinder soweit verbreitet ist, so muß damit zum großen Teil der Sitte die Schuld gegeben werden, daß man schon den Säugling, um ihn abzuhärten, mit kaltem Wasser zu behandeln begann, indem man dabei vollständig vergaß, daß jede Anwendung von kaltem Wasser einen Verlust von Körperwärme zur Folge hat und ein starker Reiz für den ganzen Organismus ist. Ein willkürlicher Wärmeverlust muß aber ebenso sorgfältig den individuellen Verhältnissen angepaßt werden, wie ein

willkürlicher Reiz, und Kinder in den ersten Lebensjahren, blutarme Mädchen oder Frauen schematisch einer solchen Behandlung zu unterwerfen, ist unter allen Umständen falsch. Der Körper soll jeden Tag mit warmem Wasser gewaschen werden, doch darf man sich dabei der Seife höchstens einmal wöchentlich bedienen, um ihn nicht seiner wärmehaltenden Fettschicht zu berauben, mit der ihn bei normaler Haut die Talgdrüsen überziehen: denn die Seife nimmt auch dieses Fett von der Haut mit. Das warme Wasser löst bei täglicher Anwendung genügend den Schmutz, der sich durch die Ausscheidung der Haut und von außen her auf ihr niederschlägt, hat aber freilich den Nachteil, daß die Haut dadurch verweichlicht und schlaff wird. Darum ist es gut, auf die warme Abwaschung eine flüchtige kalte Begießung oder Dusche folgen zu lassen. Bei solcher Behandlung behält die Haut ihre natürlichen Fähigkeiten als Wärmeregulator in vollkommener Weise und wird schon an und für sich ein Schutz gegen eine Erkältung sein. Außerdem aber wird sie dann auch am meisten den ästhetischen und den Schönheitsbegriffen entsprechen, der Glanz der Gesundheit strahlt von ihr aus, und ihre Besitzerin wird damit gleichzeitig die beste Pflege für ihren Teint geübt haben, der kaum noch anderer Hilfsmittel bedürfen wird.

In unserem Klima indessen wie für den Kulturmenschen überhaupt in jedem Klima, vermag die Hautpflege allein die entgegengesetzte Witterungseinflüsse nicht abzuwehren. Es muß daher als gleichwertiger Faktor eine entsprechende Kleidung hinzutreten. Bezüglich der Kleidung ist nun vielfach der Fehler gemacht worden, daß man die Unterkleidung zu dick wählte und ganz vergaß, daß dadurch der Zweck der Kleidung, den Körper stets in einer gleichmäßigen, warmen Luftschicht zu halten und die Temperatur innerhalb des Hauses und außerhalb dieses für ihn auszugleichen, illusorisch wurde. Auch sind die Frauen durch ihre Kleidung nicht gegen die Kälteeinflüsse von unten geschützt, selbst wenn sie mehrere wollene Unterröcke tragen, und es läßt sich nicht ableugnen, daß vielfach Frauenleiden allein auf die unzumutbare Art der Bekleidung zurückzuführen sind. Dieser Tatsache wird sich keine einigermaßen verständige Frau verschließen, und mit Freuden muß es begrüßt werden, daß mehr und mehr das Reformbeinkleid mit seinen festen Hüllen als Schutz gegen kalte Luftströmungen vom Boden her Anhang findet. Der beste Einsatz in dieses Beinkleid ist im Sommer baumwollener Trikotstoff und im Winter wollener Trikotstoff, während für den Oberkörper sowohl im Sommer wie im Winter nur baumwollener Trikotstoff neben Hemdentuch gefordert werden soll. Es ist nicht nötig, ein wollenes Unterhemd zu tragen, und die ziemlich verbreitete Sägersche Baumwolle ist kein Vorteil für die Gesundheit. Wolle ist unser schlechtester Wärmeleiter, also der größte Wärmeschutz, und wenn man diesen den ganzen Tag oder wohl gar auch Nachts im Bett auf dem Körper behält, so muß die Haut ja erschlaffen, und eine solche Haut ist in der Tat weiß und weiß und nicht mehr im Stande, sich auf die Temperaturschwankungen entsprechend einzustellen. Die Oberbekleidung ist es hauptsächlich, die zum Ausgleich der Temperaturen bestimmt ist. Darum soll aber auch niemand mit Mantel oder Gummischuhen bekleidet im Zimmer sitzen. Man soll in der Tat die Oberbekleidung bald dicker, bald dünner gestalten, je nach

dem Raum, in dem man weilt. Eine solche Aufmerksamkeit wird sich reichlich belohnen.

Zum Schluß sei noch ein Wort über die Strümpfe gestattet. Es schadet nichts, wenn unsere Damen, wie es ja wohl meistens der Fall ist, dünne Strümpfe tragen, sofern sie sich nur an kälteren Tagen durch Ueberschuhe den erforderliche Wärmeschutz schaffen. Die Klage über kalte Füße beruht meistens auf der Vermöhung der Fußhaut durch zu dicke Strümpfe, und wer etwa glaubt, das lästige Gefühl des kalten Fußes vielleicht durch zwei Paar Strümpfe oder durch mit Filz gefütterte Schuhe beseitigen zu können, ist vollkommen im Irrtum. Die Fußhaut wird dadurch im Gegenteil noch mehr verweichlicht, die Blutgefäße werden immer schlaffer, und die wünschenswerte Durchblutung, auf der das Gefühl der warmen Haut beruht, stellt sich nicht ein. Freilich ist auf der anderen Seite auch zu bemerken, daß der Fuß am meisten durch die Berührung mit dem kalten Boden, mit Regenwasser, Eis und Schnee Wärmeverlusten ausgesetzt ist, und die Erfahrung, daß naßkalte Füße zu Erkältungen führen, ist eine sehr zu beherzigende Warnung. Darum muß beim Fuß die allgemeine Regel der Oberkleidung, wie schon erwähnt, ganz besonders beachtet werden, und verschiedenen warme Ueberschuhe sollten daher von den Frauen, die dünnes Schuhwerk und dünne Strümpfe tragen, bedeutend mehr Verwendung finden, als es im allgemeinen der Fall ist.



Der franke Daßl.

Siehe Bild auf Seite 207.

Meister Defregger, der Altmeister unter den Tiroler Malern, beherrscht ein weites Gebiet. Erst kürzlich konnte das „Buch für Alle“ die Nachbildung eines seiner tiefergreifenden Bilder aus dem Heldenkampf der Tiroler in der Hoferzeit vorführen. Unser heutiges Bild zeigt den lebenswürdigen Maler wieder einmal als Vertrauten der Kinderwelt. „Der franke Daßl!“ Er ist wirklich krank, der lustige Springinsfeld, der sonst keine Ermüdung kennt, und seine tagtäglichen zweibeinigen Spielfkameraden sind ganz ernstlich besorgt um ihn. In ihrem Wagen haben sie ihn sorglich auf Stroh und Heu gebettet;

das Franzl hat sein eigenes Kopfkissen für ihn hergegeben, und die Kessel hat die buntgestreifte Decke, die allen vier Kindern in der Wiege schon gute Dienste getan hat, sorgsam über ihn gebreitet. So sind sie mit dem Daßl vor das Haus des Viehdoktors gezogen, der hoffentlich ein gutes Mittel gegen die Krankheit des Hundes hat. Denn wenn die Kinder ihren „Waldi“ verlieren sollten, den guten, treuen, allweil fidelen „Waldi“, ein Sunderl, wie es nach ihrer Meinung auf der ganzen Welt kein zweites gibt, das wäre doch gar zu traurig!

Rätsel-Ecke.

1. Charade.

Recht viel schenk' dir der Himmel von den ersten Beiden,
 Bewahre dich vor Trübsal und vor bösen Leiden.
 Wenn Kummer nur und Sorgen arg dein Herz beschweren,
 Kannst du bisweilen dich der Drei-Vier nicht erwehren.
 Sind alle Silben nun zum Ganzen eng verbunden,
 So hast du unverhofft ein großes Glück gefunden.

2. Rätsel.

Ich meide die Jugend
 Und komm erst später;
 Ergänzt durch ein Zeichen
 Durchflieg ich den Aether.

3. Versteck-Rätsel.

Man suche ein Sprichwort, dessen einzelne Silben in folgenden Wörtern versteckt sind, wie die Silbe „an“ in „Wanderer“.

Jugermanland — Solling — Judasbaum — Kindergarten — Vergiftmei-
 nicht — Heilmittel — Demosthenes — Wechselbank — Redefreiheit —
 Faustrecht — Schützenfest — Gutenberg.

4. Wechsellrätsel.

Mit B lebt es im dunkeln Wald,
 Mit L es laut und hell erschallt,
 Mit M ist's ein geschäftlich Wort,
 Mit N hat's schon geführt zum Mord,
 Mit W das Militär es kennt.

5. Wechselrätsel.

Mit D als trefflicher Dichter bekannt,
 Mit A gehäfelt von Mädchenhand,
 Mit Z eine Insel am fernen Gestade,
 Mit T bringt gerne es Chokolade.

6. Buchstabenrätsel.

Die Kanne hat es und der Topf,
 Der Krug, das Deckelglas,
 Großeltern lieben's ohne Kopf;
 Nun rate einmal, was?

7. Buchstabenrätsel.

Dort, wo man pflegt die Schauspielkunst,
 Steht auch mein Wörtchen hoch in Gunst;
 Doch wenn's ein Zeichen nur entbehrt,
 Wird's gern von Alt und Jung verzehrt.

8. Wechselrätsel.

Mit B erquicklich,
 Mit G nicht schicklich,
 Mit T lebendig,
 Mit Z auswendig.

9. Buchstabenrätsel.

Gar eifrig wandert's immerzu
 Bei Tag und Nacht ohn' Rast und Ruh',
 Schlag ab das Haupt ihm kurzer Hand
 Und — such's im Berner Oberland.

(Auflösung der Rätsel auf Seite 278.)

Umschau.

Wieder ist es an der Zeit, eine kurze Umschau der wichtigsten Ereignisse, welche sich im letzten Jahre, vom 1. Oktober 1905 bis 30. September 1906, in der weiten Welt zugetragen haben, zu schreiben; viel Trauriges haben wir zu verzeichnen, aber auch viel Erfreuliches und von Letzterem glücklicherweise einen guten Posten aus unserem eigenen Lande, welches wir in der nun folgenden Umschau, wie es sich gehört, an die Spitze stellen wollen.

Canada.

Unser neues Vaterland hat wieder ein, man darf fast sagen, unerwartet gesegnetes Jahr hinter sich liegen; wir erfreuen uns im Lande seit nun schon über zehn Jahre einer ausgezeichneten fürsorglichen Zentralregierung, welcher, und dies wird wohl für die allermeisten unserer lieben Leser die Hauptsache sein und immer bleiben, gerade die Landwirtschaft und ihre weiten verzweigten Interessen am Herzen liegen und die für Diese Alles tut, um sie noch immer weiter zu heben.

Dürfen wir auch die Provinz Ontario als die Pionierstätte der Canadianischen Landwirtschaft betrachten, welche dort überaus schöne Erfolge erzielt hat und auch zweifellos fernerhin erzielen wird, so müssen wir doch heute schon die drei Prärie-Provinzen Manitoba, Saskatchewan und Alberta als das eigentliche Zentrum dieses wichtigsten Zweiges der Industrien fast sämtlicher Länder der Welt bezeichnen. Und auch heute noch ist mit der Entwicklung genannter Provinzen nur der erste, fast winzig klein zu nennende Schritt getan worden, im Jahre 1906 waren in Denselben zusammen nur etwa 8 Millionen Acker Land mit Weizen, Hafer und Gerste bebaut, eine unendlich kleine Zahl, vergleicht man sie mit den vielen Millionen Acker fruchtbaren Landes, die heute noch tot daliegen, deren Erschließung aber sicherlich im Laufe der Jahre erfolgen, das nordwestliche Canada zu dem reichsten Getreidelande der Welt machen muß. Herrliche Aussichten, zu deren Erfüllung in der Hauptsache drei Faktoren unbedingt nötig sind: Sichere Absatzquellen des für den Export übrig bleibenden Getreides, Ausbau der Eisenbahnen und Anlage guter Fahrstraßen auf dem Lande in weitestem Umfange, und eine starke Einwanderung bester, wenigstens guter landwirtschaftlicher Elemente.

Was den Absatz des überflüssigen Getreides anbetrifft, so braucht man sich dieserhalb keine großen Sorgen zu machen; der Konsum von Weizen, der ja doch stets der Stapelartikel für den Export bleiben wird, wächst mit

jedem Jahre zusehends, an Abnehmern wird es wohl kaum je fehlen, wenn auch in den allerdings sehr seltenen Fällen, wo die Ernten überall recht gut ausfallen, die Farmer über niedrige Preise zu fluchen und zu wettern haben werden; aber das tun sie ja auch in guten Jahren, es ist dies eine lebenswürdige Angewohnheit, welche unseren Freunden in allen Erdteilen nun einmal eigen ist, ohne welche es nicht gut geht.

Der Ausbau von Eisenbahnen in den noch brach liegenden Distrikten macht im nordwestlichen Canada jetzt große und vielversprechende Fortschritte; darf man es mit den unzähligen Bahnbau-Projekten auch nicht immer Ernst nehmen, so steht doch unzweifelhaft fest, daß der Bau der neuen Grand Trunk Pacific Bahn in ihrer Haupt- und vielen Seitenlinien, die zahlreichen Zweigbahnen der Canadischen Pacific- und Canadischen Northern-Bahn außerordentlich zur Aufschließung weiter, heute dem Verkehr noch zu entfernt liegender Bezirke beitragen müssen; von der großen Ueberlandbahn mit ihren Abzweigungen, welche der bekannte amerikanische Eisenbahnkönig „Jim“ Hill uns auch noch geben will, sehen wir jetzt noch ab, obgleich, wenn man seinen Versprechungen trauen darf, auch Diese in ihrer ganzen Ausdehnung ein weiteres wichtiges Glied in unserem nordwestlichen Bahnsystem werden wird.

Sollen aber alle diese neuen Bahnen für den Farmer den ersetzten Nutzen bringen, dann müssen sie auch eine volle Betriebskraft besitzen; wie in allen früheren Jahren, so trat auch im letzten Herbst wieder eine richtige Wagennot ein, welche die Weizenkäufer zur Verzweiflung und ihnen bedeutende Verluste brachte; die abgestandenen Versprechen, die jedes Jahr vor der Ernte betreffs einer reichlichen Versorgung mit leeren Wagen für die Farmer zu Hunderten von Malen gemacht werden, sie sind auch bei der 1906er Ernte nicht gehalten worden, es herrschte wieder das alte Elend, noch verstärkt durch verschiedene Eisenbahn-Kollisionen und den Einsturz von einigen wichtigen Eisenbahn-Brücken.

Für Verbesserung der Landstraßen wird seitens der Dominion und der Provinzen alljährlich mehr und mehr getan und in dieser Beziehung darf man wohl zufrieden sein.

Was nun die Einwanderung anbetrifft, so war Dieselbe 1906 der Zahl nach befriedigend, etwa 200,000 Personen sind nach Canada gekommen, die Meisten aus England, Schottland und Irland und den Vereinigten Staaten, verhältnismäßig Wenige aus Deutschland. Natürlich war das Reiseziel von Vielen nicht der Nordwesten, sondern der Osten, der sich, besonders in der Provinz Ontario, ebenfalls Arbeiter sichern möchte; aber die Anzahl der über Winnipeg und North Portal gekommenen Einwanderer beweist, daß der Nordwesten jetzt doch bei weitem die größte Anziehungskraft besitzt.

Ueber die Qualität einer großen Menge der aus Großbritannien in Canada gelandeten Einwanderer wollen wir mit einem abschließenden Urteile noch zurückhalten, bis wir genauer in Erfahrung gebracht haben, wie sich die Leute auf dem Lande bewähren. Im Mutterlande drüben ist es nämlich häßliche Mode geworden, Alles, was man von Armen- und wohlthätigen Erziehungsanstalten loswerden will, nach Canada abzuschieben; und damit nicht genug, arbeitet auch die allbekannte Heilsarmee mit Wollsdampf, um soviel wie möglich verbummeltes Zeug, welches sie in den großen Städ-

ten, wie London, Liverpool, Glasgow etc. auf den Straßen aufliest, den Canadiern auf den Hals zu laden; der Generalstab der Heilsarmee beteuert natürlich, daß von Dieser nur das auserlesenste Menschenmaterial nach hier geschickt wird, aber das kann kein Mensch glauben, der die Verhältnisse drüben nur einigermaßen kennt; es ist freilich anzunehmen, daß sich unter den Tausenden, welche wir von Armenhäusern und der Heilsarmee erhalten, so manche brave Personen befinden, die sich hier später als tüchtige und brauchbare Menschen ausweisen werden, aber Allzuwiele werden es nicht sein. Die Heilsarmee, welche dieses Auswanderungs-Geschäft jetzt als einen besonderen Zweig in ihre große Verwaltungs-Maschine eingeführt hat, steht sich dabei nicht schlecht, sie erhält von der Dampferlinie eine gute Kommission per Kopf, die Canadische Regierung wird sich auch nicht lumpen lassen und deshalb hat das Oberkommando beschlossen, die Werbetätigkeit auch auf nicht-englische Länder auszudehnen; Schweden sollte das erste Land sein, es hat sich aber gegen eine derartige Politik innerhalb seiner eigenen vier Pfähle energisch gewehrt und es wird wohl bei einem „gut gemeinten“ Versuch bleiben. Mit Recht wird von vielen Seiten darauf hingewiesen, daß die jetzt vom neuen Minister des Innern, Frank Oliver, beliebte Einwanderungs-Politik sich sehr wesentlich und leider auch sehr unvorteilhaft von Derjenigen seines Vorgängers, Clifford Sifton, unterscheidet; die laue Art und Weise, mit welcher man heute die Einwanderung aus dem kontinentalen Europa betreibt, die Ueberstürzung mit der die sogenannten „erwünschten“ Elemente aus England herbeigezogen werden, fällt dem nachgerade auch in Kreisen unangenehm auf, die unter geordneten Verhältnissen, d. h. bei einer Einwanderung wirklich guter tüchtiger Kräfte, gerade der englischen Auswanderung nach Canada sicher das Wort reden würden; wie die Dinge aber nun einmal liegen, haben es sehr viele Engländer seit ihrer erst vor wenigen Monaten erfolgten Ankunft in Canada schon prächtig verstanden, sich in unserem Lande durch und durch unbeliebt zu machen und zwar infolge ihrer Arroganz, ihres Besserwissens; und in der Hauptsache ihrer Unwissenheit und Faulheit, welche schönen und zahlreichen Tugenden Arbeitsgeber häufig veranlaßt haben, auf die Anstellung von Besitzern solcher Eigenschaften dankend zu verzichten; und nicht etwa die „Fremden“ sind es, die dies tun, sondern in erster Linie Canadier, welche für ihr Geld auch einigermaßen tüchtige Arbeiter haben wollen.

Der Zuzug von Nicht-Engländern aus Europa hat nachgelassen und man wirft dem Minister Oliver vor, daß er in seiner Affenliebe für die Engländer die anderen Nationalitäten sehr stiefmütterlich behandelt. Dieser Vorwurf ist nur in sehr bedingter Weise gerechtfertigt; Einwanderer müssen auf alle Fälle nach Canada gebracht werden, die Besiedlung des Nordwesten mit landwirtschaftlichen Elementen erfordert dies gebieterisch. Ist es nun in den meisten europäischen Staaten verboten, für die Auswanderung offen Propaganda zu machen, muß dies in sehr behutsamer Weise geschehen, so sind die Hoffnungen auf eine Auswanderung solcher guter und für Canada geeigneter landwirtschaftlichen Personen mit dem Aufhören der North Atlantic Trading Company arg gesunken. Diese Gesellschaft, welche in der letzten Parlamentssession so ungemein scharf von der Opposition angegriffen wurde, über deren Wirksamkeit das Kabinet eine Menge ungerechtfertig-

tigter Anklagen zu hören bekam, wird am 1. November 1906 aufhören zu existieren. Die Leiter der Gesellschaft und die sonst an derselben Beteiligten haben allein Anscheine nach Geld verdient, aber sie haben auch dafür Viel geleistet, so weit es die Auswanderung anbetrifft und es wird dem Nachfolger Herrn Cliford Sifton's, Herrn Frank Oliver, gewiß leid getan haben, die Gesellschaft sozusagen abzulohnen, denn wenn Einer die Verhältnisse des Nordwestens und seiner Bedürfnisse ganz genau kennt, so ist es Herr Oliver; Demselben eine gewisse Deutschfeindlichkeit nachzusagen, ist höchst ungerecht, man wärmt immer wieder die alte Zeit auf, als er, ein einfacher Privatmann in Edmonton, die ersten Galizier nicht gerade mit freundlichen Augen angesehen haben soll. Das sind aber Dinge, die mal gewesen sind, Ansichten, die damals fast jeder Canadier geteilt hat, inzwischen ist darin ein gründlicher Umschwung vor sich gegangen und gerade Einwanderer aus dem kontinentalen Europa werden heute gern und zumeist mit offenen Armen aufgenommen, man weiß endlich, daß damit Leute nach Canada kommen, die fleißige Arbeiter sind, welche die Landesgesetze achten und sich mit Den-
selben vertraut machen.

Sehr willkommen bleibt der sich immer steigende Zuzug von Amerikanern; diese Einwanderer werden in kurzer Zeit einen wichtigen Faktor im Nordwesten spielen; wir meinen damit nicht etwa die alberne Behauptung seitens engherziger Nativisten und Imperialisten, daß die Yankee's in Canada eine anti-englische oder anti-Canadische Politik treiben werden, um das Aufgehen unserer Dominion in Onkel Sam's Gebiete langsam vorzubereiten, an solchen Unsinn glaubt kein vernünftiger Mensch, sondern wir meinen, daß die Amerikaner, die als Farmer, mit reichlichen Mitteln in der Regel ausgestattet, die Kultivierung des Bodens, der dem ihrigen in der alten Heimat gleicht und auf dieselbe Art bearbeitet wird, ausgezeichnet betreiben und dadurch Erfolge erzielen, welche, wenn sie an Bekannte und Verwandte südlich der Grenze berichtet werden, Diese veranlassen, ebenfalls ihr Land zu verkaufen und nach dem Prairie-Canada überzusiedeln; Land ist hier noch immer sehr billig, im Vergleich zu den in den Nordstaaten herrschenden Preisen, zu nennen und aus diesem Grunde wird die Auswanderung von Süden nach unserem Norden nicht nur stetig anhalten, sondern aller Voraussicht nach von Jahr zu Jahr erheblich zunehmen, ein Verbot, die Amerikaner in ihrem eigenen Lande zur Auswanderung zu bereden, existiert ja in den Vereinigten Staaten nicht, wenn es auch die offiziellen Kreise daselbst durchaus nicht gern sehen, daß gerade die besten Kräfte ihr Heim verlassen, um in Canada ihr Glück zu versuchen.

Die drei Prärie-Provinzen hatten sowohl im vorletzten, wie letzten Jahre sehr befriedigende Ernten zu verzeichnen; Dieselben betrugen 1905 nach amtlicher Aufstellung in Manitoba:

Weizen	55,761,416	Buschel
Hafer	45,484,024	"
Gerste	14,064,175	"

In Saskatchewan:

Weizen	26,107,286	Buschel
Hafer	19,213,055	"
Gerste	893,396	"

In Alberta:

Weizen	2,306,524	Buſſhel
Hafer	9,514,180	"
Gerſte	1,773,914	"

und für die 1906er Ernte lauten die Schätzungen in runden Zahlen:

In Manitoba:

Weizen	61,000,000	Buſſhel
Hafer	48,000,000	"
Gerſte	16,000,000	"

In Saskatchewan:

Weizen	29,600,000	Buſſhel
Hafer	22,300,000	"
Gerſte	1,100,000	"

In Alberta:

Weizen	2,900,000	Buſſhel
Hafer	12,800,000	"
Gerſte	2,200,000	"

doch muß hierbei bemerkt werden, daß in vielen Fällen die Dreschresultate erheblich besser ausfielen, wie zur Zeit der Schätzungen erwartet werden konnte.

Die Erntearbeiten verliefen im letzten Herbst unter den denkbar günstigsten Umständen, das Wetter war, besonders während der Dreschzeit herrlich und wurde denn auch von den Farmern tüchtig ausgenutzt; infolge der anhaltend trockenen Witterung war das Herbstpflügen an vielen Stellen mit Schwierigkeiten verknüpft, doch wird das Veräumte wohl Alles nachgeholt worden sein, da der Oktober sich sehr gut anließ, von Frost kaum etwas zu spüren war.

Die Rostkrankheit unter dem Weizen, die 1904 namentlich in Manitoba beträchtlichen Schaden anrichtete, trat 1906 nur ganz vereinzelt auf und richtete kein irgendwie nennenswertes Unheil an; das wohl einzige Unangenehme, mit welchem die Farmer zu kämpfen hatten, war der schon erwähnte empfindliche Mangel an Eisenbahnwagen, in welchen das Getreide verladen werden soll; infolge dieses Mißstandes waren die Farmer häufig gezwungen, nachdem ihre Schuppen, Ställe etc und die Elevatoren bis oben hin gefüllt waren, ihr Getreide, so gut es eben gehen wollte, in Gräben auf offenem Felde, mit Stroh reichlich zugedeckt, zu lagern.

Auch die Viehzüchter haben ein gutes Jahr hinter sich; der Winter 1905—06 war für ihre Zwecke ein sehr günstiger, das Vieh hatte reichliche Weide, kam gut durch und befand sich zur Zeit, wo wir dies niederschreiben, in bester Verfassung; einige vereinzelte Fälle von „lump jaw“ wurden bei zum Export nach England bestimmtem Vieh in Calgary und Winnipeg entdeckt, eine verschärfte Kontrolle trat sofort ein und so darf man wohl hoffen, daß diese Erkrankungen lokalisiert bleiben werden.

Die zahlreichen Butter- und Käse-Fabriken können ebenfalls auf ein

günstiges Jahr zurückblicken, Preise für ihre Produkte hielten sich fortwährend auf einer sich gut bezahlenden Basis.

Die meisten Farmer, Viehzüchter etc. werden jetzt das wohl- und schwerverdiente Geld aus ihren Betrieben intus haben und da möchten wir bei dieser günstigen Gelegenheit mal ein paar Worte der Ermahnung anbringen, sie sind herzlich gut gemeint und werden deshalb auch nirgends Anstoß geben können.

Bei der jetzt herrschenden Spekulation in Land, der fast an Sicherheit grenzenden Wahrscheinlichkeit, daß die Preise für Dasselbe stetig heraufgehen werden, benutzen viele Farmer das flüssig gewordene Geld dazu, weiteres Land anzukaufen, die Farmen zu vergrößern; das ist eine nur zu natürliche Sache, über die man auch kein Wort verlieren dürfte, wenn sie nicht einen bedenklichen Saften hätte!

Während der stillen Zeit, also um es genau auszudrücken, während der Zeit, in welcher viele Farmer kein Geld haben, lassen Diese beim Kaufmann anschreiben, was dieser selbstredend sehr gern in der Erwartung tut, daß nach der Versilberung der Ernte die Abrechnung erfolgt; an diese moralische Pflicht erinnern sich nun Viele nicht, sie geben jeden überflüssigen Dollar für neues Land aus und denken: Ach, der Kaufmann — und wohl auch so mancher andere Lieferant — kann noch „ein bißchen warten“, mit anderen Worten, er wird auf die nächste Ernte vorläufig vertröstet.

Viele der kreditgebenden Handel leute können aber nun leider nicht warten, sie haben nicht die Mittel, ihre Häuser, von Denen sie kaufen, ohne den Eingang der Farmer-Gelder zu bezahlen und auch diese Häuser sind oft genug nicht in der Lage, ohne Zahlungen seitens ihrer Kunden den Verpflichtungen, die sie wieder anderen Geschäften und den Banken gegenüber haben, nachzukommen und die Folge dieser Nachlässigkeit der Farmer ist dann eine ganze Kette von Unannehmlichkeiten in Geschäfts- und Bankreisen. Bezahlt aber der Farmer zur Zeit, wo er „fluß“ ist, wenigstens einen Teil seiner Schulden ab, so kommt das große Räderwerk des Kreditgebens und -nehmens wieder in einen wohlgeordneten Gang und Allen ist dadurch geholfen.

Wir wissen nicht, ob auch deutsche Farmer in der erwähnten Weise handeln, von Nicht-Deutschen wissen wir es aber ganz genau und haben in dieser Beziehung viele Klagen von Geschäftsleuten und Bankleitern mit anhören müssen; dieselben kommen ja den Farmern gewiß so viel wie möglich entgegen, der „Tag der Abrechnung“ darf aber nicht zu langen hinausgeschoben werden, man sollte mehr an die gute, alte Redensart denken: „Leben und Leben lassen!“ —

Die Arbeiternot in ganz Canada hat jetzt einen Umfang angenommen, der beängstigend wird und die Farmer können ja auch zur Erntezeit ein Liedchen davon singen. Um dieser Not in etwas abzuhelpen, war vorgeschlagen, die Einfuhr von Chinesen, die jetzt bei der hohen Kopfsteuer von 500 Dollars gleich null ist, durch eine wesentliche Herabsetzung derselben wieder zu heben und ferner soll die vor kurzem begonnene Einwanderung von Hindus, speziell nach Britisch Columbia, kräftigst unterstützt werden. Aber gegen diese „asiatischen Plagen“ protestieren nun wieder weite Kreise, Diese möchten auch die Hindus aus Canada wieder hinauswerfen, aber da

die Leute britische Untertanen sind, geht das nicht an. Wie die so schwierige und ungemein wichtige Arbeiter- oder eigentlich Arbeiternot-Frage schließlich gelöst werden wird, wissen die Götter, bemerkt sei nur noch, daß unter Derselben auch ein landwirtschaftlicher und der Entwicklung sehr fähiger Zweig, nämlich die Rübenzucker-Industrie in Süd-Alberta, welches sich dazu vorzüglich eignet, leidet; aber der Bau von Zuckerrüben verlangt viele und andauernde Arbeit und wenn die benötigten Arbeitskräfte nicht zu beschaffen sind, muß die Rübenzucker-Industrie eben auf ihrer ersten Stufe vorläufig stehen bleiben.

Im Sommer des letzten Jahres wurde in den Provinzen Manitoba, Saskatchewan und Alberta eine Volkszählung auf Anordnung der Dominion-Regierung vorgenommen; die ganz genaue Zahl der Einwohner ist noch nicht festgestellt, aber in runden Zahlen belief sie sich nach offiziellen Angaben auf: 360,000 in Manitoba, 260,000 in Saskatchewan und 185,000 in Alberta, zusammen 805,000, eine verschwindend kleine Zahl für die drei Provinzen, welche dazu ausersehen sind, in absehbarer Zeit Millionen von Menschen zur Wohnung zu dienen.

In politischer Beziehung war das letzte Jahr wenig ereignisreich; im Dominion-Ministerium traten einige Wechsel ein, die lediglich persönlicher Art und teilweise durch den in Paris plötzlich erfolgten Tod des Ministers der Marine und Fischereien, Raymond Préfontaine, veranlaßt waren; das Parlament hat in seiner über vier Monate dauernden Session herzlich wenig geleistet, dank der häßlichen Anklagen, welche die Opposition gegen die Regierung und deren Beamte, besonders in den Ministerien des Innern und der Marine und Fischereien, vorbrachte und die unendlich viel wertvolle Zeit fortnahmen und schließlich doch kein greifbares Resultat zu Wege gebracht haben. Das wichtigste Gesetz, welches schließlich durchgebracht wurde, betraf die Heiliahaltung des Sonntages; man darf wohl sagen, daß dieses Gesetz weder Fisch noch Fleisch ist, keine Partei recht befriedigt und mit allen seinen vielen Anhängseln, sowie „Wenn“ und „Aber“, wenig Aussicht hat, streng durchgeführt werden zu können, was wir auch als kein großes Unglück betrachten.

Für den November ist eine zweite Session des Parlamentes in sichere Aussicht genommen worden, während Welcher hoffentlich mehr Positives geleistet werden wird. Hauptgegenstand der Verhandlungen wird die neue Zolltarif-Vorlage sein, d. h. eine Revision des jetzt bestehenden Zolltarifes, wo derselbe Lücken und Fehler während seines zehnjährigen Bestehens gezeigt hat. Die Tarifdebatte sollte schon im Sommer erfolgen, aber durch die Oppositions-Taktik, sowie einen Unfall des Finanzministers Fielding, welcher Diefen lange Zeit aus dem Zimmer fesselte, wurde es zu spät und man verschob die Sache auf die Winter-session.

Inzwischen hat eine speziell ernannte Tarif-Kommission, welcher auch verschiedene Minister angehören, ganz Canada durchreist und überall Wünsche und Vorschläge von Fabrikanten, Konsumenten etc. entgegen genommen; die Kommission hat jetzt dieses gesammelte Material gesichtet und kann nun mit einer wohl präparierten Vorlage vor das Parlament treten. Wir dürfen den Versicherungen von hohen Regierungsbeamten Glauben schenken, wenn Diese zu öfteren Malen erklärt haben, daß an Einführung eines Hoch-

schutzzolllos, wie ihn die Fabrikanten in ihrer großen Mehrzahl gern haben möchten, nicht zu denken ist, das Interesse, speziell der Farmer, wird auch in Zukunft wohl geschützt sein.

Der leidige Zollkrieg zwischen Canada und Deutschland dauert noch fort, doch liegen genügend Anzeichen vor, daß der Friedensschluß nicht mehr weit entfernt ist, der gute Wille, den Zwist beizulegen, ist auf beiden Seiten vorhanden.

Von den Provinzen interessieren uns hier nur Manitoba, Saskatchewan und Alberta; letztere Beide haben ihr erstes Jahr des selbstständigen Bestehen hinter sich liegen und können auf Dasselbe mit Stolz zurücksehen, überall entwickelt sich in denselben, bei einer starken Einwanderung, reges Leben, das allerdings manchmal in den Sprüngen, welche die Preise von Stadteigentum und Land nach oben nehmen, einen zu spekulativen Ausdruck findet.

Edmonton und Regina, die Hauptstädte der beiden Provinzen, leisten in dieser Beziehung recht Annehmbares, indessen muß speziell bei Edmonton erwähnt werden, daß durch den Zentralkpunkt, den die Stadt schon in kurzer Zeit durch Einlaufen von drei großen Bahnlinien bieten wird, das Heraufgehen der Preise für Land eine Berechtigung hat.

Edmonton wie Regina haben die nötigen Baupläge, auf denen die Regierungsgebäude errichtet werden sollen, erworben und mit den Bauarbeiten wird prompt begonnen werden; das Deutschtum hat in beiden Provinzen höchst erfreuliche Fortschritte gemacht und zu den alten deutschen Kolonien sind eine ganze Reihe Neue hinzugetreten, die sich Alle auf dem Wege einer gesunden Entwicklung befinden. In Alberta hat nicht nur Edmonton ein blühendes Jahr zu verzeichnen, auch die Konkurrenzstadt Calgary ist darin nicht zurückgeblieben, ebenso wenig wie Städte an den Eisenbahnlinien, die noch vor wenigen Jahren unansehnliche Ansiedlungen waren. Ein gleiches erfreuliches Vorwärtstreben ist in der gesamten Provinz Saskatchewan zu verzeichnen, in der sich das Deutschtum ebenfalls mehr und mehr entwickelt; schade nur, daß sowohl in Alberta wie Saskatchewan die Deutschen in politischer Beziehung noch verhältnismäßig so wenig Einfluß gewonnen haben.

In Manitoba ist die konservative Partei noch immer am Ruder; Neuwahlen zur Legislatur werden in diesem Sommer stattfinden und wenn die Liberalen unter ihrem Führer Edward Brown in Portage la Prairie auch nicht mit Sicherheit auf einen Sieg rechnen können, so wird doch die Regierung eine empfindliche Niederlage in Distrikten erhalten, in denen bisher konservativ Trumpf war.

Die Stadt Winnipeg entwickelt sich mächtig, sie hat jetzt das erste Hunderttausend an Einwohnerschaft erreicht und nicht lange wird es währen, bis die Viertel Million voll ist; einen Streik der Angestellten der Straßenbahn-Gesellschaft, den wir Ende März hatten, rechnen wir zu den Dingen, die zu jeder Großstadt gehören, ebenso aber auch Straßenbahnwagen an den Sonntagen; trotz alles Sträuben der extremen Elemente unter der Bevölkerung, welche von Wagen an Sonntagen nichts wissen wollten, siegte bei der Abstimmung am 28. Juni doch der gesunde Menschenverstand unserer Bürger, die mit großer Majorität für die Sonntags-Wagen eintraten; sie laufen

jetzt seit Anfang Juli und kein vernünftiger Mensch nimmt irgend welchen Anstoß daran.

Billiges elektrisches Licht für Geschäfts- und Privat Zwecke verspricht uns der Stadtrat, wir wollen nur hoffen, daß der 1908er Kalender über eine günstige Entwicklung in dieser Angelegenheit berichten kann, ebenso wie über eine befriedigende Lösung der Wasserfrage.

In St. Boniface wurde am 9. August die größte Getreidemühle im britischen Reiche, die „Western Canada Flour Mills“ eröffnet; die Mühle kann täglich 4000 Faß Mehl herstellen.

Das prächtige Hotel der Canadischen Pacific Bahn, das „Royal Alexandra“, begann in der zweiten Hälfte des Juli den Betrieb; es erfreut sich einer ungemein starken Frequenz, Beweis genug, daß ein solches Hotel der Stadt Winnipeg schon lange fehlte.

In deutschen kirchlichen und Klub Kreisen hat sich wenig Erwähnenswertes zugetragen; die neue gefällige und sehr geräumige Kirche der deutsch-lutherischen Dreieinigkeits-Gemeinde wurde unter außerordentlich großer Beteiligung feierlichst eingeweiht, eine andere neue schöne Kirche, die Kreuz-Kirche, der Ohio-Synode gehörig, befindet sich im Bau und soll im November eingeweiht werden.

Die „Deutsche Vereinigung“ gedeiht munter weiter, sie verlor in Johann Heuchert im September einen ihrer Gründer und früheren Präsident; der Tod Herrn Heucherts hat in allen deutschen Kreisen tiefes Bedauern hervorgerufen. Im „Reichsdeutschen Verein“ wurde die Silberhochzeit des deutschen Kaiserpaares durch einen großen Ball auf das festlichste gefeiert. Als wieder aufgelebt ist der Gesangverein „Concordia“, zu welchem Damen und Herren gehören, zu nennen, neu gegründet ist der Turnverein „Fahn“.

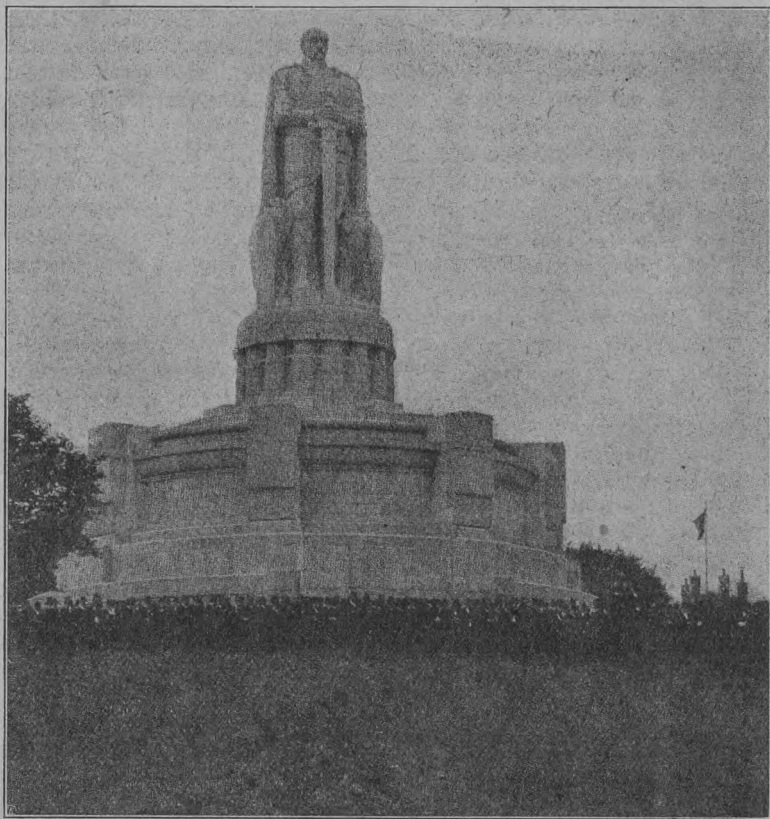
In deutschen Schulkreisen wird der immer fühlbarer werdende Mangel an deutschen Lehrern bitter empfunden, alle Bemühungen unserer leitenden deutschen Schulmänner haben bedauerlicherweise und trotz des größten Eifers bisher zu keinem nennenswerten Erfolg geführt. Klagen, daß sich deutsche Lehrer viel zu wenig an den Konferenzen etc. der Lehrerschaft Manitoba's beteiligen, sind uns häufig zugegangen. Mit dem Bau der Menonitischen Fortbildungsschule will es auch noch nicht so recht in Gang kommen.

Der Kaiserlich Deutsche Konsul in Winnipeg, Herr Wm. Gespeler, trat im Mai einen ihm bewilligten viermonatlichen Urlaub an, den er hauptsächlich in Baden-Baden zu verbringen gedenkt; während Herrn Gespeler's Abwesenheit ist Herr Hugo Carstens mit der Vertretung des Konsulates beauftragt worden.

Deutschland.

Gedenken wir zuerst des Oberhauptes des deutschen neuen Reiches Kaiser Wilhelm's und seiner Familie; Beide haben im letzten Jahre zu verschiedenen Malen mit viel Stolz erfahren dürfen, wie innig und treu das deutsche Volk in glücklichen und traurigen Zeiten zu ihnen hält. Die Silberhochzeit, welche das hohe Paar am 27. Februar feierte, gab Alldeutschland die so willkommene Gelegenheit, seinem Kaiser und seiner Gemahlin zu be-

weisen, wie Beide von dem Volke verehrt werden, wie man ihr reines, glückliches Familienleben aufrichtig bewundert; da gab es keinen noch so kleinen Platz im weiten deutschen Reiche, der nicht des Silberpaares liebend und verehrend gedacht hätte und zahllos waren die Geschenke, welche dargebracht wurden; die Meisten bestanden in Stiftungen, über deren Verwendung das Kaiserpaar zu entscheiden hat; es wird dafür Sorge tragen, daß die Bedürf-



Das Bismarck-Denkmal in Hamburg.

tigen daraus den meisten Nutzen ziehen werden. Ebenfalls am 27. Februar feierte auch der zweite Kaiserjohn, Prinz Eitel Friedrich, seine Hochzeit mit der Herzogin Charlotte von Oldenburg, auch diesem jungen glücklichen Paare brachte das deutsche Volk seine Liebe entgegen, die aber vielleicht noch mehr zum Ausbruche kam, als dem Kronprinzenpaare am 4. Juli in Potsdam der Thronerbe, der „dritte Kaiser“, geboren wurde.



Reichskanzler Fürst Bülow nach seiner Genesung.

Fühlt sich Kaiser Wilhelm in seinem trauten Familienkreise überaus glücklich, so hatte er doch in seiner hohen Stellung Gelegenheit genug, immer von neuem wieder die ersten Seiten des Lebens kennen zu lernen. Und das letzte Jahr ist in politischer Beziehung ein außergewöhnlich Ernstes gewesen, es verlangte die unausgesetzte Energie und Klugheit der deutschen Staatsmänner, um das Reichsschiff ungefährdet durch ein sehr unruhiges Meer zu steuern; Zündstoff, der jeden Augenblick einen der furchtbarsten Kriege, welche die Welt je erlebt hat, entfesseln konnte, lag im reichen Maße überall herum und wenn es dennoch gelang, den kostbaren Frieden zu erhalten, dann verdanken wir Alle es nicht zum kleinsten Teile dem Kaiser selbst, er hat sich jetzt als ein wahrer Friedensfürst erwiesen, der seinem Volke die Leiden eines Krieges ersparen wird, so lange dies mit Ehren möglich ist.

Und es ist möglich gewesen, alle die vielen Intriguen, welche England, Frankreich, Rußland und die kleineren Geister gegen Deutschland gesponnen haben und die auf der Marokko-Konferenz in Algieras am markantesten zu Tage traten, sie haben wohl Deutschland in eine isolierte Lage gebracht, aber diese Lage blieb dennoch eine den Feinden gegenüber so Drohende, daß von ihnen Niemand wagte, mit dem Allerniedrigsten anzubinden; zu ihrem Glück, denn diese Stänker und Intriganten hätten den „furor teutonicus“ Einer nach dem Anderen gründlich zu kosten bekommen.

Infolge der fortwährenden Aufregungen im politischen Dienste starb der Staatssekretär des Aeußern, Freiherr von Richthofen und sein direkter Vorgesetzter, der Reichskanzler Fürst Bülow, erlitt während einer Sitzung des Reichstages einen Schlaganfall; schneller, wie man hoffen konnte, hat sich aber der Fürst wieder erholt und er ist jetzt soweit hergestellt, daß er sein verantwortliches Amt im Oktober wieder übernehmen wird.

Der große Krieg ist also glücklicherweise vermieden worden, und er wird hoffentlich noch viele Jahre auf sich warten lassen, aber der kleine Krieg, den Deutschland in Südafrika führt, will gar kein Ende finden; mit der, wie üblich, stets lebenswürdigen Hilfe, welche England den Feinden Deutschland's, in diesem Falle den aufständigen Eingeborenen, erweist, ist es Diesen noch immer gelungen, sich einer entscheidenden Niederlage, die dem Kampfe ein Ende machen würde, zu entziehen, indem sie sich auf englisches Gebiet flüchteten und daselbst unbehelligt blieben.

In der letzten Zeit scheinen aber die äußerst energischen Proteste Deutschland's gegen diese eigenartige englische Neutralität in London etwas Eindruck gemacht zu haben, und es sind Befehle gegeben, übertretende Aufständische zu entwaffnen und unter Bewachung zu stellen. Verhält sich England fernerhin ehrlich neutral, dann wird auch der Krieg dort unten bald vorüber sein.

Im Allgemeinen läßt die Verwaltung in den südafrikanischen deutschen Kolonien sehr viel zu wünschen übrig und die Skandale, die sich mit Bezug auf Lieferungs-Kontrakte zugetragen haben, mußten das peinlichste Aufsehen im alten Vaterlande erregen, umsomehr als auch der preußische Minister von Bodbielski an diesen, reichen Gewinn abwerfenden Geschäften beteiligt gewesen sein soll; da aber die Sache noch schwebt, müssen wir die Kritik noch aufschieben.

Der Reichstag hat, was die Bewilligung von Geldern für die Armee und besonders die Flotte anbelangt, viel geleistet, ebenso viel freilich auch durch Anziehung der Steuerschraube; nun, das hilft einmal nichts, für Deutschland's Macht dem feindlichen Auslande gegenüber muß stets das nötige Geld zu haben sein, das bringt die Stellung leider mit sich. Die Reichstagsboten haben denn auch mit großer Majorität Alles bewilligt und dafür wurden sie gut belohnt, indem ihnen in Zukunft Diäten, wonach sie sich schon so lange gefehnt haben, gezahlt werden; eine Liebe ist der Anderen wert.

Unangenehm ist die Kriecherei, namentlich leitender Kreise, hinauf bis zum Kaiser, vor den Vereinigten Staaten; Gutes hat sie Deutschland noch nicht eingebracht, die Herren Yankees, welche in der Politik den Ton angeben, werden nur noch arroganter, die Zollpladereien hören nicht auf und mit dem erhofften Handelsvertrage sieht es windiger denn je aus.

Nächst dem Kaiser wohl der beliebteste deutsche Fürst, der Mitbegründer des herrlichen deutschen Reiches, der Großherzog Friedrich Wilhelm von Baden, feierte am 9. September seinen 80ten Geburtstag und wenige Tage darauf, am 20. September, das seltene Fest der goldenen Hochzeit; beide Ehrentage, besonders aber der Letztere, gaben dem gesamten deutschen Volke, in erster Linie den treuen Badensern, eine willkommene Gelegenheit, dem Jubelpaare ihre Liebe und Verehrung auf alle nur denkbare Arten zu beweisen.

Der Tod hat im letzten Jahre so manche hervorragende Deutsche dahingerafft; wir erwähnen nur Prinz Albrecht von Preußen, Regent von Braunschweig, Prinzessin Friedrich Karl, Prinz Heinrich von Reuß, die Minister Budde und von Thielen, Eugen Richter, Hermann v. Wissmann und den Schöpfer der „Familie Buchholz“, Julius Stinde.

Zu den deutschen Toten rechnen wir auch den früheren Herzog von Nassau, nachherigen Großherzog Adolf von Luxemburg, der am 17. November 1905 starb und Dem sein Sohn Wilhelm Alexander auf dem kleinen Throne folgte.

Indem wir nun von Deutschland Abschied nehmen, wollen wir noch erwähnen, daß bei Schluß der Umschau Handel und Gewerbe daselbst in vollster Blüte standen, die Fabriken sind mit Aufträgen überhäuft, eine Arbeitslosigkeit für Den, der arbeiten will, gibt es nicht, die Löhne sind gut und deshalb herrscht auch allgemeine geschäftliche Zufriedenheit, Streiks von großer Ausdehnung sind nur sehr Wenige vorgekommen.

Oesterreich-Ungarn.

Dem greisen Herrscher über die Doppel-Monarchie, Kaiser Franz Joseph, der am 18. August 1906 seinen 76ten Geburtstag unter allgemeiner Beteiligung seines ihn hoch verehrenden Volkes, man sollte eigentlich Völker sagen, feierte, blühen auf dem Gebiete der inneren Politik in seinem weiten vielsprachigen Lande nur wenige Rosen und auch Diese sind reichlich mit Dornen versehen.

Persönlich von sehr versöhnlichem Charakter, ist es ihm schier unmöglich, den Frieden in der Monarchie aufrecht zu erhalten, überall plagen die

sich schroff gegenüberstehenden Parteien heftig auf einander; am schlimmsten wütete eine Zeitlang der Krieg zwischen der österreichischen Krone und Ungarn, der offene Bruch, der zu einer offenen Revolution hätte führen müssen, stand mehr wie einmal dicht vor der Tür und wenn augenblicklich auch wieder, sowohl in Wien wie in Budapest, ein wärmerer friedlicherer Ton herrscht, so ist doch zu befürchten, daß der Adau wieder losgeht, wenn die Parlamente cis- und transleithanisch, wieder tagen werden. Trotz aller schönen und wohl auch aufrichtigst gemeinten Versicherungen von Leuten wie Julius Andrássy und Bekerle, steuert Ungarn klarer Weise auf eine vollständige Trennung von Oesterreich los, sie mag bis nach dem Tode des auch in Ungarn hochpopulären Kaisers verschoben werden, aber die Zeit ist nahe, wo das alte Königreich wieder einen Attila auf den Thron, dem neuen Herrscher die Stephans-Krone auf das Haupt setzen wird.

In Böhmen kommen nach einer Reihe von ruhigen Tagen die alten Streitereien zwischen Deutschen und Tschechen immer wieder in gehässigster Weise zum Ausbruch; auch in diesem Falle wirkt das beschwichtigende Eintreten des Kaisers Gutes, sodaß der Frieden zwischen den beiden feindlichen Nationalitäten wenigstens äußerlich gewahrt bleibt. Aber wer soll diese schwere und undankbare Rolle nach dem Tode des alten Herrn übernehmen? Sein Thronerbe, Erzherzog Franz Ferdinand, wird dazu schwerlich der geeignete Mann sein, er erfreut sich nur wenig Liebe und Popularität bei seinen zukünftigen Untertanen.

Doch vor allen Dingen lebt der alte Kaiser noch und es wäre müßig, zu spekulieren, was nach seinem Tode passieren wird; trotz seines persönlichen Widerwillen hat der Monarch noch eine der wichtigsten Gesetzbvorlagen, die das Kaiserreich Oesterreich betrifft, unterzeichnet: Das Land wird, nach unendlich langen und harten Kämpfen, ein neues Wahlsystem auf der Grundlage eines allgemeinen Wahlrechtes erhalten und damit ist dem Volke ein Wunsch erfüllt worden, den es seit vielen Jahren hegte und der nun jetzt erst durch des Kaisers Liberalität eine Tatsache geworden ist; zu hoffen steht, daß dieses Volk auch Verständnis für freie Wahlen erhält, in vielen Teilen der Monarchie wird es daran noch lange fehlen.

In der äußeren Politik ist der Kaiser unentwegt und trotz so vieler verlockenden Anerbietungen, namentlich seitens England's durch den König Edward, ein treuer Freund Kaiser Wilhelm's und Deutschland's geblieben, dessen isolierte Stellung in Algieras nur durch Oesterreich kräftig gestützt wurde; ob aber im Ernstfalle die vielen Deutschland feindlichen Nationen der Doppelmonarchie willig an der Seite Desselben kämpfen werden, das ist eine Frage, deren Beantwortung man getrost der Zukunft überlassen darf.

Rußland.

In unserer vorjährigen Rundschau wurde unter dem Kapitel Rußland zum Schlusse die damals berechtigte Ansicht ausgesprochen, daß der Friedensschluß und die Proklamation des Zaren wieder friedlichere Verhältnisse im Innern des Landes schaffen würde. Leider ist diese Hoffnung in keinerlei Weise in Erfüllung gegangen, das Gegenteil ist eingetreten, der Aufruhr,

offene Revolution, mit zahllosen Morden verbunden, haben sich im letzten Jahre auf fast alle Teile des mächtigen Reiches übertragen, sprachlos und erschüttert sieht der Ausländer diesem wilden Treiben zu, tiefbeschämt und entrüstet betrachten es die wahren russischen Patrioten, an denen trotz aller fürchterlichen Ereignisse auch heute noch kein Mangel ist.

Als der Kaiser am 19. August seinem Volke ein Parlament, die Duma, versprach, da freute sich wohl das „Volk“, was man so darunter versteht, aber die ruhigen, vernünftigen und einsichtsvollen Elemente sahen in dieser Duma nur ein trauriges Herrbild einer wirklichen Volksvertretung und inaugurierten eine Agitation gegen den Zusammentritt, die allerdings in dieser Beziehung keinen Erfolg hatte, die aber weit über die Köpfe der es Gutmeinenden in ungünstigem Sinne wuchs.

Zunächst erklärten die an den Eisenbahnen Angestellten am 29. Oktober einen Generalstreik, der den Verkehr vollständig lahm legte; diesem Streik schlossen sich viele Kreise, selbst Polizisten an, in Moskau, Warschau und Lodz, wo 143,000 Arbeiter streikten, kam es sofort zu blutigen Straßenkämpfen, die eine um so bedrohlichere Gestalt annahmen, als das Militär, mit welchem der Staat die Aufriührer zu bekämpfen hatte, vielfach unzuverlässig war, selbst Offiziere an revolutionären Versammlungen teilnahmen und in denselben Reden hielten.

Die Folge dieser Unruhen am 29. und 30. Oktober war eine sofortige starke Preissteigerung der Lebensmittel, was dann wieder allgemeine Plünderung von Läden zum Gefolge hatte; in seiner Bedrängnis erließ der Zar am 31. Oktober ein zweites Manifest, welches allgemeines Wahlrecht, Gewissensfreiheit und andere schöne Dinge verheiß, aber das „Volk“, und jetzt hatte sich bereits Alles, was zum Böbel gerechnet werden darf, an die Arbeit gemacht, antwortete mit Erklärung der Republik, Mord und Totschlag, Leute können aber nun leider nicht Juden-Massakres.

Vollständig ratlos geworden, ernannte der Zar nun den „liberalen“ Minister Witte, der Rußland bei den Friedensverhandlungen in Portsmouth vertreten hatte, zum Premier-Minister und erhob ihn in den Grafenstand; Witte schien auch die versprochenen Reformen einführen zu wollen, aber die Blutbäder, Aufstände, so die von 20,000 Marinetruppen in Kronstadt, welche diese Festung bombardierten, konnte er nicht verhindern, sie dauerten noch längere Zeit an und wo sie aufhörten, traten Bombenattentate, Mordhelmmorde etc. an ihre Stelle.

Am 10. Mai wurde dann endlich die Duma vom Kaiser in Person eröffnet, Witte, der gegen die Reaktionären nicht aufkommen konnte, trat von seinem wenig beneidenswerten Posten zurück, sein Nachfolger wurde Goremjkin, der dann später wieder von Stolypin ersetzt wurde. Die Herrlichkeit der Duma dauerte nicht lange, geleistet wurde von Derselben praktisch sehr wenig, desto mehr an Schimpfen und Toben; dieses erste Parlament wurde bald geschlossen, das Zweite soll im November zusammentreten, aber ob Dieses mehr Glück mit seinen Arbeiten haben wird, steht noch sehr zu bezweifeln.

Alle Diejenigen, welche dem Dolche, Revolver, den Bomben zum Opfer fielen, zu nennen, wäre hier ganz unmöglich, aber der Opfer sind es eine Legion und unter ihnen befinden sich auch Viele, die mit der Politik nichts

zu tun hatten, sie hüllten ihr Leben ein, weil sie sich in der Nähe der Mörder befanden, von Diesen auch häufig mit den außerordentlichen Schlachtopfern verwechselt sein mögen.

Es ist ein überaus trauriges Kapitel, das man über die Zustände in Rußland zu schreiben hat und je kürzer man Dasselbe abfaßt, desto besser — der Inhalt würde ja doch nur Blut, Mord, Raub und Brand sein.

Seit Anfang Oktober hat sich indessen eine ruhigere Stimmung geltend gemacht, d. h. ruhiger für russische Verhältnisse, der Premier Stolypin tut augenscheinlich sein Bestes, um den Frieden auf liberalem Wege wieder herzustellen, er führt Reformen ein und namentlich der so schwer geprüfte Bauernstand erfreut sich des Minister's besonderer Beachtung.

Gebe Gott, daß wir in der nächsten Umschau von wenigstens einigermaßen friedlichen Zuständen in dem heiligen Zarenreiche berichten können, es ist wahrlich keine Freude, nur über diese entsetzlichen Ausartungen eines so großen Volkes schreiben zu müssen, die Feder will da sehr häufig nicht mehr mittun, sie streift auch!

Frankreich.

Auch das schöne Frankreich hat im letzten Jahre sein gut gemessenes Maß von Unannehmlichkeiten gehabt, von Welchen die Schlimmste, der Kampf zwischen Staat und der katholischen Kirche, noch zu sehr vielen und sehr ernststen Schwierigkeiten führen muß; der Kampf, der infolge des Trennungsgesetzes vom 4. Juli 1905 von den genannten beiden Mächten — denn die katholische Kirche ist auch heute noch eine große Macht — von jetzt ab geführt werden wird, ist ein Schwerer, er wird dem Lande noch viele Sorgen bereiten und es wäre vermessen, heute schon voraussagen zu wollen, welche Partei die Unterliegende sein wird.

Während der übliche und häufige Ministerwechsel auch letztes Jahr stattfand, dem Ministerium Rouvier Dasjenige von Sarrien folgte, welches jetzt wohl schon wieder von Clemenceau abgelöst sein wird, weist 1906 auch eine Präsidentenwahl auf. Der glückliche erste Beamte Frankreich's ist nun Fallières, er wurde am 17. Januar als Nachfolger Loubet's erwählt.

Die Freundschaft zwischen England und Frankreich bleibt vorläufig und anscheinend noch eine recht Dicke, die alten Feinde sind ein Herz und eine Seele, Rußland spielt nur noch die zweite Geige, während Deutschland noch immer ganz bei Seite steht. Einen ungemein warmen und herzlichen Empfang hatten aber deutsche Bergleute, sie wurden geradezu mit Enthusiasmus von der Bevölkerung aufgenommen. Im März ereignete sich bei Courrières ein furchtbares Grubenunglück, bei dem von 1800 Bergleuten über 1200 durch Brand und Explosion umkamen; aus Westfalen eilten wackere Rettungs-Mannschaften herbei, die durch ihre Ruhe und Disziplin die Franzosen erstaunten und wesentliche Dienste leisteten.

England.

Nach etwas mehr als zehnjähriger Dauer hat das konservative Regime Salisbury-Balfour ein Ende genommen, und zwar ein Ende mit Schrecken.

Am 4. Dezember 1905 trat Balfour zurück, dessen Stellung immer schwächer geworden war, nicht zuletzt auch wegen seiner unsicheren Haltung gegenüber Chamberlain und seines schutzzöllnerischen Imperialismus; tags darauf berief der König Sir Campbell-Bannerman zu sich und bot ihm die Ministerpräsidentschaft an. Am 8. Januar 1906 wurde das Unterhaus aufgelöst, und am 12. begannen die Wahlen, die den Konservativen und dem Unionismus Chamberlain'scher Färbung eine ungeheure Niederlage brachten. Bemerkenswert ist, daß zum erstenmal auch eine stattliche Arbeiterpartei in das Unterhaus einzog; aber auch ohne die Arbeiter und die Iren verfügt die Regierung, zu der übrigens in John Burns auch ein Arbeiterminister gehört, über eine stattliche Majorität.

England's neuer und „treuer“ Alliierter, Japan, will nicht, wie dies bei den anderen Alliierten sonst der Fall sein mußte, blindlings folgen; im Gegenteil, Japan, das sich jetzt fühlt, macht den Engländern Vorwürfen über ihre Armee, die der Verbesserung dringend bedürftig ist. In England hat man sich über diese Frechheit gründlich geärgert, aber da Japan Recht hat, man es mit diesem Lande nicht verderben will, wurde die Unrempelung ohne Muck eingestekt.

Dänemark.

Am 29. Januar starb im Alter von 88 Jahren nach nahezu 43jähriger Regierung König Christian der Neunte von Dänemark, innig betrauert von seinem Volk und von dem großen Kreis fürstlicher Familien, der in ihm sein Oberhaupt verehrt hatte. Kaiser Wilhelm ließ es sich nicht nehmen, am 18. Februar der feierlichen Beisetzung in Röskeilde beizuwohnen. Der neue König führt den Namen Friedrich der Achte, sein Sohn ist der jetzige König von Norwegen, Hakon der Siebente.

Schweden und Norwegen.

Schweden hat sich mit Würde in die Losreißung Norwegen's gefügt; in letzterem Lande ist nun Hakon der Siebente König, er war früher der Prinz Karl von Dänemark und ist mit der Prinzessin Maud von England, einer Tochter König Edward's, verheiratet. Ein Kronprinz ist auch schon zur Stelle, Alles, was dem neugeborenen Monarchen noch fehlt, ist etwas mehr Selbstständigkeit als König, aber die Norweger wollen sie ihm nicht geben.

Henrik Ibsen, der weit über Norwegen hinaus berühmte Dichter, starb am 23. Mai; das Begräbniß erfolgte auf Staatskosten.

Schweiz.

Am 19. Mai wurde eine neue und großartig angelegte Alpenbahn durch feierliche Eröffnung des Simplon Tunnels dem Verkehr übergeben; der König von Italien sowie der Bundespräsident waren dabei zugegen und tauschten herzliche Reden und gute Wünsche aus.

Der neue Bundespräsident ist Dr. Forrer, ein Deutsch-Schweizer.

Italien.

In der Nacht vom 5. zum 6. April begann ein Ausbruch des Vesuv's, der am darauffolgenden Palmsonntag seine schlimmste Höhe erreichte; in weitem Umfang wurde die Nachbarschaft verwüstet, viele Menschen verloren ihr Leben und der Verlust an Eigentum zählt nach Millionen von Dollars.

Als Ministerpräsident ist Giolitti wieder ans Ruder gekommen, sein Minister des Aeußern ist Tittoni, ein aufrichtiger Freund des Dreibundes.

Papst Pius der Zehnte erfreut sich, von einem gelegentlichen Gichtanfall abgesehen, einer guten Gesundheit, die ihn befähigt, seines schweren und verantwortlichen Amtes als Oberhaupt der katholischen Christenheit mit unermüdlichem Fleiße zu walten.

Das Verhältnis zwischen Deutschland und dem Vatikan ist augenblicklich das denkbar Beste.

Am 18. April starb in Rom der Jesuiten-General Martin, an seine Stelle trat nach kurzem Wahlgange ein Deutscher, Vater Wernz.

Im April und Mai tagte in Rom der Weltpost-Kongreß, der unter Anderem eine wesentliche Ermäßigung des internationalen Briefportos beschloß.

Aus Anlaß der Fertigstellung des Simplon Tunnels wurde Ende April durch das italienische Königspaar eine große internationale Ausstellung in Mailand eröffnet, an der sich auch Canada in vorteilhafter Weise als Aussteller beteiligte.

Spanien.

Von den inneren Nöten des Königreichs wurde die Aufmerksamkeit zeitweise abgelenkt durch einen gewissen Glanz der äußeren Stellung. Die freundliche Aufnahme, die König Alfons der Dreizehnte an allen europäischen Höfen, wie z. B. in Berlin, Wien und München, fand, seine Verlobung mit der Prinzessin Ena von Battenberg, einer Nichte des Königs von England, die Rolle Spaniens als Gastgeber der Marokko-Konferenz — das Alles schuf eine hochgemute Stimmung, die in der Hochzeit des königlichen Paares am 31. Mai 1906 ihren Höhepunkt erreichen sollte. Ein Bombenattentat in der Calle Mayor, das die Majestäten bei der Rückkehr von der Trauung in schwere Gefahr brachte und zahlreiche Menschenleben forderte, machte der Festesfreude aber ein jähes Ende. Der Urheber des ruchlosen Anschlages wurde später ergriffen, entleibte sich aber selbst. — Die Königin hat nach ihrem Uebertritt zum Katholizismus den Namen Viktoria angenommen. Die noch einzige Schwester des Königs, die Infantin Maria Theresia, hat sich mit dem Prinzen Ferdinand von Bayern vermählt. — Der als Leiter der Marokko-Konferenz hochverdiente Minister des Auswärtigen Herzog von Almodovar starb am 23. Juni in Madrid.

Bereinigte Staaten.

Im Vordergrund des allgemeinen menschlichen Interesses stand im

letzten Jahre die entsetzliche Katastrophe, welche über die schöne Metropole der nördlichen Pacific Küste, San Francisco, hereinbrach; am 18. April zerstörte ein Erdbeben mit darauffolgender Feuersbrunst den weitaus größten Teil der Stadt, Eigentum im Werte von über 300 Millionen Dollars, vernichtend, während der Verlust an Menschenleben auch heute noch nicht genau festgestellt werden konnte, sich aber gewiß auf Tausend belaufen wird.

Mit hochanzuerkennender Eile und Entschlossenheit sprang das ganze Land der unglücklichen Stadt zu Hilfe, überall regte sich der Wohltätigkeitsfönn der Amerikaner in schöner Weise. In San Francisco selbst arbeitete man sich in kurzer Zeit durch das Schlimmste durch und beschloß, die Stadt in noch viel größerem Umfange und schöner wieder aufzubauen; der Anfang damit ist längst gemacht, aber widrige Umstände, besonders Arbeiter-Schwierigkeiten, gestatten nur einen langsamen Fortschritt des Aufbaues.

Auch das Ausland eilte auf die Kunde von dem schrecklichen Unglücke zur Unterstützung herbei, Dieselbe blieb aber eine verhältnismäßig Geringe, da der Präsident Roosevelt in einer ziemlich arroganten Proklamation erklärte, daß die Vereinigten Staaten allein die nötige Hilfe leisten würden, das Ausland dazu nicht brauchten.

Diese Proklamation hat viel böses Blut, nicht nur in dem abgewiesenen Auslande, sondern in San Francisco selbst, gemacht, denn in dieser Stadt hätte man gern noch ausgiebigere Unterstützung erhalten.

Der Präsident Roosevelt war im letzten Jahre ein vielumworbener und auch ein viele Versprechen machender Herr. Seine Tochter Alice, die Freundin von Kaisern, Königen, Fürsten und so weiter herunter, heiratete ihren alten Schatz Longworth und unternahm eine Hochzeitsreise nach Europa, auf Welcher sie an allen Höfen unbegreiflicher Weise fast wie Fürstin gefeiert wurde, nur beim kranken Manne am Bosphorus, dem Sultan, fiel sie ab, er war der einzige vernünftige Mensch bei dieser Gelegenheit. Von dem erbitterten Kampfe gegen die Trusts, den Roosevelt verkündet hatte, merkt man nur wenig, dagegen ist man der Schweinerei, welche in den meisten Fleischpackerei-Fabriken in Chicago etc. geherrscht hat und die wirklich haarsträubend gewesen sein muß, gehörig zu Leibe gegangen und die Folge dieses Vorgehens seitens der Regierung wird hoffentlich sein, daß man in Zukunft amerikanische Fleischwaren wieder genießen darf, ohne befürchten zu müssen, mit denselben allerlei gräßliches Zeug hinunter zu würgen. Wenn die Canadier übrigens helle sind, können sie die amerikanischen Fleischkonkurrenz jetzt durch Errichtung neuer großer Fabriken und Herstellung reiner, guter Ware leicht aus dem eigenen Lande halten.

An den üblichen sensationellen Mord-Prozessen, die uns einen schauerlichen Einblick in die verrotteten Zustände gerade in den besten, d. h. also den reichsten Kreisen, gestatteten, fehlte es natürlich auch im letzten Jahre nicht, aber die Einzelheiten sind stets derartig, daß wir sie als einen Lektürestoff für die Umschau nicht für geeignet halten.

Die Scheinheiligen in den Staaten protestieren stets mit großer Energie gegen Vergewaltigungen Schwächerer durch Starke; aber diese Proteste gelten nur dem Auslande, in den eigenen vier Wänden halten sich die Seuchler beide Augen fest zu, wenn im Süden die Neger in grausamster Weise gehandelt werden; diese Lynchereien, welche der Großproß stolz mit dem Na-

men „Volksjustiz“ überseht, haben sich, zur Schande des freien Landes, im letzten Jahre häufig ereignet und regelrechte Negerverfolgungen sind mehr wie einmal vorgekommen. Erst im eigenen Hause kehren und dann mit reinem Gewissen dem Auslande gegenüber treten!

Der „Monroe Doctrin“ ist jetzt auch Cuba zum Opfer gefallen; ein Aufstand daselbst gab den Staaten die längst ersehnte Gelegenheit, einzuschreiten, Truppen zu landen und von der Insel Besitz zu ergreifen. Alles „natürlich“ nur im Interesse der Inselbewohner, die sich nach Wiederherstellung von Ruhe und Ordnung eine eigene Regierung von neuem wählen dürfen. Wer das glaubt, ist reif für einen bestimmten Ort, Cuba hat aufgehört, als selbstständiger Staat zu existieren, wird in Zukunft ganz und gar von Washington abhängig sein und in kurzer Zeit formell annektiert

Süd-Amerika.

Auch in Süd-Amerika haben Erdbeben in ihrer schlimmsten Art gewütet; am 16. August wurde die blühende schöne Hafenstadt der Republik Chili, Valparaiso, auf Deutsch das „Paradiestal“, von einem solchen furchtbaren Ausbruche elementarer Gewalten heimgesucht, der einen großen Teil der unteren Stadt vollständig zerstörte, während die entfernter und höher gelegenen Distrikte, in denen die Europäer und wohlhabenden Chilenen wohnen, nur wenig zu leiden hatten.

Man sagt, daß annähernd 3000 Menschenleben verloren gegangen sind und daß sich der Verlust an Eigentum auf 200 Millionen Dollars belaufen soll.

Im Sommer fand in Rio de Janeiro der Pan-Amerikanische Kongreß statt, an dem alle süd- und zentral-amerikanischen Republiken, sowie natürlich auch Mexico und die Vereinigten Staaten teilnahmen. Ein wirkliches Ergebnis haben die vielen Sitzungen nicht gebracht, das Mißtrauen, welches die Süd-Amerikaner gegen die Yankee's und ihr Annektions-Talent haben, ließ keinen besonderen Erfolg erwarten.

Ein kleiner Zwischenfall zwischen Brasilien und Deutschland wegen Uebergriffe, die sich der Kommandeur des deutschen Kanonenbootes „Panther“ zuschulden kommen ließ, wurde bald in freundschaftlichster Weise beigelegt.



Auflösung der Rätsel.

1. Freudentränen.
2. Falte, Falter.
3. Man soll das Kind nicht mit dem Bade ausschütten.
4. Bache, Lache, Mache, Rache, Sache, Wache.
5. Dante, Rante, Zante, Tante.
6. Senkel, Enkel.
7. Schminken, Schinken.
8. Bier, Gier, Tier, Zier.
9. Zeiger, Eiger.



West-Canada

besitzt

frei zu verschenkende Ländereien

Suchen Sie ein Heim ?

Wenn Sie eins wünschen, so können Sie einhundertundsechzig (160) Acker umsonst im canadischen Westen — dem Lande des harten Weizens — haben, indem Sie den Heimstätte-Regeln nachkommen.

Rat und Auskunft erteilt

gerne

W. D. Scott, Ottawa, Canada

Superintendent of Immigration.

Inhalts-Verzeichnis.

	Seite.		Seite.
Das Jahr 1907. — Finsternisse des Jahres. — Anfang der Jahreszeiten. — Morgen und Abendsterne		Gehalt von Getreide-Behältern	50
Chronologische Kennzeichen. — Oster-Tabelle. — Bewegliche Feste. — Unbewegliche Feste. — Tierkreis. — Kalendarium Bauernregeln. — Notizkalender.	4—27	Gehalt von Eisternen	50
Gerschels Witterungstabelle	28	Ristenmaß	50
Wichtige gesetzliche Bestimmungen. — Heimstätte-Verordnungen	29—31	Münzen Tabelle	51
Holz-Permits	31	Trächtigkeits - Tabelle	52
Grenz = Bestimmungen	31—32	Bevölkerungszahl Canadas	53—54
Schul-Verordnungen	32	Seemannsliebe—Novelle v. Rathol	59—72
Wege Arbeits Gesetz	33—34	Aus dem Leben Kaiser Friedrich's, von Hermann Rabelsky-Gotha	72—74
Jagd-Gesetze	34—35	Der Einbrecher—Erzählung von Franz Wichmann	75—89
Feuer = Gesetze	36	Aus dem neuen Aufstandsgebiete in Deutsch-Ostafrika	90
Fischerei = Gesetze	36	H. B. C. von Rudolph Bach (illustriert)	91—114
Anmeldungen v. Geburten	37	Die schweigenden Glocken	
Erwerbung des Bürgerrechts	37	Eine Oster-Geschichte von Ottomar Enkling	115—120
Exemptions = Gesetz	37—38	Razzia, Skizze von F. Diel	120—124
Ordinanz, Hengste und Bullen betreffend	38—40	Lebenswert—Gedicht	124
Ordinanz, Einzäunung betreffend	40—42	Geheimnis des Bodenkammer-schlusses von Karl Rode	125—128
The Noxious Weed Ordinance Alberta	43	Und die Mutter, Gedicht	128
Der Canadische Zolltarif	43—45	Ein Feder tue seine Pflicht	
Postverordnungen in Canada	45—46	Skizze von Alfred von Geldensfierna	129—132
Konsulate in Canada	46—47	Mir Gefällt's, Gedicht von Paul Kirchhoff	132
Vergleichung der Grade v. R., C. und Fahrenheit	47	Kinderrhänen, von Ernst von Wildenbruch	133—166
Kalender der Weizenernte	47	Tag und Nacht, Gedicht	161
Maße, Münzen und Gewichte	48	Humoristisches, illustriert	162—166
Getreide-Gewicht Tabelle	49	Auf Schlitten durch Nord-Sibirien	167—178
		Da steht ein Kreuz, Gedicht von Wilh. Domar	178
		Robbenfang und Robbenindustrie in Neufundland	

	Seite.
von Rudolph Bach . . .	179—190
Im Maien, Gedicht	190
Zeit ist Geld von Fr. Ds- kar Kühn	191—202
Der Tömer von London . .	203—210
Arbeit, Gedicht	210
Der Junken des Guten von M. Afsehoff	211—218
Jeder in seiner Ecke, Ge- dicht	218
Humoristisches, illustriert	219—222
Das Dritte, von Elsa Kraft	223—230
Wiederbeleben Ertrunkener (illustriert) von Dr. med. Mehner	231—234
Unsere Hausinschriften von Oskar Pflugk. . . .	235—243
Allerlei Unbegreiflichkeiten von W. Bredow	243—248
Garnisonleben in Preußen 1806, von W. v. Bre- men.	248—253
Die Erkältung und ihre Verhütung	253—256
Rätsel-Ecke	157—158
Umschau	259

Vollbild Illustrationen.

Verpacken von Birnen und Ap- feln	65
Rindvieh auf der Versuchsfarm	77
Laurentide Pulp Werke	84
Prinz Rupert	95
Bohageurs bei den Stromschnel- len	99
Radisson's Rede	105
Indianer Ueberfall	109
Fort Nelson von Engländern geräumt	113
Ein alter Seebär	137
In der Klosterküche	145
Gottesfrieden in den Alpen. .	197
Der kranke Dackel	207

	Seite.
Spielende Kinder	215
Im Kampf mit Nehräubern . .	241
Blütezeit	250
Das Bismarck Denkmal in Ham- burg	268
Reichskanzler Fürst Bülow nach seiner Genesung	269

Anzeigen = Register.

Wir bitten unsere Leser, bei Be-
stellungen und Anfragen in Bezug
auf die in diesem Kalender sich be-
findenden Anzeigen, gütigst stets er-
wähnen zu wollen, daß man die be-
treffende Anzeige im Nordwesten-Ka-
lender gesehen habe.

Samher & Masson Co. Ltd.	1
E. W. Gillet Company Ltd.	2
Catarrh Specialist Sproule	2
Richter Publishing Company	3
Eddy's Teer Papier	3
Dr. C. C. Collins Medical In- stitut	4
Western Veterinary Company	4
Canadian Port Huron Engine Company	5
Mrs. Winslow's Soothing Sh- rup	6
Alex. Rapoport, Odessa	6
Dr. Peter Fahrney & Sons Co.	7
Central Canada Insurance Co.	8
Ossler, Hammond & Ranton	8
Land Department Canad. Paci- fic Bahn	55
Murray Hill Publish. Company	56
Consolidated Stationery Co.	56
Atlantische Dampfschiffs Agentur	57
Dominion Expres Company	58
Freie Regierungsländereien	281
Paul Sala	282
Redwood Brauerei	282
Campbell, Pitblado & Co.	282

Hon. Colin H. Campbell, K.C.,
 Attorney General of Manitoba.
 Isaac Pitblado, L.L.B.
 E. H. Bennett.

Campbell, Pitblado & Co.

Barister, Etc.

Winnipeg

Canada

Bank of Hamilton Building.

Keine Prohibition!

Ihren Auftrag, ob klein
 oder groß, senden Sie an

Paul Sala

Engros Wein und Spirituosen

546 Main Str., Winnipeg.

Reiner heimischer Port für Kranke,
 \$1.25 per Gallone, \$3.60 Duzend
 Flaschen.

Bester Schnaps, \$2.75, \$3.00 u. \$3.50
 per Gallone, \$6.00, \$7.25 u. \$9.60
 Duzend Flaschen.

Spiritus, Branntwein, Gin, Most,
 Wein, etc.

Der beliebteste Laden der deutschen
 und mennonitischen Farmer.

Sowie unsere guten deutschen Biere, ist

Drewry's

Redwood Lager

absolut rein und von einem tüchtigen Braumeister von
 Malz u. Hopfen nach neuester und sauberster Methode gebraut

Verlangt es überall

Brauer

E. L. Drewry, Winnipeg, Man.

Dreschmaschinerien die besten der Welt.

Achtet stets auf unsere Handelsmarke,
sie ist eine Garantie der Qualität.

Minneapolis Threshing Machine Co.

MINNEAPOLIS :: MINNESOTA



Advance Thresher Company

BATTLE CREEK :: MICHIGAN

Schreibt an

American-Abell

Engine and Thresher Company, Ltd.

Toronto

WINNIPEG

::

REGINA

De Laval

Hochelegante Separatoren

**halten länger aus
als andere**

weil sie einige tausend
Umdrehungen per Minute
weniger machen.



Die abgerahmte Milch ist reiner und echter

wegen des „Alpha Disc“-Patentes in der Bowl. Dieser Apparat
ermöglicht es ferner, daß man mit einem De Laval auch kalte Milch
abrahmen kann, welches man mit keinem anderen Separator tun kann.

Sie laufen leichter

weil die geringere Umdrehungs-Schnelligkeit Kraft für den Betrieb
des Separators erübrigt.

Sie sind einfacher zu reinigen

da sie mit einem Waschapparat versehen sind, wodurch es möglich wird,
die verschiedenen Scheiben als ein Ganzes zu handhaben.

700,000 De Laval's im Gebrauch

mehr als zehn Mal soviel als alle andern zusammen genommen. —

Jeden höchsten Preis 1870—1906.

Verkauft und garantiert die Besten ihrer Art zu sein.

Schreibt um einen Katalog, er ist frei.

De Laval Separator Company, Winnipeg

Montreal

Toronto

Vancouver

New York

Chicago

Philadelphia

Portland

Seattle

San Francisco